Kulturbilder aus dem Rheinland

Joseph Joesten

Ger
G789
02

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

372

Kulturbilder aus dem Rheinland.

Beiträge zur Geschichte der geistigen und sozialen Bewegungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts am Rhein.

Von

Dr. jur. Joseph Joesten,
Regierungsrat in Bonn.

Bonn,
Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag.
1902.

Digitized by Google

F. M. 6789.02

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Herrn Dr. jur. Oscar Hamm

Oberlandesgerichts-Präsidenten
Wirklichem Geheimem Ober-Justizrate
Mitgliede des Staatsrats

dem verdienstvollen Förderer und Freunde rheinischer Aufklärung
deutscher Kultur und deutschen Lebens

verehrungsvoll und freundschaftlich zugeeignet.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
	Zueignung.	
	Vorwort und Einleitung	VII
I.	Der Humor in der kurfürstlichen Zeit	1
II.	Die Bildung am Rhein im 18. Jahrhundert	13
III.	Goethe in Bonn	44
IV.	Aberglaube, Hexen und Juden	54
V.	Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des 19. Jahrhunderts:	
	1. Gottfried Kinkel und sein Kreis	72
	2. Gottfried Kinkel und seine rheinische Heimat	118
	3. Die Wacht am Rhein	127
	4. Musikalisches Leben in Bonn	136
	5. Musikalisches Leben in Düsseldorf (Felix Mendelssohn-Bartholdy)	142
	6. Karl Simrock	150
	7. Wolfgang Müller von Königswinter	157
	8. Emil Rittershaus	197
	9. Geistiges und künstlerisches Leben im Wupperthale: Friedrich Roeber und sein Kreis	204
VI.	Aus der preußischen Konfliktszeit in Köln: Der weiße Hut	225
VII.	Von deutschen Bergen und Burgen: Wanderungen durch das untere und mittlere Siegthal	229
VIII.	Sankt Hubertus am Rhein. Eine Jagdstudie aus dem bergischen Lande	252
IX.	Der Humor im Gerichtssaal: Ein alter rheinischer Richter	260
X.	Der Humor bei dem Verfasser:	
	1. Alt- und Neu-Bonn	265
	2. Der Kohlenfeldzug im Jahre 1889	276
	3. In gebundener Sprache:	
	Ein seltener Gast	282
	Der unbequeme Herrgott	282
	Der schlagfertige Vater	283
	O, ihr Rechtgläubigen!	283
	Die Fabel von den drei Ringen	284
	Pegasus und Asinus	285
	Die Geschichte vom Hauptmann von Sobbe	286
	General Jussefowitsch	286
	Kloster Altenberg	287
	Der Mönch von Heisterbach	287
XI.	Aus der napoleonischen Zeit: Die Feldflasche von Auerstädt	289
XII.	Aus Preußens großer Zeit: Die Schlacht bei Spicheren	300

Digitized by Google

Vorwort und Einleitung.

Schon vor hundert Jahren hat der englische Schriftsteller George Crabbe (1754—1832) auf den sich vor unseren Augen vollziehenden Kampf der Zeitung gegen das Buch in seinem Lehrgedichte „The newspaper“ (1785) mit den Worten:

„Es harret ungekauft, jungfräulich manches Buch,
Es sinket ungesehen: die Zeitung ist sein Fluch“

hingewiesen. Der Kulturhistoriker wird diesem Entwickelungsprozeß ernste Beachtung widmen müssen, da auch in unseren Tagen die Zeitung immer mehr das Buch zu verdrängen sucht; als beliebteste litterarische Form der Gegenwart auf das Gegenwärtige, Heutige und Stündliche gerichtet, vergißt die Zeitung vortrefflich und bequem von heute auf morgen.

Wenn ich nun gar dazu übergehe, manche meiner im Laufe der Jahre in den verschiedensten Zeitschriften und politischen Zeitungen (zum Teil unter meinem Schriftstellernamen Hans von Windeck) erschienenen kulturgeschichtlichen Einzelbilder aus dem Rheinland zu sammeln, so komme ich hierdurch einem vielfach geäußerten Wunsche meiner litterarischen Freunde in der Heimat nach. Ich möchte die neu aufgeputzten, besser geratenen Kinder meiner Feder — soweit sie die Rheinluft geatmet haben — mit ihrem ehrlichen Familiennamen hier versammeln und in geschlossener Reihe sagen und singen lassen von Vergangenheit und Gegenwart am Rhein.

So möge denn dies Buch auch allen denen nicht unwillkommen sein, die sich im „Kampfe der Zeitung gegen das Buch“ auf die erstere Seite neigen!

Die Geschichte unseres Bildungsganges in den beiden letzten Jahrhunderten ist uns Deutschen mit Recht zu einer Herzenssache geworden, nachdem wir durch die Aera Bismarck und die Ereignisse des Jahres 1870/71 ein großes Kulturvolk und eine Machtnation ersten Ranges geworden sind. Die wissenschaftliche Bewegung der Neuzeit hat darum auch mächtig die geistige und soziale Geschichte unseres Werdeganges ergriffen und umgekehrt macht auch das fortschreitende Leben immer

Digitized by Google

entschiedener seine Ansprüche an die Klarstellung des Werdens und Wachsens des deutschen Volkes geltend.

Die Erkenntnis, daß die Grenzen unseres Erkennens und Denkens mit denen möglicher Erfahrung zusammenfallen, führte im 18. Jahrhundert zur empiristischen Grenzbestimmung unseres Denkens (Hume) und zur rationalistischen (Kant), die für die neuere Philosophie bis Schopenhauer, Hartmann und Friedrich Nietzsche charakteristisch sind. Der Letztere hatte sogar in seiner hinterlassenen Schrift: „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte" (Leipzig 1892 C. G. Naumann) ein großes systematisches Werk geplant, das sein Testament an die Welt bedeuten sollte. Er wollte die Geschichte der zwei nächsten Jahrhunderte beschreiben, wie sie kommen muß: „Die Heraufkunft des Nihilismus, deren Zeichen sich überall ankündige". Zarathustra hat genug gesprochen: auch die Weltgeschichte ist nach den geistreichen Paradoxen und Aphorismen dieses unglücklichen „Uebermenschen" immer noch zur Tagesordnung übergegangen. Der „Wille zur Macht" ist zwar vorhanden, er hat aber seine natürlichen Grenzen. „Alles ist schon dagewesen", sagt Ben Akiba. Selbst Napoleon, der den großen Kampf der Macht wieder aufweckte, hat vergeblich das 18. Jahrhundert zu überwinden versucht und selbst die Imagination einer europäischen Kultur, die ein Goethe hinterließ, kann als eine ausreichende Lösung der sozialen Frage, der Kulturfragen der Menschheit und der Humanität nicht erachtet werden: die kommenden Jahrhunderte werden das Wort unseres Altmeisters Goethe aber einlösen müssen:

„Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, um sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."

Das Rheinland, das den Gegenstand meiner kultur- und litterargeschichtlichen Bilder vorzugsweise ausmacht, ist durch seine günstige Lage, Bodengestaltung, Klima, seine gesellschaftlichen Zustände, seine Sitten und seinen Volkscharakter besonders geeignet, dem Kultur- und Litteraturfreund einen klaren Spiegel vorzuhalten, in dem sich die geistigen und sozialen Bewegungen im deutschen Vaterlande ganz besonders deutlich zeigen.

Was immer die Natur am Rhein geboten hatte, wurde von den Bewohnern des Landes fleißig und geschickt benutzt: Idealismus war und ist die Grundstimmung des Rheinländers bei seiner ausgesprochenen Begeisterung für das Wahre, Schöne und Gute geblieben. Neben den köstlichen Blüten und Blumen rheinischer Dichtkunst wuchern freilich im 18. Jahrhundert viele Schmarotzerpflanzen des ehemaligen Kurstaates Köln und des Großherzogtums Berg und Niederrhein.

Ich habe mit Vorliebe die auf die Reformationszeit folgenden Jahrhunderte zum Gegenstande meiner Untersuchungen gemacht, die der

Digitized by Google

verdienstvolle Kulturhistoriker Johannes Scherr die „menschlich freie Zeit" treffend nennt im Gegensatz zum katholisch romantischen Mittelalter und zur protestantisch-theologischen Signatur der Reformationszeit, die Epoche deutscher Bildungs- und Sittengeschichte, welche mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der „Aufklärung" anhebt und noch jetzt in vollem Ringen und Streben begriffen ist, und deren Endziel die Verwirklichung der Theorie humaner Freiheit und Selbstbeherrschung der Persönlichkeit und der menschlichen Gesellschaft ist.

Die Großthat des 17. Jahrhunderts war es, daß es Nord und Süd wieder zu einander geführt, auf einander angewiesen und die dauernde Umschließung der ganzen Nation ermöglicht hat, und zwar ebenso sehr, was die politische, wie was die kulturelle und geistige Bildung und Entwickelung anbetrifft. Das Zeichen zur Erhebung, zur kriegerischen Wiedererstarkung der Nation war von den Habsburgern zwar gegeben, ihre Kraft versagte indes und die Schöpfung des deutschen Musterstaates fiel den Hohenzollern von 1740 ab zu, als Friedrich II. den Thron bestiegen hatte.

Vergleicht man nun das 19., das „eiserne" Jahrhundert, wie ich es früher genannt habe, mit dem 18. Jahrhundert, so haben wir auf manchen Gebieten auch Rückschritte zu verzeichnen. Meines Erachtens hat der Verfasser des verdienstvollen Werkes „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts", Theobald Ziegler (Berlin 1899), Recht, wenn er S. 109 a. a. O. sagt:

„Darin hat das 19. Jahrhundert einen der schlimmsten Rückschritte dem 18. gegenüber gemacht: damals proklamierte der große König den für Staat und Religion gleich notwendigen und segenbringenden Grundsatz, daß in seinen Landen jeder nach seiner Façon selig werden dürfe; im 19. Jahrhundert dagegen hat der Staat die freien Denker verfolgt oder doch wenigstens durchweg zurückgesetzt und mit Mißwollen und Mißtrauen betrachtet. Jedenfalls mehr zu seinem als zu ihrem und ihrer Sache Schaden. Hier liegt zugleich der innere Widerspruch des Jahrhunderts: in keinem ist so frei gedacht und geschrieben, in keinem so viel Kritik geübt worden, und in keinem hat man von oben her die Freiheit des Denkens mehr gefürchtet und beargwohnt; — — — daß der Geist sich nicht anders dämpfen läßt als durch Geist, haben sie nie begriffen."

In den bekannten Werken des Professor Dr. Carl Biedermann („Deutschland im 18. Jahrhunderts 1854—1880" und „30 Jahre deutscher Geschichte 1840—70") hat der geistreiche Verfasser uns ein umfassendes Gemälde der Sittengeschichte dieser Zeiten geliefert und vermag ich den Leser, der sich mit diesen genauer bekannt machen will, daher nur auf diese Arbeiten hinzuweisen. Ich wollte in meinen hier vorliegenden Studien aus dieser Zeit am Rhein nur einige Reliefs

Digitized by Google

und Skizzen bringen, welche als Einzelbilder die hauptsächlichen geistigen und sozialen Bewegungen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in unsere Tage dem Leser einigermaßen veranschaulichen mögen und die Kultur- und Litteraturgeschichte in manchen Punkten vielleicht zu ergänzen geeignet sind. Dabei möchte ich, von dem Ausspruch des jüngeren Plinius ausgehend (epist. VII 9), wünschen, daß ich dem Leser nur multum, non multa bringe. Ich möchte vor allen Dingen nicht in den Fehler fallen, den F. v. Hellwald so treffend kennzeichnet, wenn er sagt: „Jede Partei färbt schwarz was der Gegenpartei frommt; dieses war von jeher so und wird immer so bleiben".

Ich kenne keine katholische, keine protestantische, keine jüdische und keine heidnische Wissenschaft, sondern ich kenne nur eine Wissenschaft und das ist die Wahrheit. Freie Mitteilung der Wahrheit aber ist nach Fichte das schönste Vereinigungsband, welches die Welt der Geister zusammenhält: sie ist gemeinsames Erbgut der Menschen.

Da nach dem Ausspruche Lessings „ohne Licht kein Schatten, ohne Schatten kein Licht" sein kann, bitte ich auch um freundliche Nachsicht, wenn ich als unabhängiger und freier Mann lobe und tadele, was zu loben und zu tadeln ist und solches ohne Ansehen der Personen und der Parteien „mit Aufrichtigkeit" geschieht.

Bonn, 1. Mai 1902.

Dr. Jorsten.

Digitized by Google

I.

Der Humor in der kurfürstlichen Zeit.

Die alten Aerzte hielten das richtige Verhältnis der Feuchtigkeit (humor) im menschlichen Körper für die Vorbedingung alles geistigen und körperlichen Wohlseins. Auf diese Weise bekam das Wort die Bedeutung von guter Stimmung, heiterer Laune und wurde im 18. Jahrhundert der allgemein übliche Ausdruck für die höchste Form des Komischen.

Der Humor ist nach Thomas Carlyle mit Recht als die feinste Vollendung des dichterischen Geistes betrachtet worden. Wer ihn nicht besitzt, wie reich begabt er auch sein möge, besitzt nur die eine Halbheit gestaltender Kraft.

Der Humor ist ein „Sich necken" mit dem Ernste des Lebens. Wo Phantasie und Urteilskraft sich berühren, entsteht der Witz, wo Vernunft und Willkür sich paaren, der Humor.

Der Franzose Voltaire hat schlagenden Witz, aber keinen Humor, wie der Engländer Sterne und der Deutsche Jean Paul. Die größten Humoristen sind ernst, und daher die besten Humoristen das britische Volk; das 18. Jahrhundert brachte in England den humoristischen Roman hervor, und diese Form ist von den Engländern, wie Dickens beweist, mit großer Vorliebe bis heute gepflegt worden (von Sterne bis Mark Twain). Am Ende des 18. Jahrhunderts sind bei uns in Deutschland die Nachahmer der englischen Humoristen hervorgetreten, von denen die Werke eines Thümmel, Hippel und Jean Paul noch heute litterarischen Wert haben. Auch die Werke Ludwig Tiecks, Clemens Brentanos und Justinus Kerners haben köstlichen Humor geatmet, bis die Humoristen des 19. Jahrhunderts, Fritz Reuter, Wilhelm Raabe, Gottfried Keller und Wilhelm Busch, den Humor als besondere Göttergabe uns vorsetzten.

Die Stoffe, die heute für humoristisch gelten, waren es im 18. Jahrhundert keineswegs, und umgekehrt kommen uns heute Dinge, die zu ihrer Zeit für humoristisch galten, manchmal recht ledern und lang-

Digitized by Google

weilig vor. Es ist die Aufgabe des Kulturhistorikers, zu erforschen, was in einer Zeit für humoristisch galt und was nicht. Im 18. Jahrhundert und noch am Anfang des 19. Jahrhunderts war der Geschmack ein ganz anderer als heute: was unsere Eltern noch zum Lachen reizte, bringt uns heute kaum noch zum Lächeln. Selbst der Humor eines Jean Paul und eines Lichtenberg ist für uns heute noch schwer genießbar.

Bei der Vorliebe an Parodieen und Travestieen, die den Humor des 18. Jahrhunderts beherrschte, war man in der Wahl der Stoffe durchaus nicht prüde. Man durfte vor weiblichen Ohren damals in einer Weise witzig und humoristisch sein, wie es heute kaum noch in der Kneipe angängig sein würde. Die Travestieen nach dem Muster Blumauers, die nach heutigen Begriffen vielfach an das Frivole streifen, galten als urwüchsiger Humor und Naivetät.

Das gilt auch von dem Territorium des Krummstabes in unserer engeren Heimat. War es doch Kurfürst Max Franz selbst, der den Verfasser der noch heute viel gelesenen Travestie von Vergils Aeneide — Aloys Blumauer, seiner Zeit der gefeiertste Dichter Oesterreichs — an seinen Hof einlud, wo er in Brühl herzliche Aufnahme fand.

Wie sich jeder einzelne deutsche Volksstamm durch seinen Humor in seiner Eigentümlichkeit giebt, so auch mehr oder weniger die einzelnen Städte, wie die heilige Stadt Köln und das nahe Bonn, die damalige Residenz der Kölner Kurfürsten, die sich bis auf den heutigen Tag noch ihren geschichtlichen Ruhm nicht haben nehmen lassen. Und unter den Humoristen und Satirikern des vorigen Jahrhunderts steht der am 6. Juni 1712 geborene Kölner Heinrich Lindenborn obenan. Er ist der Verfasser des 1742 bei G. A. Schauberg in Köln erschienenen „Der Kölnische Diogenes", eines Buches, dem man bei objektiver Würdigung einen ehrenvollen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte nicht versagen kann. Das geistreiche Buch ist leider nicht so bekannt geworden, wie es solches verdient hätte. In Bonn gab Lindenborn die erste Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Auszug europäischer Geschichten". Auch war er der Verfasser eines Lustspiels, das der Kurfürst Clemens August im Schlosse zu Poppelsdorf hatte aufführen lassen. Er züchtigte die Thorheiten der vornehmen Welt und des gewöhnlichen Bürgers mit scharfer Satire und urwüchsigem Humor und zog das ganze Leben seiner philisterhaften Vaterstadt, die ihm ein Dorn im Auge ist, vor das Forum seiner schonungslosen Kritik. Nach Lindenborn waren es Ferdinand Franz Wallraf und DeNoël, die in der im Jahre 1766 gegründeten „Olympischen Gesellschaft" den Kölner Humor vertraten. Namentlich hat der letztgenannte in unzähligen Sprüchen, Gedichten, Lokalpossen, Lustspielen (wie „Der verlorene Sohn" und „Die Poststation") bewiesen, daß auch im 18. Jahrhundert der Humor in Köln zu Hause war.

Digitized by Google

DeNoël hat auch die Statuten der „Olympischen Gesellschaft“ entworfen, deren köstliche Laune ich durch Mitteilung einiger Sätze vorführen möchte. Es heißt darin u. a.: „Ein jeder soll sich dem veralteten quod vis videri, esto, entschlagen und sich dem modernen Scheinen und Nichtsein gänzlich ergeben; in der Gesellschaft hat man zierlich gekleidet zu erscheinen, beim Eintritt einem jeglichen der Anwesenden nach der Rangordnung die geziemende Reverenz zu verrichten, sich nach dem Befinden der Familie zu erkundigen, im übrigen aber das Gespräch a) mit der Politik, b) mit dem Wetter zu eröffnen. Von jedem Mitgliede verspricht man sich Stadtneuigkeiten, als bevorstehende Heiraten, Ankunft angesehener Fremder und frischer Schellfische. Jeder wird gemahnt, sich aller Witzmacherei und absonderlich der Satire zu enthalten. Man möge bedenken, daß der höchste Standpunkt des geselligen Gesprächs dann eigentlich erreicht ist, wenn dasselbe dem Lärm der Judenschule ähnlich ist. Die Herren Gelehrten der Gesellschaft würden sich um den Dank derselben verdient machen, wenn sie durch Hergabe von Manuskripten zu Fidibus beispringen wollten. Es ist verboten, den Ofen mit Erdäpfeln zu bekleben“ ꝛc.

Das 18. Jahrhundert, welches, wie das Mittelalter, voll des lustigen Schwankes war, kannte somit den Humor, wie wir sehen, recht gut, und wenn auch die Litteratur auf diesem Gebiete nicht sehr groß ist, so erzählen uns doch mannigfache Ueberlieferungen und Anekdoten von den humoristischen Gestalten und Charakteren, die als Originale hier am Rhein wirkten und lebten. Wir finden sie auf abgelegenen Burgen, auf den Hochschulen, am Hofe der Kurfürsten und in den Trägern des Kurhutes selbst.

Wie ich schon vorhin erwähnte, war der Humor und die Satire der damaligen Schriftsteller meist weit ausholend und weitschweifig, ledern und für uns heutzutage langweilig, sodaß ich die Lacher nicht auf meiner Seite zu haben glaube, wenn ich hier einige ellenlange Kapitel aus dem „Kölnischen Diogenes“ oder den Fastnachtsspielen und Lokalpossen DeNoëls bringen würde.

Ich glaube meiner Aufgabe mehr zu entsprechen, wenn ich das vorführe, was sich noch heute über die kurfürstliche Zeit im Volksmunde und im Munde der Dichter und Schriftsteller an humoristischen Bildern erhalten hat.

Und so wollen wir denn gleich mit dem Träger des Kurhutes Josef Clemens beginnen, der ein Mann von schwächlichem Körperbau, dabei aber ein feiner, geistreicher Kopf und voll scherzhafter Laune war. Der im Jahre 1671 geborene Prinz von Bayern, Josef Clemens, gelangte im Jahre 1688 zur Kölnischen Kurwürde und starb im Jahre 1723. Am 20. Mai 1699 erließ Josef Clemens eine Verordnung, wodurch den jungen Burschen auf dem Lande bei Abend sowohl als in der Nacht an die Leimlöcher zu gehen verboten wurde,

Digitized by Google

weil hierdurch Eifersucht und Streit zu entstehen pflegen. Diese Verordnung wurde sogar am 25. Januar 1712 erneuert. Unter Leimlöchern verstand man in damaliger Zeit die Fenster an den Schlafstuben der Geliebten. Ob letztere im alten Bonn auf den Leim besonders zu gehen pflegten, ist uns nicht vermeldet. Immerhin läßt der Erlaß der Verordnung den Schluß zu, daß man zum Schutze der öffentlichen Ordnung und zur Erhaltung guter Sitte in väterlicher Fürsorge den Gefahren, denen unsere Bürgerstöchter ausgesetzt waren, wirksam begegnen wollte. Und doch gab es zur damaligen Zeit noch keine Universität und keine Studenten in Bonn!

Von Josef Clemens rühren eine große Zahl von humoristischen Erzählungen und Schwänken her, die B. F. J. von Gerolt seiner Zeit gesammelt hat und die im Bonner Archiv 1890, S. 45, mitgeteilt sind, um solche der Vergessenheit zu entreißen. Ich hebe von diesen Anekdoten die folgenden hervor: Der Schloß-Aufseher, in Bonn der „Burggraf" genannt, ersuchte den Kurfürsten um seine Ernennung zum Hofkammerrat. Der Kurfürst schrieb auf die Bittschrift: „Supplikant hat nach abgeputzten Spiegeln sich recht zu beschauen, ob er auch ein Kammerrats-Gesicht habe." Dasselbe erfuhr einer seiner Geheimen Räte, der darum einkam, daß sein erst 14 Jahre alter Sohn zum Hofrat ernannt werde. Kurz und bündig schrieb er auf die Bittschrift: „Laudate pueri Dominum!".

Bei einem Jahrmarkt ließ er vor dem Wirtshaus „Zur Blomen am Markt" seinen Sechsspänner durch das irdene Geschirr einer Marktfrau fahren, das hierdurch in tausend Stücke ging. Er ergötzte sich vom Fenster aus an den Schimpfreden der Marktweiber und ließ der geschädigten Krämerfrau als Entschädigung später den doppelten Wert in Goldstücken aushändigen. — Wer sich das Vergnügen machen will, die einzelnen Schwänke nachzulesen, den verweise ich auf die angegebene Quelle. Ich will mich darauf jetzt beschränken, einen im Volksmund erhaltenen Schwank hier in ein poetisches Gewand zu kleiden:

Fiat.

In Bonn da waren's die Jesuiten,
Die kamen oft, den Kurfürst zu bitten,
Er möchte huldreich in wen'gen Zeilen
Ihrem Antrag gnädigst fiat erteilen.
Da schrieb der Kurfürst mit eigener Hand
Auf ihre Bittschrift rot auf den Rand:
„Lateinische Brocken soll man nicht schreiben
Im deutschen Aufsatz! Doch mögen noch bleiben
Zwei Buchstaben ihres fiat den Herrn,
Sie steh'n in der Mitte, die gebe ich gern."
Die Antwort konnten die Herrn nicht versteh'n,
Man sah sie drauf wieder zum Schlosse geh'n

Digitized by Google

Am anderen Tag. In der Hofkanzlei
Meinten sie, Ja sei Eselsgeschrei:
Sie seien der Wissenschaft doctores
Und lehrten auch keinen Esel mores.
Der Kurfürst war ganz ruhig geblieben:
„Geschrieben hab' ich, was ich geschrieben,
Versteht Ihr's nicht, so lasset Euch's sagen
Die Brüder im Franziskanerkragen!
Die fanden es gleich; die beiden Buchstaben
Inmitten des fiat, die beiden haben
Den Sinn: „Warum Ihr den Kurfürst gefragt,
Dazu hat er einfach Euch Ja gesagt!"
Seit der Zeit haben die Jesuiten
In Bonn und anderwärts stets gestritten,
Für Deutlichkeit im Schreiben und Lesen
Und deutsche Sprache und — deutsches Wesen?!

Clemens August (1723—1761), der Nachfolger Josef Clemens', dessen Hof stets der Sammelpunkt der ersten Künstler der damaligen Zeit war, war ein freigebiger und allgemein beliebter Landesherr, dessen Andenken noch im Sprüchwort lebt:

„Bei Clemens August trug man blau und weiß,
Da lebte man wie im Paradeis,
Bei Max Friedrich trug man sich schwarz und rot,
Da litt man Hunger wie die schwere Not."

Er fand Vergnügen daran, schöne Frauengestalten in seiner Umgebung zu sehen. Zwei vorzügliche und schöne italienische Sängerinnen machten ihm durch ihren geistreichen Umgang besondere Freude. Bis nach Rom hin wurde der Fürst dieserhalb verleumdet. Nicht als Tannhäuser, sondern frei von jeder Schuld, unternahm er eine Reise dahin, um sich von jedem Verdacht zu reinigen. Ein Bild der einen dieser schönen Frauengestalten ist uns noch heute im Brühler Schlosse aufbewahrt geblieben.

In der langen Reihe der Erzbischöfe und Kurfürsten von Köln ist kaum ein zweiter, dessen Andenken heute noch so frisch in der Erinnerung der rheinischen Bevölkerung lebt, wie Clemens August. Nicht daß er große Thaten vollbracht hätte; seine Politik, für die er selbst übrigens weniger als seine Ratgeber verantwortlich zu machen ist, war weder einwandfrei noch glücklich; selbst seine Persönlichkeit erhebt sich nicht über das Durchschnittsmaß der geistlichen und weltlichen Fürsten seiner Zeit. Aber Clemens August besaß eine Eigenschaft, die das Volk immer blendet und die den Fürsten, selbst wenn es auf Kosten der Unterthanen geschieht, volkstümlich macht: eine wahrhaft grenzenlose Prachtliebe. Da er leichtlebig und jovial, zudem aufrichtig fromm war und bei jeder Gelegenheit Beweise seiner landesväterlichen Milde an den Tag legte, so war er, obwohl ein bairischer Prinz, ein Fürst so recht nach dem Herzen der Rheinländer. Sein Charakter erklärt

Digitized by Google

sich aus seiner Abstammung. Die Freude an Prunk und Bauten, die im Hause Wittelsbach von Zeit zu Zeit mit elementarer Gewalt durchbricht, war bei Clemens August ein Familienerbteil wie die an Bigotterie streifende Frömmigkeit, der Glaube an Vorahnungen und Wunder, die Freude an ritterlichen Uebungen. Sein geistliches Amt war für ihn nur ein unvermeidliches Anhängsel der weltlichen Macht; wie die meisten Kirchenfürsten seiner Zeit nahm er die Anforderungen, die es an ihn stellte, nicht allzu schwer. Seine Politik nach innen und außen beschränkte sich auf ein nicht immer geschicktes Laviren. Als Landesherr war er ein Fürst im Sinne des ancien régime, das Wort „Aufklärung" stand nicht in seinem Wörterbuche, und dem verderblichen freien Denken und Reden glaubte er durch strenge Verbote steuern zu können. So heißt es sehr bezeichnend in einem Erlaß vom 15. April 1758: „Namens Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht zu Köln, Bischofen zu Münster u. s. w., wird sämtlichen dieses Hochstifts Eingesessenen beiderlei Geschlechts und ohne Ausnahme weß Standes oder Würden dieselben immer sein mögen, bei Vermeidung scharfer Ahndung, auch allenfalls Leib- und Lebensstraf wohlernstlich anbefohlen und eingebunden, so wenig aus Privatbriefen als gedruckten offenen Zeitungen von gegenwärtigen Zeitläufen zu raisonniren, sondern derlei in ihren eigenen sowohl als denen Wein-, Bier- und Branntweins-Häusern, auch sonstigen Gesellschaften und Zusammenkünften sich gänzlich zu enthalten, mit dem Anhang, daß nicht nur diejenigen, welche diesem zuwiderhandeln, sondern auch, welche dergleichen Reden oder Raisonnements anhören und den oder die Contravenienten ihrer vorgesetzten Obrigkeit nicht sofort anzeigen, mit der nämlichen Strafe ohnausbleiblich angesehen werden sollen [1])."

Clemens August hatte, wie allbekannt, an seinem Hofe auch einen kleinen Zwerg erziehen lassen, den man täglich mit einem großen Hute auf dem Kopfe, einem langen Degen mit Schwertknauf an der Seite, im kurfürstlichen Schlosse und im Hofgarten lustwandeln sehen konnte. Er war so groß, der kleine Zwerg, daß der Kurfürst ihn bei einem Prunkmahle in eine große Pastete versteckten ließ zur Ueberraschung der Domherren und der Sängerinnen.

Einst äußerte ein Domherr sein Mitleid mit dem kleinen Männchen, der Erzbischof meinte aber, er sei im Gegenteil zu beneiden, da er sich vor niemand auf der Welt zu bücken brauche, wie solches die Großen und Würdenträger am Hofe täglich thun müßten.

Clemens August hatte, wie die meisten Fürsten des 18. Jahrhunderts, auch einen Hofnarren [2]) — ich erinnere an die Hofnarren

1) Vergl. Kölnische Zeitung vom 16. August 1900.

2) 21. Juli 1673 stirbt zu Poppelsdorf der Junker Johan, Churfürstlicher Kurtzweiliger Rat, dem also das adelige Prädikat „Junker" sowie der Ratstitel beigelegt war.

Digitized by Google

Gundling, Faßmann, Morgenstern und von Pöllnitz am Hofe der preußischen Könige zu Potsdam —, der den Rang eines Hofkammerrates genoß und durch seine launigen Einfälle das ewige Einerlei des Hoflebens mit seinem Prunke und seiner Langeweile von Zeit zu Zeit zu unterbrechen hatte und auch den Bonnern selbst durch seine humoristischen, oft unzarten Schwänke viel Spaß machte.

Man sieht, daß damals es für einen Narren nicht schwer war, einen Titel und Rang zu erreichen. Das kommt heutzutage wohl gar nicht mehr vor?!

Mit dem Zeitalter Friedrichs des Großen ist im ganzen die förmliche Narrenzucht ausgestorben. Der Verfasser des „Demokritos" meint, „daß dadurch die Welt nicht besser geworden sei. Seitdem man die Hofnarren von der Civilliste gestrichen habe, seien auch die Höfe nicht besser geworden." Die damaligen Lustigmacher ex professione hatten andere zum besten; die jetzigen Hofnarren belustigen nur dadurch, daß sie sich selbst zum besten geben. Immerhin hatte das Institut der Hofnarren die wichtige Bedeutung, daß sie die Thorheiten und Gebrechen ihrer Zeit aufs freimütigste und unbarmherzigste verspotten und durch ihre witzigen und beißenden Ausfälle die Hofgesellschaft ungestraft geißeln konnten. Das war eine erzieherische Institution, und manche Ungerechtigkeit eines Mächtigen wurde durch das Narren-Lachen verhindert.

In einer Verordnung vom 3. Dezember 1744 befiehlt der Kurfürst Clemens August, „der es mißfälligst vernommen und in Höchsteigener Person auch zum Theil selbst erfahren hat", u. a.: „Daß kein Bürger noch anderer Einwöhner sich unterstehen solle einiges Nachts-Geschirr, oder sonst etwa Stanck und Wust veranlassende Unsauberkeit aus den Fenstern heraus zu schütten, noch aus denen Häusern auf die Straßen zu bringen, sondern sich dessen bey Straff von $^1/_4$ Goldgülden so gewisser zu enthalten, als sonst alsolche Straff an die Contravenienten nicht nur unnachläßig exequiret, sondern bey jedesmahligem Contraventionsfall verdoppelt werden solle . . . Es soll jeder Eigenthümber in seinem Hauß innerhalb 3. viertel Jahr Zeit, nach Publication dieses, zureichige Heimlichkeiten oder Prevé unter 10 Goldgülden Straff, und zwarn solcher Gestalt verfertigen lassen, daß selbige in geraumen Jahren zu reinigen nicht nöthig seye."

Wenngleich der Kurfürst allen Zuwiderhandelnden Dero schwere

---

13. Sept. 1674 stirbt zu Bonn Bastell, ihrer Churfürstlich. Durchlaucht Kurtzweyliger Rath.

Heutzutage wäre zu wünschen, daß mancher „langweilige Rat" etwas von der früheren Kurzweile geerbt hätte. (Vgl. Rheinische Geschichtsblätter 1901 Nr. 4 S. 114 „und der deutsche Herold" I. 18.)

Am kurfürstlichen Hofe gab es sogar einen Hundekoch (coquus canum) 1676.

Digitized by Google

Ungnad androht, sieht er sich doch am 20. December 1747 zu einer „Erneuer- und Schärffung" obiger Verordnung veranlaßt, da „Höchstgemelte Ihre Churfürstl. Durchleucht dieses dem gemeinen Weesen nützlich- und nöthiges Werck zum Staud gebracht wissen wollen."

Auch die kurfürstliche Nase Maximilian Friedrichs fühlte sich in der Residenz-Stadt Bonn stark inkommodiert. Ihre Gnaden befehlen unter dem 8ten Octobris 1762 „allen und jeden Bürgern . . ., denen Stockfisch-Kraemeren aber insbesondere, hiemit gnädigst und allen Ernstes, auch unter zehn Goldgülden Straff, gestatten keine Unreinigkeiten, noch sonstig übel riechende Gewässer oder anderen Unflath bey Tag aus denen Fensteren, oder vor denen Thüren auszugießen."

Man sieht, Maximilian Friedrich ging nicht so unerbittlich und radikal in der Ausrottung althergebrachter Gebräuche vor wie Clemens August. Ersterer wäre schon zufrieden gewesen, wenn er wenigstens „bey Tag" ungefährdet die Straßen und Gassen hätte passieren können[1]).

Die Regierungszeit Maximilian Friedrichs (1761—1784) führt uns in das künstlerische Zeitalter Bonns. War es auch kein dem Humor besonders zugänglicher Regent, so traf er doch bei manchen Anlässen den Nagel meist auf den Kopf. So u. a. in der denkwürdigen Angelegenheit, betreffend die Uniformgelüste der Studierenden der Jurisprudenz an der alten Bonner Akademie. Wir ersehen aus dem Verlaufe der Sache, daß die Sehnsucht nach einer Uniform keine ausschließliche Eigentümlichkeit unserer an Uniformen so reichen Zeit ist. Das bunte Tuch war auch im 18. Jahrhundert für manchen begehrenswert. In einer an den Kurfürsten gerichteten Petition des Professors Lomberg wird beantragt, „der Kurfürst möge den Bonner Studenten eine allgemeine Uniform nicht bloß gestatten, sondern vielmehr vorschreiben."

Sie wurde damit begründet, daß hierdurch dem überhandnehmenden Kleiderluxus wirksamst vorgebeugt werde. „Dankbarkeit, Ermunterung und Flor der sämtlichen juristischen Fakultät wird dieser höchsten landesväterlichen Wohlthat entsprechen, womit in tiefster Herablassung erstirbt

Professor Lomberg

ab oratoribus specialiter omnium nomine ad hoc rogatus."

So heißt es in der schwülstigen Petition.

Mit trefflichem Humor durchschaute der Kurfürst die Bittsteller und schrieb kurz folgende Randentscheidung: „Juristen sind hier zum

---

1) Entnommen der „Vollständigen Sammlung deren die Verfassung des Hohen Erzstifts Cölln betreffender Stucken ꝛc. Zweiter Band. Cölln 1773 bey Simonis und Krakamp, Buchhändlern."

Digitized by Google

Studieren und nicht um Wind zu machen; von ihrem Fleiß wird es abhängen, daß sie sich fähig und würdig machen, dereinst die Dikasterial-Uniform [1]) zu bekleiden, sie brauchen also eine Uniform um so weniger, als fleißige Schüler sich durch ihre Arbeit und nicht durch Kleidung auszeichnen werden."

Man sieht, daß auch im 18. Jahrhundert der Fleiß der Juristen schon sprüchwörtlich war.

Von Maximilian Friedrich stammt auch die Kurfürstliche Trauerkleiderordnung vom Jahre 1778, die dem Luxus in der Kleidertracht wirksam zu begegnen trachtete, das Tragen von Trauerkleidern gänzlich verbot und den Männern nur einen schwarzen Flor um den Hut, den Frauen ein schwarzes Band auf der Haube oder ein schwarzes Halstuch gestattete. Bei Strafe von 100 Reichsthalern war es verboten, in den Sterbehäusern und Kirchen Stühle, Tische, Spiegel, desgleichen Wagen und Pferde mit schwarzem Tuch zu behängen und zu überziehen.

Wenn man dabei den heutigen übertriebenen Luxus bei Leichenbegängnissen, dabei die ellenlangen Rechnungen aus derartigen traurigen Anlässen in Betracht zieht, so begreift man nicht, wie die Menschen so thöricht sein konnten, sich den die letzten Groschen manchen Nachlasses aufzehrenden Luxus bis zu dieser Zeit der Aufklärung aufzwingen zu lassen. Daß den Bonnern die Einfachheit dieses Regenten wenig behagte, das bezeugt der vorhin angeführte Vers.

Zur Geschichte der Neujahrsglückwünsche ist ein Ukas interessant, der von dem damaligen Kölner Erzbischof erlassen worden ist:

„Von Gottes Gnaden Maximilian Friderich Ertzbischoff zu Cölln ꝛc. Gleichwie Wir gnädigst entschlossen haben, sämmtliche Uns Untergebene in Zukunft wegen schriftlicher Anwünschung des Neujahres der Mühe mildest um so mehr zu entheben, als Wir Uns ohnehin ihrer getreuesten Devotion versichert halten, und gleichwie Wir ferner wollen, daß sothane Neujahrs-Brief zwischen unseren Cavalieren, Räthen und Beamten untereinander ebenfalls unterlassen werden sollen; Als lassen Wir diese Unsere gnädigste Willens-Meynung hierdurch mit dem Befehl bekant machen, daß sich jedermann darnach gehorsamst zu achten haben solle, zu welchem End dann gegenwärtige Unsere gnädigste Verordnung gewöhnlicher Orten und massen zu publiciren und zu affigiren ist. Geben in Unserer Residenz-Stadt Bonn den 3ten September 1768."

Den letzten Kölner Kurfürsten Maximilian Franz (1784 bis 1794), den Stifter der Kölnischen Universität in Bonn, sah man oft mit der Gattin des englischen Gesandten von Heathecote promenieren,

1) Uniform von hellblauer Farbe mit Messingknöpfen, schwarzen Aufschlägen und Unterkleidern. Die Galauniform ist mit gestickten Borden besetzt.

Digitized by Google

was die damaligen guten Bonner, oder vielmehr nicht guten Bonner, zu mancher üblen Nachrede veranlaßte. Er war ein wirklich liberaler Mann, denn er erteilte den Protestanten, denen der engherzige kölnische Senat die Errichtung einer Schule in der Stadt verweigerte, die Erlaubnis, eine solche in einem am Rheinufer zu Köln liegenden Schiffe zu errichten. Auf dem Rhein hatten die damaligen unduldsamen Kölner nichts zu sagen, hier besaß der Kurfürst allein alle landesherrlichen Rechte. Kurz vor seinem Tode war der Kurfürst, der eine wohlbesetzte Mittagtafel mit ihren lukullischen Freuden zeitlebens nicht verschmähte, so korpulent geworden, daß man ihm zuletzt in Wien einen eigenen Tisch mit einem Kreisausschnitte zur Mahlzeit anfertigen mußte. Er wog 477 Pfund. Von mitteler Größe, war er überaus fleischig und fett.

Max Franz' Sitten und Kleidung waren in hohem Grade einfach, sein ganzes Wesen atmete Volkstümlichkeit und Leutseligkeit. Wolfgang Müller von Königswinter hat uns in seinen „Erzählungen eines rheinischen Chronisten", „Aus Beethovens Jugend", S. 212, 214, 216, in meisterhaftem Humor das Bild des liebenswürdigen Mannes vor Augen geführt in den dort mitgeteilten Schwänken: „Kurfürstliche Rechtspflege", „Der Bauer und die Kavaliere", „Der Vikar von Wallportsheim". Der folgende, im Volksmunde noch erhaltene Schwank aus meiner Feder dürfte vielleicht auch dazu beitragen, das Bild des volkstümlichen Landesherrn zu vervollständigen:

Die Hirten.

Max Franz, der Kölner Erzbischof,
Floh gern im Sommer Haus und Hof,
Im nahen Brühl der Ruh' zu pflegen,
Zu wandern auf des Parkes Wegen
Und unerkannt im schlichten Kleid
Zu plaudern mit der Christenheit.
Einst stand ein Hirte auf dem Feld,
Zu dem der Bischof sich gesellt,
Den fragte er mit ernster Miene,
Was er wohl jeden Tag verdiene?
Das Bäuerlein erwidert drauf:
Das kann genau ich zählen auf,
Es richtet sich ganz nach der Zahl
Der Schaf' und Schweine allemal,
Und da die Schafe meistens willig,
Sind sie im Preis entsprechend billig,
Heut' werden es wohl sein acht Stüber,
Hab' ich mehr Säu', so geht's noch drüber."
Max Franz war über den Lohn erstaunt,
Der so gering, und froh gelaunt
Sagt er dem Bauer: „Mir scheint der Lohn
Für Eure Arbeit fast ein Hohn,

Digitized by Google

Wie könnt Ihr bei der großen Teurung,
Da sorgen noch für Essen, Feurung?
Ich bin auch Hirte, weit bekannt,
Die Herde weid' ich hier im Land,
Doch giebt mein Herr mir bessern Lohn,
Ich lebe gar nicht schlecht davon!"
Kaum hat der Kurfürst noch geendet,
Hat auch der Bauer sich gewendet
Zu ihm und sagt: „Ja, meiner Treu',
Dann habt Ihr jedenfalls mehr Säu'!"

Am 2. Oktober 1794 mußte der letzte der Kölner Kurfürsten vor den herannahenden Franzosen über den Rhein flüchten und wurde somit der fast anderthalb Jahrtausend alte Kurstaat für immer begraben. Bereits im Dezember 1792 war der Kurfürst in seine westfälischen Staaten geflohen; diesmal geschah es auf Nimmerwiedersehen. Die Hauptstadt des Kurfürstentums Köln wurde, erst thatsächlich und nach einiger Zeit auch vertragsmäßig, eine französische Grenzstadt und ist es fast zwei Jahrzehnte lang geblieben.

Die Bonner Chronisten schildern sehr lebhaft den rührenden Abschied, mit welchem die Bürger ihrem fliehenden Landesherrn zum letzten Mal für alle Liebe und Güte dankten. Man darf es ihnen unbedenklich glauben. Erzherzog Max Franz von Oesterreich war durchaus kein thätiger Herrscher wie sein kaiserlicher Bruder Josef II. Scheint sich in diesem die Thatkraft seiner Mutter Maria Theresia — nur leider gar zu oft ohne deren staatskluge Besonnenheit — zu wiederholen, so erinnert Max Franz weit mehr an den Vater, — an jenen römischen Kaiser Franz I., den die Geschichte mit nachsichtigem Lächeln schweigend übergeht. Aber in den Schranken seiner bequemen Natur hat er sich als milder Landesvater, zumal als Vater der Armen bewährt. Für Bildung und Künste sorgte er gerne, und daß er in seinem ersten Regierungsjahre den vierzehnjährigen Ludwig van Beethoven zu seinem Hoforganisten machte und sich auch fernerhin seiner annahm, sichert ihm eine ehrenvolle Erwähnung in der Geschichte der Künste. Und wenigstens darin muß ihn auch die politische Geschichte als echten Sohn Maria Theresias erkennen, daß er, ohne Rücksicht auf seine unglückliche königliche Schwester in Paris, den Unfug der französischen Emigranten entschlossen von seinem Hof und Land fern hielt. Das alte Kurfürstentum Köln teilt mit größeren Staaten der Vorzeit das Loos, daß sein letzter Herrscher ein durchaus braver und liebenswürdiger Mensch war. Mit ihm schied einer der besten Regenten, die den Kurhut getragen haben. Wohl hat er in josefinischem Geiste die Aufgaben seiner Zeit erfaßt, aber trotz seiner redlichen Reformbestrebungen war er beim Volke auf manchen Widerstand gestoßen. Dessenungeachtet lebt sein Andenken im dankbaren Herzen der Rheinländer fort. Mit den Zeiten der Fremdherrschaft war naturgemäß auch der rheinische Humor für kurze Zeit unserer Heimat fremd geworden.

Digitized by Google

Wer heute mit unbefangenem Auge die Geschichte des rheinischen Humors betrachtet, muß aber auch zu dem Ergebnis gelangen, daß durch die Vereinigung der Rheinlande mit unserem jetzigen großen deutschen Vaterlande auch der rheinische Humor, der bis dahin geschlummert hatte, wieder zur Geltung kam, und daß namentlich der Kölner Karneval die Narren nicht hat alle werden lassen bis auf den heutigen Tag.

Ihren Humor, Menschenkenntnis, Scharfsinn, Witz, Freimütigkeit und noch eine Menge anderer Gaben haben die Rheinländer noch heute sich aus der guten alten kurfürstlichen Zeit trefflich erhalten.

Digitized by Google

II.

Die Bildung am Rhein im 18. Jahrhundert.

In der „Täglichen Rundschau" von 1894 (Nr. 267) finden wir das Urteil eines Kritikers, von dem wir bei der Behandlung unseres Themas ausgehen möchten, und das folgendermaßen lautet: „Es giebt in Deutschland eine ziemlich reich blühende katholische Dichtung, von der im allgemeinen die nichtkatholische Bevölkerung kaum etwas weiß; selten gelingt es einem Vertreter jener Dichtung, in die Litteraturgeschichte, die nur nach der Kunst und nicht nach der Konfession fragt, Eingang zu finden. Daran trägt nicht etwa die religiöse Absonderung als solche schuld, sondern der litterarische Charakter jener Dichtung, der freilich durch die Absonderung bedingt ist. Die meisten katholischen Dichter — ich spreche natürlich nur von den religiös schaffenden — stehen in fast keiner Berührung zu der allgemeinen Kunstbewegung der Zeit, in der Form und den Ausdrucksmitteln sind sie sehr konservativ, und wenn sie sich Vorbilder wählen, so kümmern sie sich im großen und ganzen mehr um die Glaubensreinheit des Vorbildes, als um seine künstlerische Bedeutung."

Veremundus, der Verfasser der dem Leser wohl nicht unbekannten Schrift: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" (im Verlage von Franz Kirchheim zu Mainz, 1898), pflichtet diesem „bittern aber wahren" Urteil bei und sucht bei der Frage nach den Gründen der litterarischen Rückständigkeit der katholischen Schriftsteller und ihrer Abseitsstellung die Ursachen nicht in der geringeren Begabung und in einem thatsächlichen Mangel an Talenten unter den Katholiken, sondern in mehr äußerlichen, vorübergehenden Zuständen. Zunächst sei es der Mangel an Interesse, die Engherzigkeit durch Hineintragen jugenderzieherischer Grundsätze, die Prüderie und endlich die mangelhaften Zustände auf dem Gebiete der Kritik, die als Gründe der im allgemeinen unbefriedigenden Litteraturverhältnisse (von wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen) bezeichnet werden müßten. Wenn schon die in Betracht kommende Kritik dieses Buches in katholischen Kreisen zugeben mußte (vgl. Kölnische Volkszeitung Nr. 731, Jahr-

Digitized by Google

gang 1898), „daß das Werk viel zu viel Wahrheiten enthalte, die man respektieren müsse, auch wenn sie unbequem seien," so wird der objektive Beurteiler, der dem konfessionellen Standpunkt in Kunstfragen fern steht, diesem Urteile nur beipflichten müssen. Die beachtenswerten Ausführungen von Veremundus befassen sich nun vornehmlich mit der Frage, wie es um die katholische Belletristik in unsern Tagen steht. Beim Lesen dieser Schrift kommen wir unwillkürlich zu den Fragen: Ist das immer so gewesen, wie war insbesondere das deutsche Litteraturleben in den vorwiegend katholischen Gegenden unserer engern Heimat in der Vergangenheit beschaffen, und in welchem Maße hat die Rheinbevölkerung an dem geistigen Umschwunge des vorigen Jahrhunderts Anteil genommen?

Man hat diese Frage häufig mit Voreingenommenheit behandelt, und um so mehr dürfte es sich zur Ergänzung der Wahrheit und zur Klärung vielfach bestehender Vorurteile empfehlen, in einer kurzen Betrachtung auf völlig objektiver Grundlage die Frage endgiltig zu würdigen, auf welcher Höhe das deutsche Litteraturleben am Rhein damals gewesen ist.

Ich will mich bei der Untersuchung und Entscheidung nur an die Thatsachen und Quellen[1]) halten und diese sine ira et studio abwägen und prüfen. Ich bemerke hierbei ausdrücklich, daß ich an dieser Frage von keinerlei politischem oder konfessionellem Standpunkte aus, sondern lediglich als rheinischer Schriftsteller interessiert bin, da meine Eltern und Voreltern am Rhein gelebt und gewirkt und auch an dem geistigen Leben der damaligen Zeit nach ihren Verhältnissen und Kräften teilgenommen haben. Es ist mir daher keineswegs gleichgiltig, in welcher geistigen Luft sich ihr Dasein vollzogen hat. Freie Mitteilung der Wahrheit ist nach Fichte das schönste Vereinigungsband, das die Welt der Geister zusammenhält, und so wollen auch wir die Wahrheit, wenn sie auch bitter sein sollte, nicht scheuen und sie in dieser die deutsche Litteraturgeschichte eng berührenden Frage ungeschminkt und vorurteilslos zu Worte kommen lassen, eingedenk der Worte Shakespeares:

> Die Wahrheit läßt sich nicht genug bestätigen,
> Selbst wenn der Zweifel immer schwiege.

Die rheinische Litteraturgeschichte hätte unzweifelhaft beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts einen andern Verlauf genommen, wenn die kirchlichen und nationalen Gegensätze nicht die Zerreißung der Niederlande und die Trennung vom Deutschen Reich bewirkt und sich nicht dem freien Staat der protestantischen Niederlande im Norden die

---

1) Die in dieser Abhandlung aufgeführten Quellen, Urkunden und Schriften liegen sämtlich im Archiv und in der Stadtbibliothek zu Köln.

Digitized by Google

katholischen Niederlande im Süden unter fremden Einflüssen, fremder Herrschaft und fremdem Geschmack gegenübergestellt hätten. Dieser Einfluß und Geschmack, der das Fremde begünstigte, wirkte nachhaltig auch in Beziehung auf die Litteratur am Rhein bis tief in das achtzehnte Jahrhundert fort. Wie der Glanz der rheinischen Geschichte mit der Macht des geeinten Reichs zusammenhängt, so hängt die Erschlaffung des rheinischen Litteraturlebens auch mit dem Niedergange des mittelalterlich Deutschen Reichs zusammen. Und dieser Niedergang fand seine Entscheidung unter den Kämpfen der Reformation, von der ab die rheinische Geschichte ihren höheren Schwung verliert. (Vgl. M. Ritter, Ueber rheinische Geschichte und die Aufgaben der rheinischen Geschichtsgesellschaft. Köln, 1885.)

Nachdem wir dies zum Verständnis des Zustandes, worin die rheinische Litteratur am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war, vorausgeschickt haben, wollen wir nun zu einer Prüfung der Thatsachen und der Quellen übergehen.

Einem ähnlichen Urteil wie Veremundus begegnen wir schon bei einem Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts am Rhein, mit dem wir den Leser kurz bekannt machen möchten; er ist zwar wegen seines Charakters und Lebenswandels im allgemeinen kein ganz klassischer Zeuge, ein etwas lockerer Geselle, indes immerhin eine Persönlichkeit, die auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften ernst genommen werden muß. Es ist der Bonner Universitätsprofessor Eulogius Schneider, der frühere Franziskanermönch. Jedenfalls verdient er auf dem Gebiete unserer Forschung unbedingten Glauben. Der aus der Hütte entsprossene, im Kloster erzogene, an den Hof, auf die Universität, zuletzt in den Kerker und aufs Blutgerüst geratene bekannte und berüchtigte Schöngeist Eulogius Schneider[1]) wirkte von 1789 bis 1791 an der Universität Bonn, an die ihn der Kurfürst berufen hatte. In seiner akademischen Antrittsrede verbreitete er sich eingehend: „Ueber den gegenwärtigen Zustand und die Hindernisse der schönen Litteratur im katholischen Deutschlande." Eines dieser Hindernisse, warum die Katholiken in dem, „was die Kultur der schönen Litteratur betrifft, noch weit hinter dem Ziele zurück sind, welches die Protestanten erreicht haben", findet Schneider in der mangelhaften und vom jesuitischen Geiste durchdrungenen Bildung und Erziehung auf den Gymnasien. Ein zweites ist in seinen Augen die „Mönchsmoral", die sich noch immer mit der christlichen Moral vermische und unter den guten Samen des Evangeliums ägyptisches Unkraut streue. Schneider verlangt eine Moral, die die Liebe nicht „zu einem bloß tierischen Triebe herabwürdige", die Gedichte erlaubt, „die zärtliche Gefühle"

1) Vgl. Sein Leben und seine Schriften. Von Dr. Ehrhard. Straßburg 1894.

Digitized by Google

atmen, und die nicht den Nationalstolz, den Patriotismus verletze. Er verdammt die Moral, die der Ehrbegierde „eine gewisse Selbsterniedrigung, eine ungerechte Wegwerfung seines eigenen Wertes, die man Demut nennt, entgegensetzt, . . . diejenige, welche Zärtlichkeit und Ehrliebe zu Verbrechen, Gefühllosigkeit hingegen und Niederträchtigkeit zu Tugenden macht". Er schloß die Rede mit folgender Aufforderung: „So, meine Herren, wollen wir Hand in Hand dem Haine der Musen zuwandeln und in ihrem Umgange jene edleren Vergnügungen aufsuchen, welche zwischen den reinen Freuden des Himmels und den rohen Ergötzungen der tierischen Welt die Mitte halten und eben deswegen unserer Natur vorzüglich angemessen sind".

In seinem Werke „Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondere", das seinen Schülern als Handbuch dienen sollte, setzte er ferner seine Ansichten über Kunst und Ästhetik auseinander: „Es soll, sagte er in der Einleitung, ein Lehrbuch der schönen Wissenschaften werden. Unter diesen versteht man die Redekunst und Dichtkunst, welche aus einigen nicht sehr wichtigen Gründen von den schönen Künsten unterschieden werden. Mein Wunsch wäre, das ganze Gebiet des Schönen zu umfassen; aber das Bedürfnis meiner Zuhörer und meine Bestimmung fordern, daß ich mich bloß auf die schönen Wissenschaften beschränke. Da aber diese, ohne die allgemeine Theorie des Schönen vorauszuschicken, nicht können erlernt werden, so wird der erste Hauptteil dieses Werkes die Ästhetik sein. Der zweite ist der Untersuchung der Sprache in Hinsicht auf schöne Wissenschaften gewidmet. Der dritte wird die Dichtkunst, der vierte und letzte die Redekunst behandeln."

Die Stellung, die die streng kirchliche Partei, deren Hauptvertreter ein großer Teil der Bürgerschaft Kölns, die Kölner Universität und das Kölner Domkapitel waren, Schneider gegenüber wegen seines Verhaltens, seiner Lehren, seiner Schriften und besonders seiner Gedichte einnahm, führte bekanntlich zur Entlassung Schneiders aus seinem Lehramte. Dessen ungeachtet hat Schneider selbst Bonn als „die aufgeklärteste Universität im katholischen Deutschlande" bezeichnet. Aus diesem Urteil geht hervor, daß nach Schneiders Meinung lediglich die Mönchsmoral und die jesuitische Bildung und Erziehung der schönen Litteratur im katholischen Deutschland als Hindernis entgegenstehen, keineswegs sagt er dies aber von dem Rhein und seinen Bewohnern. Mönche und Jesuiten gab es in damaliger Zeit überall. Aber das auffallendste ist, daß er gerade die Universität Bonn als die aufgeklärteste im katholischen Deutschlande rühmte. Es muß daher doch nicht so schlimm mit der litterarischen Bildung am Rhein beschaffen gewesen sein, es erscheint uns daher geradezu unverständlich und übertrieben, wenn man den Rheinlanden im Vergleich mit anderen Gegenden unseres großen deutschen Vaterlands den Sinn und die Empfänglichkeit für unsere

Digitized by Google

nationale Dichtkunst im 18. Jahrhundert abzusprechen sich bemüht hat. Wir verweisen in dieser Beziehung unter anderm auf eine Stelle in Zarnckes Litterarischem Centralblatt (Nr. 20 vom 16. Mai 1874), worin bei der Besprechung eines Aufsatzes von Hermann Hüffer „Rheinisch-Westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution" von dem Verfasser der in dem Aufsatz mitgeteilten Briefe gesagt wird, „er könne als Typus des damaligen unter dem Krummstab behaglich dahinlebenden und verkommenden Geschlechts gelten, das selbst der Sturm der Revolution nicht mehr habe umwandeln können. Dieses Geschlecht mußte verschwinden, wenn es in Deutschland besser werden sollte." Hüffer hat damals dem Kritikus gründlich heimgeleuchtet[1]) und betont, daß sich in Wahrheit neben den abgestorbenen staatsrechtlichen Formen ein reicher Schatz von künstlerischer Befähigung und gelehrten Kenntnissen erhalten hatte, besonders in den mittleren Ständen. Wäre es anders gewesen, so würde der gewaltige Anstoß von außen die Zerstörung, nicht die Neugestaltung und Kräftigung unseres Vaterlandes herbeigeführt haben.

Die folgenden Ausführungen werden hoffentlich genügendes Material zur Beantwortung der uns gestellten Aufgabe bringen, um auch die letzten Schatten einer voreingenommenen und geschichtsfälschenden Beurteilung des Bildungsgrades unserer Vorväter am Rhein im achtzehnten Jahrhundert zu vertreiben und das Märchen von dem obskuranten Rhein ein für allemal energisch zurückzuweisen.

Die deutsche Litteratur erfuhr in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen mächtigen Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bahnen ein und erreichten teils durch die Zerstörung und Bekämpfung verjährter Irrtümer, Vorurteile und falscher Ansichten, teils durch geniale Schöpfungen eine Höhe der Bildung, wie sie in der neueren Geschichte kaum ihresgleichen hatte. Den größten Aufschwung nahmen die Dichtung und der Kunstgeschmack, sodaß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann, daß Philosophie und Religion im Bunde mit der Dichtkunst standen, daß Phantasie und Gefühl auch auf das Gebiet der Wissenschaft hinübergetragen wurde. Die größten und edelsten Geister der Nation wandten der Dichtkunst ihre Talente zu. Die litterarische Bildung war vor einem Jahrhundert weiter entwickelt und stand höher im Preise als heute, wo Politik und Naturwissenschaften mit ihren fortwährenden Ueberraschungen und neuen Entdeckungen das Interesse der Zeitgenossen vorwiegend beschäftigen.

Das gemeinsame Band für die geistigen Bestrebungen war damals vorwiegend die litterarische Bildung. Sprachforscher wie Wilhelm von Humboldt, Naturforscher wie Alexander von Humboldt waren mit unsern großen Dichtern aufs engste verbunden; die Vertreter der Phi-

1) Vergl. Heft 27 a. a. O. S. 448.

Digitized by Google

losophie gingen mit den Heroen der Dichtung Hand in Hand. Während Goethe auch als Naturforscher Entdeckungen machte und wissenschaftliche Theorien aufstellte, die damals, wenn auch viel umstritten, großes Aufsehen erregten, lebt Schiller nicht nur als Dichter, sondern auch als Denker in unserer Nationallitteratur fort. Man denke ferner an den Physiker Lichtenberg, an den Philosophen Herder und andre Größen, in deren Schriften und Gedanken Wissenschaft und Dichtkunst Hand in Hand gehen. Selbst die strengeren Fachmänner schlossen sich nicht von den schönwissenschaftlichen Bestrebungen der damaligen Zeit ab. Aber auch schon damals haftete dem deutschen Schriftwesen der Fluch an, daß Bücher auch solcher Schriftsteller, die zu großem Ansehen gelangten, in der Regel von den Zeitgenossen nur einmal [1]) gelesen und dann für immer beiseite gelegt, von den nachfolgenden Geschlechtern aber selten wieder aufgenommen wurden. Daher haben die sinnvollsten und lehrreichsten Dichtungen nur eine geringfügige, jedenfalls eine sehr vorübergehende Wirkung auf die nationale Bildung geäußert, und die historischen Vorurteile, die Lessing vor hundert Jahren aus dem Gebiete der Geschichte hinwegzuräumen bemüht war, behaupten noch heute bei einem großen Teile der Nation, auch dem gebildeten und belesenen Publikum, ihre Geltung. Die meisten deutschen Fürsten [2]) erwiesen der deutschen Litteratur keine Förderung, und an dem Kaisersitze und bei den katholischen Höfen war für eine vom protestantischen Norddeutschland ausgehende Geistesregung noch weniger zu erwarten. Erst in den Tagen, wo die Existenz des Reiches am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Spiele stand, waren Poesie und Philosophie die Zielpunkte des nationalen Strebens der Deutschen, erregten die Dichtungen, mit denen Goethe und Schiller das Jahrhundert beglückten, die humoristischen Romane des genialen Bayreuthers Jean Paul Friedrich Richter so sehr die öffentliche Teilnahme, daß selbst hervorragende politische Ereignisse in den Hintergrund traten.

Was nun insbesondere das geistige Leben am Rhein im vorigen Jahrhundert anbetrifft, so ist es vielfach durch geschickte Gruppierung vereinzelter Thatsachen als ein vollständiges Nachtgemälde ohne jeden Strahl erwärmenden Lichts dargestellt worden. Es soll daher unsere Aufgabe sein, in kurzen Zügen ein objektives Bild von dem damaligen geistigen Leben aufzurollen.

Am Rhein gab es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vornehmlich vier Städte, Köln, Düsseldorf, Koblenz und Bonn, in denen

1) Auch heute kann man von den Deutschen, dem Volke der Dichter und Denker, leider nur sagen, daß sie das schreibseligste aber nicht das lesefleißigste Volk sind.

2) Während Friedrich II. in Berlin den Grundsätzen Voltaires huldigte, war Kaiser Joseph II. ein Verehrer und Bewunderer Rousseaus, den er sogar in Paris in dessen Dachstübchen aufsuchte.

Digitized by Google

die Kunst und die Wissenschaft gepflegt wurden. In der kurpfälzischen Residenz der Herzöge von Berg, in Düsseldorf, war es der Landesherr, der dort im Einvernehmen mit den Ständen die berühmte Gemäldegalerie anlegte, die noch heute der Grundstock zu der Münchener Pinakothek ist. Düsseldorf, die sinnige Kunststadt, hat uns schon im vorigen Jahrhundert eine Reihe unserer besten Dichter gegeben, Johann Georg Jacobi, den Freund Gleims, dessen Bruder Friedrich Heinrich Jacobi, den Freund Goethes, Varnhagen von Ense, Immermann und Heinrich Heine, der sich zwar in seiner Selbstbiographie als „einen der ersten Männer des Jahrhunderts" bezeichnet, den wir aber mit Rücksicht auf sein Geburtsjahr 1797 noch ins achtzehnte Jahrhundert nehmen müssen. Immermann stammt zwar nicht aus Düsseldorf, aber sein Name ist mit dem geistigen Leben dieser Stadt und des Rheinlandes so innig verknüpft, daß wir ihn nur von hier aus betrachten und als den „unsern" bezeichnen können. Zwei andere Düsseldorfer Poeten, Wilhelm Lindau (geb. 1774), einen fruchtbaren Romanschriftsteller, und Eduard von Schenk (geb. 1788), den nachmaligen bayrischen Minister des Innern und Günstling König Ludwigs, will ich auch noch erwähnen [1]).

Unstreitig aber ist eine Glanzzeit in der deutschen Litteratur die Jacobische Zeit, die uns Goethe in „Wahrheit und Dichtung" ausführlich geschildert hat [2]). Damals war der Altmeister im Jahre 1774 mit Lavater und Basedow in leichtem Kahne auf dem Rhein hinabgeschwommen von Koblenz nach Köln:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Im Jahre 1792 sehen wir Goethe abermals in Düsseldorf. Hier finden wir Herder, die Fürstin Gallitzin, den Denker und „Magus des Nordens" Hamann, den Reisenden Forster, und als ständigen Gast Heinse, den Verfasser des „Ardinghello und die glückseligen Inseln." Hier entspann sich der interessante Briefwechsel zwischen Heinrich Jacobi und Wieland, dem Wandsbecker Boten Claudius, Lavater, Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt und andern Größen der deutschen Litteratur. Johann Georg Jacobi, der Dichter, sang hier seine besten Lieder. Auch dem Theater hatte man in Düsseldorf früh eine Heimstätte bereitet. Im siebzehnten Jahrhundert hatte es schon eine italienische Oper (1687). Seit dem Jahre 1751 wurden regelmäßig Vorstellungen einer fahrenden Schauspielertruppe unter N. Schuchs Leitung gegeben, dann folgt 1753 bis 1755 Geovazio Sillani mit Lustspielen, 1758 Direktor Karl

1) Als Dichter hat sich Schenk besonders durch sein 1826 erschienenes Trauerspiel „Belisar" bekannt gemacht. Die Sammlung seiner „Schauspiele" umfaßt drei Bände. (Stuttgart 1829—35.)

2) Teil III, Buch 14.

Digitized by Google

Theophilus Doebbelin, 1759 Pierre Jacques Ribou, 1767 Arn. Heinrich Porsch, 1775 Josephi, 1783 (19. Febr.) wird Hamlet gegeben, 1788 finden wir die Truppe der Witwe Böhm. Unter Immermanns Leitung wurde später das Düsseldorfer Theater eine Musteranstalt für ganz Deutschland [1]). Im übrigen erschien schon 1745 die Stadt-Düsseldorfer Post-Zeitung, der 1769 das Jülich-Bergische Wochenblatt folgte.

Der Trierer Kurfürst Clemens Wenzeslaus ließ es sich in Koblenz angelegen sein, für die geistige Hebung des Volkes thätig zu sein und hierbei die Musik zur Blüte zu entfalten [2]). In der Residenz der Kölnischen Kurfürsten zu Bonn wurde ebenfalls der Musik eine Pflanz- und Pflegestätte bereitet, die sich nur auf dem Boden eines vielseitig angeregten Lebens entwickeln konnte. Cornelius, Beethoven und Görres, deren frühe Jugend in das Ende des römischen Reichs deutscher Nation fällt, sind diesem geistigen Gebiete der Städte Düsseldorf. Bonn und Koblenz entsprossen. War der Rhein doch schon damals fast nach allen Richtungen hin die Hauptader des öffentlichen Lebens in den deutschen Landen. Selbst die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges konnten der von Natur so bevorzugten rheinischen Gegend nichts anhaben, und Kurköln hatte sich im achtzehnten Jahrhundert eines lange andauernden Friedens zu erfreuen. Die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln traten nicht, wie der Fürstbischof von Würzburg, als Priester unter das Volk; auch in ihrer Regierungsweise wurde nach dem Zeugnisse K. A. Menzels [3]) nichts vermißt, was die

---

1) Vergl. Geschichte der Stadt Düsseldorf, herausgegeben vom Düsseldorfer Geschichtsverein. Düsseldorf 1888, bei Kraus.

2) Koblenz hatte schon um 1785 ein Theater, in dem dreimal wöchentlich deutsches Schauspiel mit Singspiel abwechselte. Vergl. von Wakkerbart, „Rheinreise", Halberstadt 1794, dem unter den öffentlichen Gebäuden das Komödienhaus am besten gefiel (S. 222). Leider wurden darin zur Zeit der Fremdherrschaft vornehmlich französische Komödien gegeben. Wakkerbart fand hier in dem Leseinstitut, das vom Kurfürsten von Trier selbst eingerichtet war, „beinahe alle Zeitungen und Journale, welche in Deutschland herauskommen" (S. 242). Diese Lesegesellschaften bezweckten damals, ähnlich unsern heutigen Bildungsvereinen, die Vermehrung der Interessen ihrer Mitglieder auf litterarischem und politischem Gebiete. In Mainz war nach dem Zeugnis A. Klebes (Reise auf dem Rhein. Frankfurt, 1801, S. 244. Band 1) vor dem Kriege eines der vorzüglichsten Theater Deutschlands, wo Kop, Christ, Porsch, Rhigini wirkten. Während der Fremdherrschaft gab es dort eine deutsche Bühne unter Hofmann und eine französische unter Madame Delloye und 1797 (nach der Eroberung von Mainz) unter Büchner. (Vergl. auch Klebe, Reise auf dem Rhein. Frankfurt, 1802, Band 2, S. 195, der der Meinung Ausdruck giebt, „daß in Koblenz erst seit dem Kriege und der Fremdherrschaft die Musen fast völlig entwichen seien." Vergl. auch A. Dominicus: Coblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier Clemens Wenzeslaus. Coblenz, 1869.)

3) Vergl. Neuere Geschichte, Band 6, S. 181.

Digitized by Google

Zeitgenossen an den großen Regenten des Jahrhunderts als Staatsweisheit und Volksbeglückungskunst rühmten.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (in Bonn am 16. August 1774) erhob der im Jahre 1761 gewählte Kurfürst Max Friedrich die in Bonn bestehende Lehranstalt der Jesuiten im Jahre 1777 zu einer Akademie, um „reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Köln zu verbreiten.“ In der philosophischen Fakultät wurde außer dem Unterrichte in der deutschen Sprache nach Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften, Gellerts praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in den Briefen in den Lehrplan aufgenommen, ferner Gottscheds deutsche Sprachkunst und Stoschs Versuch in richtiger Bestimmung gleichbedeutender Wörter, später auch die Anweisung zur deutschen Sprachkunst zum Gebrauch der Erzstiftischkölnischen Schulen (Bonn, 1781). Auch das Wohl der Landschulen ließ er sich sehr angelegen sein, indem er für gute Lehrer und einen zweckmäßigen Unterricht sorgte[1]). Das geistige Leben am Rhein war zu dieser Zeit schon, wie wir bei einer unbefangenen Würdigung der Thatsachen finden werden, in hoher Blüte, als der Osten unsers Vaterlandes noch lange nicht die Sonne Goethes hatte aufgehn sehen.

Der Kurfürst Maximilian Franz in Bonn machte es sich zur Aufgabe, dem freien Geiste in der Universität Bonn, im Gegensatz zu dem im alten Köln, eine neue Wohnstätte zu bereiten. Die Domherren und der Adel waren nicht minder als die Fürsten mit dem Gedanken der Freiheit und Aufklärung befreundet. Auf den neuerbauten Palästen sah man allegorische Bilder der Poesie und Künste, in den Gemächern der geistlichen Fürsten die Bilder und Büsten Voltaires und Rousseaus, deren Werke sogar die Dombibliothek ausleihen mußte[2]). Max Franz war ein Gönner der Gelehrten und Künstler, wie er selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften war. Aloys Blumauer, der Verfasser der noch heute viel gelesenen Travestie von Virgils Äneide, zu der damaligen Zeit einer der gefeiertsten Dichter Österreichs, wurde von Max Franz an seinen Hof eingeladen, wo er (in Brühl) ausgezeichnete Aufnahme fand. Die Zwillingsbrüder, Maler Gerhard und Karl Kügelgen aus Bacharach, ließ er auf seine Kosten nach Italien reisen[3]). Einige meinten schon mit dem protestantischen

1) Vergl. von Mering, Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden. Köln 1842, VI. Heft, S. 98.

2) Vergl. Nicol. Vogt, Rheinische Geschichten. Frankfurt 1836. IV, S. 236.

3) Vergl. von Mering, Geschichte der Burgen ꝛc. in den Rheinlanden. VI. Heft, S. 112. Köln 1842. — Fr. Ch. A. Hasse: „Leben Gerhard von Kügelgens“ 1824. — Constantin von Kügelgen: Gerhard von Kügelgen als Portrait- und Historienmaler. Leipzig 1901. Der große Künstler wurde am 27. März 1820, kaum 48 Jahre alt, von einem Raubmörder auf der Straße von Dresden nach Bautzen erschlagen.

Digitized by Google

Professor der Geschichte Johannes von Müller, das katholische Deutschland habe den richtigen Weg ruhiger Bildung, von dem die ganze Nation vor zwei Jahrhunderten durch den Kampf der Bibelgläubigkeit gegen die Kirchgläubigkeit weggedrängt worden sei, zuerst wiedergefunden und werde mit den geretteten Mitteln leichter als das protestantische zur gedeihlichen Entwicklung gelangen [1]).

Der bekannte Litterarhistoriker Hermann Hüffer spricht sich über die damaligen Zustände in den geistlichen Fürstentümern folgendermaßen aus: „Man kann nicht behaupten, daß in diesen geistlichen Territorien die Regierung schlechter, die wirtschaftlichen und sozialen Zustände mehr veraltet und zerrüttet gewesen, als in weltlichen Staaten von ungefähr gleicher Bedeutung. Das alte Sprichwort »Unter dem Krummstab ist gut wohnen« hatte seine Bedeutung und gerade bei denen, die es am nächsten anging, seine Anerkennung noch nicht verloren. Selten haben, soweit ich sehen kann, die Einwohner, und zwar alle Klassen der Einwohner, anderswo so zufrieden, so neidlos und in ihrer Weise behaglich neben einander gelebt." Namentlich waren zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Ereignisse auf der Weltbühne in hohem Maße geeignet, das Interesse der gebildeten Welt ganz besonders in Anspruch zu nehmen. Im Westen rangen die Amerikaner mit den Engländern in blutigen Kämpfen um ihre Unabhängigkeit, im Osten entfalteten sich die glänzenden Siege Katharinas II. und Josephs II. über die Türken, in der Nähe erwärmte den Deutschen das Bild des großen Preußenkönigs Friedrich II. Vom benachbarten Welschland drohte das Grollen der Empörung in einem unheimlichen Wetterleuchten, das einem welterschütternden Gewittersturme vorausging. Doch weder die Wirren im Auslande, noch die damals unerfreulichen Zustände in allen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes vermochten die litterarische Bildung in unserem Volke hintanzuhalten. Die Gebildeten unseres Volkes bereicherten sich dessen ungeachtet an den Schätzen der deutschen Dichter und Denker, die sie für Mit- und Nachwelt aus ihrem Geiste gefördert hatten. In wenigen deutschen Städten mochten damals die Verhältnisse günstiger gestaltet gewesen sein, als in Bonn am Rhein [2]).

Der Verfasser der „Malerischen Reise am Niederrhein" [3]) spricht sich bei der Beschreibung des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn S. 26 dahin aus, daß man ein deutsches Schauspiel, auch bei den vorigen Regierungen, in Bonn noch nicht gehabt habe, außer was die beiden letztverstorbenen Kurfürsten Clemens August und Joseph Clemens

1) Vergl. Johannes von Müllers Werke, Band XVI, S. 309, Brief an Friedrich Nicolai in Berlin.

2) Vergl. Hermann Deiters, Ludwig van Beethoven. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1882; Beethoven, Biographische Notizen von Wegeler und Ferdinand Ries, 1838.

3) Köln am Rhein, bei dem Verfasser, und Nürnberg bei L. Weigel und A. B. Schneider, 1784.

Digitized by Google

durch ihre Musikanten und Hofbediente von Zeit zu Zeit geben ließen. Von Joseph Clemens erzählte man sogar, daß er seine Leute meist selbst, und oft sehr fühlbar, dressiert habe. Unter der letzten Regierung habe man vieles auf Franzosen und Italiener verwandt. Selbst noch unter diesem Herrn seien Gesellschaften aus jenen Nationen gewesen. Aber nun ist, sagt er, seit verschiedenen Jahren alles deutsch. Sonderbarerweise hat der ungenannte Verfasser die dem Buche beigegebenen Kupfertafeln nur in französischer Sprache beschrieben.

Außer der geistlichen Musik nahm das Theater die Interessen der Bonner Gesellschaft in Anspruch. Unter Max Friedrich erfuhr die deutsche Bühne einen allgemeinen Aufschwung. Fürsten und Höfe begannen allenthalben in Deutschland das deutsche Drama zu unterstützen, und die Bemühungen Gotthold Ephraim Lessings fanden auch am Rhein Beifall und führten dort einen gänzlichen Umschwung des Geschmacks herbei. Was in Gotha der Herzog, in Mannheim der pfälzische Kurfürst auf diesem Gebiete ins Werk setzte, dasselbe unternahm Max Friedrich mit gleichem Geschick und gleichem Verständnisse. Die in Bonn gebildete Schauspielergesellschaft (Direktoren: Gust. Fr. Wilh. Großmann [1]), Reicha und Steiger) sollte nach seinen eigenen Worten dazu führen, „daß die deutsche Schauspielkunst zu einer Sittenschule für sein Volk erhoben werden möchte.“ Das Theater wurde am 26. November 1778 eröffnet [2]). Auf dem ständigen Repertoire fanden sich Lessings Dramen: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, außerdem übersetzte Stücke von Garrick, Beaumarchais, Goldoni und Molière. Ferner kamen Dramen von Shakespeare, Schillers „Räuber“ und „Fiesko“ neben Opern von Gluck, Piccini, Grétry, Sacchini, Hiller, Salieri, Cimarosa und Mozarts „Entführung aus dem Serail“ zur Aufführung.

In Köln bestand schon im Anfange des Jahres 1782 eine nicht unbedeutende Theatergesellschaft, die später im Bonner Hoftheater aufging, „zur Wiederbelebung des Nationaltheaters.“ Leopold Kaufmann, der Verfasser der „Bilder aus dem Rheinland,“ führt als ein wichtiges

---

1) Vgl. die vorzügliche Inaugural-Dissertation vom Kgl. Seminarlehrer Joseph Wolter: Gustav Friedr. Wilh. Großmann, ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Köln 1901, Wilhelm Hoster.

2) Die deutsche Nationalschaubühne in Mannheim wurde im Jahre 1779 errichtet. Vgl. auch den Vortrag Leopold Kaufmanns, des früheren Oberbürgermeisters der Stadt Bonn, abgedruckt in der Köln. Volkszeitung vom 30. Januar, 6. und 13. Februar 1884: Die Pflege der Musik an dem Hofe der letzten Kölnischen Kurfürsten. Kaufmann hält es für die Pflicht der rheinischen Historiker, gegen die einseitige und befangene Auffassung über den damaligen geistigen Zustand anzukämpfen. Er meint, „daß sie mit Erfolg das Gebiet der Kulturgeschichte betreten könnten, um in ebenso wahrheitsgetreuen als glänzenden Bildern zu zeigen, daß am Rhein das geistige Leben sich schon einer hohen Blüte zu erfreuen hatte, als der Osten unseres deutschen Vaterlandes noch in der tiefen Nacht des Heidentums gebunden lag.“

Digitized by Google

Zeugnis für die damaligen geistigen Bestrebungen den Schriftwechsel des Hoforganisten und Musikdirektors Neefe an, der auch ein gebildeter Schriftsteller war. Danach wurden in der ersten Wintersaison vom 3. Januar bis 23. Mai 1789 dreizehn Opern aufgeführt von Benda, Paësiello, Desaides, Mozart, Salieri, Grétry und Cimarosa. In der zweiten Saison blieb dieselbe Zahl von Opern, darunter aber zwei von Mozart, und zwar Don Juan und die Hochzeit des Figaro. Von der Aufführung der letzten berichtet Neefe: „Sie gefiel ungemein; Sänger und Orchester wetteiferten miteinander, dieser schönen Oper Genüge zu thun. Auch waren die Kleider prächtig und geschmackvoll." Figaros Hochzeit wurde viermal, Don Juan dreimal, der Barbier von Sevilla von Paësiello zweimal gegeben. In dem Zeitraum von vier Jahren, von 1788 bis 1792, hat Ludwig van Beethoven hier als thätiges Mitglied des Opernorchesters gewirkt. Die Mitteilungen aus dem Verzeichnisse der aufgeführten Opern zeigen, daß die besten Schulen der Zeit vollständig von ihm in ihrer ganzen Stärke und Schwäche bemeistert worden sein müssen. Bekannt ist, daß Beethoven in dem Hause der Witwe des kurkölnischen Hofkammerrats Josef von Breuning, Helene von Kerich, die erste Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur machte, vorzüglich mit den Dichtern Lessing, Klopstock, Herder und Goethe. Wir verweisen dieserhalb auf die „Erzählungen eines rheinischen Chronisten" von Wolfgang Müller von Königswinter (Furioso, Seite 158), der als freier und objektiver Mensch über jeden Verdacht erhaben ist, daß er die Geschichte einseitig gefärbt hat.

Das frische, regsame, vor allem sich auf Wissenschaft und Kunst richtende Leben in Bonn mußte auf die Bildung des Geistes und Charakters Beethovens den nachhaltigsten Einfluß ausüben. Wie wir „bei ihm eine gewisse Vielseitigkeit der Interessen sein ganzes Leben hindurch beobachten und zweifelsohne auf die geselligen Einflüsse zurückzuführen haben, unter denen er sich entwickelte"[1], so müssen wir dieselbe vorteilhafte Einwirkung auf die litterarische Bildung der damaligen Bonner Kreise gleichfalls annehmen. Der mainzische Bibliothekar, Hofrat Johann Georg Forster, der wie kein anderer Schriftsteller das achtzehnte mit dem neunzehnten Jahrhundert, das Zeitalter ausschließlich schöngeistigen und wissenschaftlichen Strebens mit dem Zeitalter staatlicher Kämpfe vermittelt, sagt in seinen „Ansichten vom Niederrhein" (1790) bei Besichtigung der Bibliothek des kurfürstlichen Schlosses in Bonn, daß er „in den reichvergoldeten Schränken die besten Schriftsteller unserer Nation in jedem Fache der Litteratur, ganz ohne Vorurteil, gesammelt" gefunden habe. Ferner meint er, „daß je reicher die Ausbildung unsers Zeitalters, desto um-

1) Vergl. Thayer, Ludwig van Beethovens Leben, bearbeitet von H. Deiters, 1, S. 131 und 133.

Digitized by Google

fassender unser Denk- und Wirkungskreis sei, und daß wir uns auf diesem Punkte der Geistesbildung befinden, das beweist der gegenwärtige Zustand der Erziehungsanstalten, der Universitäten und der belletristischen Litteratur."

Ferner dürfte hier das Ergebnis der Untersuchungen Dr. Paul Kaufmanns in seiner „Geschichte der Familie Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln" (Bonn, 1897) hervorzuheben sein: „Man hat, sagt er, in jüngererer Zeit öfter behauptet, im damaligen Bonn habe gar kein Sinn für die aufwachende deutsche Litteratur geherrscht. Dies ist jedoch nur mit großer Einschränkung zuzugeben. Unser Großvater[1]) schaffte alle damaligen Novitäten an: Hagedorn, Gellert, Rabener usw. Sein vertrautester Freund, der Hofkammerrat Boosfeld, beschäftigte sich sogar sehr lebhaft mit allen neuen Erscheinungen dieser Art; mit gleicher Lebendigkeit verfolgte sie unseres Großvaters Nichte, Amalie von Mastiaux, die spätere Frau von Grub. Ein großer Freund der Litteratur war endlich der damalige Professor Fischenich, später Staatsrat und Präsident in Berlin, der als Jenenser Student im Schillerschen Hause gelebt hatte und mit Charlotte von Schiller fortwährend in Briefwechsel blieb. Unsere Mutter erzählte, Fischenich habe, als Frau von Schiller ihm das Lied von der Glocke zugeschickt, seine juristischen Vorträge für eine Stunde sistiert und statt dessen zu größtem Entzücken seiner Zuhörer das Schillersche Meistergedicht vorgelesen. Wie sehr Oper, Schauspiel und Musik im damaligen Bonn blühten, ist zu bekannt, als daß man darüber noch zu sprechen brauchte, und die Einrichtung der kurfürstlichen Universität ist ein hinlänglicher Beweis, daß der Sinn für Bildung und Wissenschaft in den höheren Kreisen der Gesellschaft nicht mangelte. An dem Professor Eulogius Schneider besaß die Stadt auch einen später freilich sehr berüchtigt gewordenen Dichter. Boosfeld dichtete gleichfalls, und auch unser Großvater Pelzer hat sich in Versen versucht. Geistige Letargie trat erst in der unglücklichen französischen Periode ein, und dies war ganz natürlich, da der größte Teil des gebildeten Publikums die Stadt verlassen hatte. Die wenigen Zurückgebliebenen, wie Boosfeld, der Geheimrat von Gerold, Frau von Grub, ihre Freundin, die schöne Gräfin Belderbusch, u. a. konnten dagegen nicht in die Wagschale fallen. Auch des kunstsinnigen Kanonikus Pick (geboren 1750 zu Bonn), des „heitern, geistreichen Mannes", dessen Sammlungen Goethe[2]) eingehend beschreibt, ist hier zu gedenken. — Eine ins Absurde gehende Uebertreibung ist

1) Der Verfasser dieses Buches fand in der Bibliothek seines Großvaters, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geboren wurde und Richter des bergischen Amtes Windeck an der Sieg war, auch einen großen Schatz von litterarischen klassischen Werken vor.

2) Kunst und Altertum am Rhein und Main, Erstes Heft, Stuttgart, Cottasche Buchhandlung, 1816, S. 31 ff.)

Digitized by Google

es, wenn Adolf Freimund in seiner 1845 erschienenen Schrift: „Die historisch-politische Schule und Böhmers geschichtliche Ansichten" behauptet, in der ganzen verarmten und verdummten Stadt Bonn habe sich nicht eher ein Buchbinder befunden, als bis in Königswinter Dr. Augusti einen gemietet."

Die im vorigen Jahrhundert (am 1. Dezember 1787) in Bonn gegründete „Lesegesellschaft" sammelte die Liebhaber der schönen Litteratur und Wissenschaften (weit über hundert Mitglieder) zu einer litterarischen Vereinigung, deren Bedeutung bei unserer Frage nicht unterschätzt werden kann. Jedem Litteraturfreund stand damals der Besuch frei. In dieser Gesellschaft wurde auch die Aufstellung des Bildnisses des Kurfürsten durch den Vortrag einer schwungvollen Ode von Professor Eulogius Schneider[1]) begleitet (2. Dezember 1789). Der Sekretär der Gesellschaft von Mastiaux, hob in seiner Rede hervor, „daß dieses Institut durch gemeinschaftliche Kräfte unterstützt, Litteratur, nützliche Kenntnisse unter den Gliedern verbreite und seinen wohlthätigen Einfluß durch Geselligkeit und wissenschaftliche Kultur auf das Wohl des ganzen Landes ausgieße." Professor van der Schüren hob hervor: „Um den Fortschritt der Wissenschaften in unserem Vaterlande bewirken zu können, haben sich hier die Litteraturfreunde verbrüdert." Im Laufe der Zeit wurde die Gesellschaft denn auch von den größeren Geistern der Zeit gelegentlich besucht, so u. a. von Haydn, Humboldt, Wallraf, Sulpiz Boisserée usw. Führen wir endlich noch an, daß der Kurfürst Clemens August für das Theater in Bonn allein jährlich über fünfzigtausend Reichsthaler ausgab, so kann man sich ungefähr einen Begriff von dem damaligen geistigen Leben machen[2]).

Auch Hermann Hüffer betont in seiner Abhandlung über „P. J. Boosfeld und die Stadt Bonn unter französischer Herrschaft"[3]), daß sich die Form der von Boosfeld geschriebenen Briefe von den meisten auszeichne, die damals in der Rheinprovinz geschrieben wurden. Dadurch solle aber gewiß nicht angedeutet werden, als sei die Bildung dort im Verhältnis zum übrigen Deutschland ungewöhnlich niedrig gewesen, die erst fremder Einwirkung alles verdanken mußte. Schon damals lebte in den Rheinlanden eine große Zahl von geistig bedeutenden, hochgebildeten Männern, die, auch der litterarischen Bewegung nahestehend, der Sprache in ausgezeichneter Weise Meister waren.

---

1) Das Verzeichnis der 146 Subskribenten für dessen Gedichte beweist, daß in den weitesten Kreisen Bonns wohl einiges Interesse für die poetische Litteratur vorhanden war. Vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. 61. Heft (1895), S. 3.

2) Vergl. Ennen, Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln. 1856, II. Band, S. 364.

3) Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 13, 1863, S. 145.

Digitized by Google

Den besten Beweis dafür giebt der kürzlich veröffentlichte Briefwechsel der Boisserées, dem sich aber noch manches anreihen ließe. Im Besitze Hermann Hüffers ist noch ein Exemplar der Vossischen Uebersetzung der Odyssee von 1781, das mit Anmerkungen von Boosfelds Hand reichlich ausgestattet ist. Peter Joseph Maria Boosfeld, 1750 in Bonn geboren, war 1772 Advokat bei der Hofratskanzlei, 1784 Hofkammerrat, 1786 Mitglied des Bonner Magistrats, später Maire der neuen Stadtverwaltung.

Der Bonner geistigen Luft entstammte, wie schon vorher bemerkt worden ist, der dort am 2. August 1768 geborene, mit zweiundzwanzig Jahren (1791) zum Professor der Rechte an der dortigen Universität ernannte, spätere Staatsrat und Präsident in Berlin Bartholomäus Ludwig Fischenich, dem der Kurfürst Urlaub zu seiner weiteren Ausbildung an der Universität Jena erteilte. Schillers Ruf war es, der ihn dahin zog; mit diesem wurde er bald zu innigster Freundschaft verbunden, und Schiller war mit ihm tagtäglich in wissenschaftlichem Verkehr. Fischenichs Briefwechsel mit Charlotte von Schiller[1]) gibt ein beredtes Zeugnis über dessen vielseitige litterarische Bildung. In dem Buche „Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung von Dr. Karl Schmidt, Oberlandesgerichtsrat zu Kolmar, Paderborn, 1893" finden wir die Urteile über ihn und wie Schillers Gattin über diesen Bonner denkt. Am 19. Dezember 1818 schreibt sie an ihren Sohn Karl: „Ein solcher Umgang und ein Mann von einem solchen Charakter könnte von der größten Wichtigkeit für Ernst sein."

Gehen wir nun weiter den Rhein abwärts nach Köln, das schon 1388 die älteste, vom Papste Urban IV. mit Privilegien und Freiheiten ausgerüstete Universität hatte. Trotz seiner Universität, trotz seiner vielen Gymnasien (schon seit 1222) und Kollegien und Institute war Köln auf litterarischem Gebiete nicht das, was es wirklich hätte sein können. Der Verfasser der „Reisen auf dem Rhein" (II. Band, S. 296) beklagt, „daß in den niederen Schulen noch der alte Schlendrian herrsche und hundert Hindernisse, die der Kölner aus anklebenden alten Vorurteilen nicht heben will und mag, das Ganze, das man doch in den benachbarten Städten so gut und glücklich wirken sieht, in seiner Schwungkraft hemmen." Auch Gercken (S. 273) meint, daß es mit dem Ruhm der Kölnischen Universität nicht recht fort wolle, obgleich sie eine Tochter der Pariser und eine Mutter der zu Löwen in Brabant sei. Es herrsche noch bei ihr viel alter Schlendrian, der die Wissenschaften nicht aufkommen ließe.

Dr. C. Varrentrapp führt in seinen „Beiträgen zur Gründung

1) Vergl. Fischenich und Charlotte von Schiller von Dr. J. H. Hennes, Frankfurt a. M. 1875, und Andenken an Bartholomäus Fischenich von demselben Verfasser, Stuttgart und Tübingen, Cottas Verlag 1841.

Digitized by Google

der Kurkölnischen Universität Bonn" (Bonn, 1868) ein an den damaligen Erlanger Professor Johann Georg Meusel aus Bonn gerichtetes Schreiben vom 28. September 1784 an, worin es heißt: „Von der kläglichen Beschaffenheit der Dorfschulen muß ich Ihnen doch einige besondere Beispiele mitteilen. Zu Herzogsfreude ist eine Kapelle, die von einem Mönche bedient wird und der auch die Schule besorgen soll, aber herzlich schlecht katechisiert. Im Dörfchen Uckesdorf ist bei der dortigen Kapelle ein Benefiziat, der Messe liest, übrigens aber ein Stallausfeger, Buttermacher und Holzhacker ist. In Ippendorf wurde vor einigen Jahren durch den wahrhaft patriotisch denkenden Herrn Pfarrer Schlösser in Lengsdorf eine Schule eröffnet und ein armer, aber ziemlich geschickter Schulmeister dabei angestellt: er konnte aber wegen der großen Armut der Leute nicht lange daselbst bleiben"[1]).

Wenn wir nun auf den Stand der Litteratur in der mächtigen Handelsstadt Köln übergehen, so darf an diese wohl nicht derselbe Maßstab gelegt werden, wie an die übrigen rheinischen Städte. Wir müssen zunächst feststellen, daß der Gebrauch der Volkssprache weniger gepflegt und zu Gunsten der lateinischen Sprache verdrängt wurde, da man besorgte, daß durch die deutsche Sprache auch der verflachende Geist in die katholische Theologie eindringen werde[2]). Die alten Pedanten haßten die deutsche Sprache förmlich. In Köln wollte man, als man schon in anderen deutschen Städten lateinische Grammatiken gebrauchte, die in deutscher Sprache geschrieben waren, nichts von einer solchen wissen. Bis tief in das achtzehnte Jahrhundert dauerte es, ehe die deutsche Sprache Gemeingut der rheinischen Bevölkerung auf den Gymnasien und Universitäten wurde. Außer den Laurentianern waren es die Jesuiten in Köln, die anfingen, „die Jugend von der ersten Klasse an zu gewöhnen, ihre Muttersprache nach den Regeln gut und rein zu reden und zu schreiben." In dem „handschriftlichen Bericht des Jesuitengymnasiums an den Magistrat der Stadt Köln" wird darauf hingewiesen, „daß der echte Geschmack in Poesien ohnehin aus den Alten erlernt werden muß. Wird man diese wohl inne haben, so wird sich das Genie, so vielleicht einer zur Dichtkunst in sich fühlet, in der Muttersprache, die uns geläufiger ist, gar leicht entwickeln und zur Vollendung können gebracht werden." Die klügeren Väter der Jesuiten sahen nun ein, daß sie mit der bloß griechischen und lateinischen Litteratur neben den immer mehr vorschreitenden Protestanten nicht bestehen würden. Sie hatten daher gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Zöglinge mit den Musterwerken der deutschen Litteratur bekannt gemacht und sie in einem

1) Meusel, Hist. Litt. f. 1784, Band 2, 363.

2) Vergl. K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, alte Ausgabe 11, S. 185 und P. Norrenberg, Kölnisches Litteraturleben im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Viersen 1873.

Digitized by Google

reinen Stile ihrer Muttersprache geübt. Von dieser Zeit an war es üblich, daß die Studenten neben ihren lateinischen Aufsätzen und Versen auch deutsche anfertigen mußten. Ihre bei der Austeilung der Zeugnisse aufgeführten Schau- und Lustspiele wurden in deutscher Sprache vorgetragen und die Schönheiten der Werke Gellerts, Hagedorns und Klopstocks in dem Unterrichte dargelegt. Von Koblenz berichtet Josef Gregor Lang 1780 (S. 187, Bd. 1): „Die deutsche Muttersprache, die man ehedem fast gar nicht berührte, wird nun nach den bestimmten Regeln gelehrt."

Wie die deutsche Sprache auf der damaligen kurfürstlichen Universität zu Bonn behandelt wurde, dafür ist uns ein klassisches Zeugnis des Theobald Knöll, der als Pfarrer zu Meckenheim bei Bonn gestorben ist, erhalten. Er hat mit eigenen Ohren den damaligen Professor der Rechte Dr. Gottfried Daniels die dortigen Professoren mit folgenden Worten anreden hören: „Meine Herren, es ist eine wahre Schande, daß die öffentlichen Lehrer der Universität nicht im Stande sind, einen fehlerfreien deutschen Aufsatz zu liefern; es ist durchaus nötig, daß Sie die Regeln der deutschen Sprache lernen!" [1]) Und der das sagte, war ein Rheinländer von Geburt! Eines weiteren Kommentars bedarf es daher unseres Erachtens nicht. Difficile est, satiram non scribere, wenn man hierbei an das schöne Deutsch der Juristen in unserer heutigen Zeit denkt, das von Zeit zu Zeit in den bekannt gewordenen Urteilen des Reichsgerichts von berufener Seite beleuchtet und gewürdigt worden ist. Auch heute könnte es nicht schaden, wenn ein Professor Daniels [2]) am Reichsgericht und an den anderen Rechtsburgen unseres großen Vaterlandes gleiche Musterung hielte [3])!

Gehen wir nunmehr auf die Litteratur in Köln näher ein.

In Köln war nicht der Boden für eine Litteratur, wie sie sich allmählich im Norden Deutschlands entwickelt hatte. Die Zensur der Universität hatte durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom 17. März 1479 das Recht, „den zum Verkauf bestimmten Büchern die Approbation zu erteilen oder zu versagen, die Buchhandlungen und Buchdruckereien zu kontrollieren usw." Mit dieser Zensur konkurrierte das erzbischöfliche Offizialat und der päpstliche Nuntius. So war in

1) Vergl. Lersch, Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte, Jahrgang 1844, S. 104. Meuser, Zur Geschichte der kurfürstlichen Universität Bonn.

2) H. G. W. Daniels, geb. 25. November 1754 zu Köln, seit 16. November 1776 als Advokat bei dem kurkölnischen Hofratsdikasterium zu Bonn immatrikuliert, wurde von Kurfürst Maximilian Friedrich 1783 zum öffentlichen Lehrer der Rechtswissenschaften an der damaligen Akademie zu Bonn ernannt. Später war er erster Präsident des Rheinischen Appellationsgerichtshofes zu Köln.

3) Vergl. Recht und Sprache. Ein Beitrag zum Thema vom Juristendeutsch. Von Dr. L. Günther. Berlin 1898.

Digitized by Google

Köln die Litteratur durch ein dreifaches Band geschnürt. Unter diesen Umständen war auch der Buchhandel gehindert, sich frei und selbständig zu entwickeln. Man wandte der einheimischen Litteratur den Rücken und suchte in der französischen Litteratur Befriedigung für die geistigen Bedürfnisse, wo man feineren Geschmack, mehr polierte Sitten und weniger Prüderie zu finden glaubte. Obgleich Köln eine der ersten Städte gewesen war, die die neu erfundene Buchdruckerkunst in ihren Mauern sorgsam gepflegt hatte, war der Kölner Buchhandel, der auf der Frankfurter Messe eine so bedeutende Rolle bis dahin gespielt hatte, immer mehr hinabgesunken. Solange die lateinische Sprache fast ausschließlich die Sprache der Gelehrten und Weltmänner war, behauptete die Frankfurter Messe ihren Vorrang vor den übrigen Messen; als auch die deutsche Sprache in ihre Rechte eintrat und den ihr gebührenden Platz in der deutschen Litteratur einnahm, blieben die fremden Buchhändler weg. Auf diese Weise wurde Leipzig, die gefährlichste Rivalin Frankfurts, der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Wie es mit der Versorgung der damaligen wissenschaftlichen Welt im Rheinlande mit den Erzeugnissen der Litteratur aussah, das beweist folgende Anzeige eines Kölner Buchhändlers aus dem Jahre 1785: „Joh. Arnold Imhof, aus Köln am Rh., hat die Ehre, den Herrn Liebhabern der Litteratur und schönen Wissenschaften hiemit bekannt zu machen, daß er bei seiner Durchreise nach Koblenz gesonnen sei, sich dahier zu Bonn bis den 12. April laufenden Jahres aufzuhalten. Er führt ein starkes und schönes Sortiment der neuesten und auserlesensten Bücher aus allen Teilen der Wissenschaften bei sich, worunter viele prächtige Berliner, Leipziger, Dresdener, Hamburger usw. Originalausgaben usw., die er aus den Leipziger Messen bezogen, und in hiesigen Gegenden gar nicht wohl zu haben sind. Sein Laden ist bei Hofe dahier."

Der Verfasser der „Reise auf dem Rhein", Josef Gregor Lang (Koblenz, 1789—1790) berichtet, daß ein Koblenzer Buchhändler ihm im Gespräche mitgeteilt habe, „obschon viele denkende Köpfe in Koblenz sich vorfänden, so wäre doch verhältnismäßig wenig Hang zur Schriftstellerei". Er begrüßte daher des Verfassers Absicht, ein Buch über den Rhein zu schreiben, mit um so größerer Freude, als er bisher keinen Schriftsteller dazu hätte ausfindig machen können[1]). Von den Benediktinern in der Abtei Laach rühmte er dagegen, „daß sie eine ausgebreitete Litteraturkenntnis besäßen, und in deren Privatbibliotheken auch die neuere deutsche Litteratur durch ihre deutschen Dichter vertreten wären." Dabei bemerkt er: „Welch ein auffallender Abstich zwischen der ersten und zwoten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Mönchtum, in welcher ersteren, wenn man

1) S. 174 ff., I. Band.

Digitized by Google

zurückblickt, der Mönch nebst seinem Brevier nichts anderes kannte, als eine oft höchst widersinnige Dogmatik oder fabelhafte Legende“ [1]). Der Verfasser ist, wie man sieht, ein freidenkender Mann. Wir vermögen daher auch seine Betrachtungen [2]) über die damalige Reform des Schulwesens nur als berechtigt anzuerkennen, wenn er seine Freude über den geistigen Umschwung in folgenden Worten ausdrückt: „Glückliches Zeitalter für jeden Freund der Menschheit — wo man alle Zweige nützlicher und angenehmer Kenntnisse nicht nur für den gelehrten Stand, sondern für jeden Freund des Guten und Schönen überhaupt bearbeitet, und den Menschen durch zweckmäßigere Bildung seiner geistigen und körperlichen Kräfte stets mehr zu jenem Grade der Vollkommenheit vorzubereiten sucht, den er ungehindert in kommenden Zeitaltern unter dem Schutze weiser und thätiger Fürsten ersteigen kann und wird!“

Er nimmt daher auch S. 258 kein Blatt vor den Mund, wenn er von Köln sagt, daß „Haß gegen Neuerungen, Intoleranz, mißverstandene Freiheit, womit sie ihre verjährten Privilegien durchsetzen wollen, und die keine Polizei ahnden darf, die Hindernisse sind, warum es nicht recht Tag werden will; und wenn, wie hier Steifsinn und Vorurteil die Zerstreuung des Nebels verbaut, da weiß man schon, wie schwer es der Philosophie wird, mit ihren Strahlen durchzudringen. Ueberhaupt ist Köln in der Kultur wenigstens noch ein Jahrhundert hinter dem ganzen übrigen Deutschland zurück. Wenn man das fünf Stunden nur davon entlegene Bonn und das benachbarte Düsseldorf, das nur sieben Stunden davon abliegt, damit in Vergleich stellt, so weiß man gar nicht, was man sagen soll. Doch ist keine Regel ohne Ausnahme. Man trifft hier Gesellschaften an, in denen ein sehr feiner Ton herrschet, die sich durch Geschmack auszeichnen u. s. w.“

Ueber die höchste Bildungsanstalt des Landes, die Kölner Universität, äußerte 1777 ein Kölner Professor Dr. Menn: „Es waren Zeiten, wo sich unsere Vaterstadt das Athen am Rhein nennen durfte. Aber warum mußte doch unser Athen dem alten auch darin gleich werden, daß die Wissenschaften von ihm auswanderten und dieser ihr Wohnsitz in gänzlichen Verfall geriet? Seit anderthalb Jahrhunderten zog sich ein immer trüberer Nebel um uns her, der auch sogar von dem im übrigen Europa mehr und mehr aufgehenden Licht keinen Strahl zu uns durchließ. Es verscheuchten wohl innerliche Unruhen oder Kriegsläufe die Musen eine Zeit lang von ihrem geliebten Wohnsitz; aber ist es nicht eine unverzeihliche Sache, daß hier statt einer vernünftigen Gelehrsamkeit die Sphinx jener rätselhaften abgezogenen und leeren Schulweisheit unter der Larve einer systematischen Philosophie

1) Band II, S. 98 ff.
2) Band I, S. 196.

Digitized by Google

sich vor das feiernde Heiligtum lagerte und es bisher gegen die Ansprüche der zurückkehrenden Wahrheit mit Vorurteilen behauptete?“ [1])

In dem alten Köln war viel Lesen nicht Sache des damaligen Kölners, wie viele Schulen er auch besucht hatte. Hier und da las man den „Kölnischen Diogenes“, noch mehr die in Volkskreisen beliebte „Pafeporzer Bibliothek, gedruckt in diesem Jahre.“ Nur die Musik war die Lieblingskunst des Kölners damals, wie heute. Auch das Theater war des Kölners Hochgenuß. Hatte schon in der reichsstädtischen Zeit (1770 bis 1794) das Jesuitenkollegium ein Theater, das alljährlich seine actiones aufführte, so erfreute sich Köln schon 1782 eines stehenden Theaters. Uns vorliegende Theaterzettel unter den Direktoren von Kurz, Böhm, Klos und Koberwein melden u. a. von folgenden Aufführungen — die Opern wollen wir hier übergehen: Am 13. Januar 1782 das Drama „Johann Faust“, zweite Vorstellung; dann Lessings „Minna von Barnhelm“; „Macbeth“ von Shakespeare; „Die Jäger“, „Der Spieler“, „Verbrechen aus Ehrsucht“, „Die Mündel“ von Iffland, Fiesko, Hamlet, Romeo und Julie (Direktion Böhm). Am 19. Oktober 1786 wurde unter der Direktion von Klos dem Andenken Lessings eine Trauerkantate gewidmet; die Bühne stellte einen Hain mit Lessings Grabmal im Hintergrunde dar. Zwei Musen standen klagend angelehnt, der Genius der Unsterblichkeit vollendete mit dem Griffel die Inschrift: Ad astra.

Im Jahre 1788 übernahm Karl August Dobler mit der „hochfürstlich Fürstenbergischen Hofschauspielergesellschaft“ das Kölner Theater. Ihre erste Vorstellung war Lessings Miß Sara Sampion. Schon zehn Jahre vorher machte die Metternichsche Buchhandlung [2]) bekannt, daß der Theaterkalender von Gotha bei ihr zu kaufen sei, ein Beweis, daß sich die Bewohner Kölns für das Theater sehr interessiert haben, und das künstlerische Leben dort nicht so trostlos gewesen sein muß, wie man bei den bewegten politischen Zeiten vermuten sollte. Das ständige Schauspielrepertoire brachte Stücke von Schiller, Goethe und Lessing. Es ist also damals in Köln so ganz dunkel nicht gewesen.

Sehen wir uns nun auf dem Gebiete der schöpferischen litterarischen Thätigkeit der Kölner um.

Unter den etwa 200 Schriften [3]), die zwischen 1700 und 1750 in Köln gedruckt wurden, waren in deutscher Sprache nur einige Ge-

---

1) Vergl. Bianco, Die alte Universität Köln I, S. 590.

2) Köln hatte 1770 schon vier Buchhandlungen mit eignen Druckereien, außerdem noch zehn Druckereien.

3) Während der Mainzer Revolution 1790—93 zur Zeit der Klubisten erschienen in Mainz in zwei Jahren (1792 und 1793) mehr als 120 Flugschriften und Abhandlungen politischer Natur. Ein Beweis, daß man dort litterarisch sehr rege gewesen ist, wenn auch nicht gerade auf schöngeistigem Gebiete.

Digitized by Google

legenheitsgedichte, darunter der „Kölnische Diogenes.“ Nach 1753 finden wir die ersten in deutscher Sprache geschriebenen Schulbücher, die erste biblische Geschichte, 1761 eine kleine Weltgeschichte u. s. w. Im Jahre 1742 erschien bei G. A. Schauberg der „Kölnische Diogenes“ des Liederdichters und Satirikers Heinrich Lindenborn [1]), ein Buch, dem man bei objektiver Würdigung einen ehrenvollen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte nicht wird versagen können. Man hatte sich damals in die Ansicht hineingelebt, daß der katholischen Welt jede Berechtigung auf dem Gebiete der erwachenden deutschen Litteratur abgesprochen werden müsse. Die Leipziger Messe hatte den ganzen Norden Deutschlands für sich in Beschlag genommen und dadurch den Schriften Lindenborns die Verbreitung im Norden abgeschnitten. Sein Name ist daher über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus unbekannt geblieben. Er steckt noch teilweise in dem Schmutze der schlechten satirischen Schriften des siebzehnten Jahrhunderts, die Sprache ist mitunter rauh und holprig. Wir müssen aber die große Belesenheit dieses Schriftstellers in den griechischen und römischen Klassikern bewundern. Seine Prosa gewann auf die damalige Schreibart großen Einfluß. Er war ein Schriftsteller, der aus dem Stegreif schaffte; es wird von ihm berichtet, daß er sogar nicht selten sein von ihm redigiertes Wochenblatt „Der Kölnische Staatsbote“ bei seinem Verleger eigenhändig und aus dem Kopfe für den folgenden Tag setzte. In Bonn gab er 1748 die erste Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Auszug europäischer Geschichten.“ Auch war er der Verfasser eines Lustspiels, das der Kurfürst Clemens August im Schlosse zu Poppelsdorf hatte aufführen lassen. Die besten Kapitel aus dem Kölnischen Diogenes sind unstreitig: Ueber verliebte Narren, die Grabschriften, Madame Friede, Altkölnische Leichenrede auf die verstorbene Jungfer Daphne. Vergleicht man damit die formlosen Arbeiten der meisten seiner Zeitgenossen, so kann man einen bedeutenden Vorsprung zum bessern nicht verkennen. Er fühlte vor allen Dingen die Schmach seiner Zeit, in der man deutsche Sprache und deutsche Sitte fast ganz vergessen hatte. Seine satirische Geißel hätte allerdings mehr Einfluß auf die betreffenden Kreise gehabt, wenn er in der glatten Sprache eines Rabener, Zachariä oder Gärtner geredet hätte. In Beziehung auf inneren Gehalt aber übertrifft er Rabener bei weitem. Er züchtigte die Thorheiten der vornehmen Welt und des gewöhnlichen Bürgers mit scharfer Satire und zog das ganze litterarische Leben der damaligen Zeit vor das Forum seiner schonungslosen Kritik. Mit einer umfassenden Welt- und Menschenkenntnis schlägt er scharf und kräftig nach allen Richtungen um sich. Seine philisterhafte Vaterstadt ist ihm ein Dorn im Auge, und er greift sie an, unbekümmert darum, ob er für seine Wahrheiten bittern Haß erntet.

1) Doktor der Philosophie, geboren 6. Juni 1712.

Digitized by Google

Die Bestrebungen Lindenborns im Verein mit der damaligen Zeitungspresse vermochten indes noch nicht der Stadt Köln eine ebenbürtige Stellung unter den litterarisch thätigen Städten des protestantischen Nordens zu sichern. Die Vorliebe des Kölners für das Fremde fand auch in der Schauspielkunst ihren beredten Ausdruck, da sich der vornehme und gebildete Kölner lediglich durch die französische Kunst angezogen fühlte und daher auch französische Schauspielertruppen ein leichtes Spiel hatten, einheimische Komödianten zu vertreiben. Als aber die deutsche Litteratur ihre schönsten Blüten entfaltet hatte, wuchs auch für Köln ein Mann heran, der sich von der Engherzigkeit und Abseitsstellung mit kühnem Wagemut losriß und seine Vaterstadt auf eine Stellung erhob, die jeglichen Vorwurf des Obskurantismus verstummen machte; und dieser echt deutsche, rheinische Mann war Ferdinand Franz Wallraf [1]). In seinen Reformbestrebungen kam es ihm vor allem darauf an, die deutsche Sprache wieder in ihre Rechte einzusetzen: die deutsche Sprache wollte er um ihrer selbst willen in sorgsame Pflege genommen wissen, sie sollte der niedrigen Stellung entrückt werden, in der sie bis dahin nur Mägdedienste im Interesse ihrer lateinischen Schwester verrichtet hatte.

In der „Denkschrift in Bezug auf die Gründung einer Rhein-Universität", die Wallraf im Jahre 1815 als oratio pro domo veröffentlichte, wird unter V betont, „daß der Ruhm in Wissenschaften und Kunst bis ins achtzehnte Jahrhundert in Köln fortgestrahlt habe und das meiste damals in Köln so Bewunderte auch aus dem siebzehnten in das achtzehnte Jahrhundert übergegangen sei. Die Liebe für Kunst und Wissenschaft war bei der bessern Klasse der Einwohner Kölns noch gar nicht erloschen; denn nur nach dem Geist und Geschmack dieser Klasse, nicht nach dem Pöbel im Wirtshause, nicht nach der Miene der Gassentreter, nicht nach einem oder anderm an seinem gesetzmäßigen Pedantismus zu lange klebenden Lehr- oder Ordenshause, muß der Verstand sein Gericht über Sittlichkeit, Schönheit und Geistesbildung einer großen Stadt aussprechen. Aber es war endlich auch Mode und ein Gewinnlos der Skribler, mit der Feder, in Geifer getaucht, flugs über die Ehre oder Schande eines Ortes abzuurteilen. Das Böse ward am liebsten gelesen und geglaubt. Ausgestreute Vorurteile sind noch jetzt ein halber Triumph über die Wahrheit [2]). Mehr

1) Geboren 20. Juli 1748, gestorben 18. März 1824. Die Stadt Köln hat dem hochverdienten Manne in den letzten Jahren ein Denkmal gesetzt.

2) Der Verfasser der „Reisen durch Schwaben ꝛc., die Rheinischen Provinzen ꝛc." in den Jahren 1779—1785 Philipp Wilhelm Gercken (III. Teil, Stendal, 1786) hebt auch hervor (S. 257 und 258), daß sich Köln in Bezug auf seine Lebensart gar nicht so auszeichne, wie man fast allgemein ausgebe. Einer schreibe es dem andern ohne genaue Prüfung nach, und dies geschehe vorzüglich von den Verfassern der Reisebeschreibungen. Vergl. dagegen von Wakkerbart, a. a. O. 333, der in Köln als litterarisch bedeutende Persönlich-

Digitized by Google

als fünfzig Jahre lang hat sich nun die Schmähsucht an Köln gerieben. Vom reisenden Franzosen an (man kennt sein Vaterland) bis zum französierenden Klebe und zum französischen Lügner Camus [1]), mit Einschluß einer ganzen Folge von Nachschreibern und vielleicht auch gedungenen Verleumdern, deren viele keine vernünftige Seele in Köln besucht haben, ist diese gute Stadt von mehr als einer Seite her in jenes für das Los ihrer Zukunft sehr unvorteilhafte Licht versetzt worden; Köln sei die abscheulichste Stadt von der Welt, ein Bettelort, ein Asyl der Dummheit, des Betrugs, der Heuchelei, eine Bierschenke; es lohne sich nicht, daß man sich länger als einen Tag darin aufhalte. Man weiß auch die Quellen, woher dergleichen Unrat schon in Tageblätter, in Flugschriften und kritische Zeitungen des Auslandes geflossen ist."

Kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt war es, der damals diesem leichthin gesprochenen Urteil über Kölns geistiges Leben entgegentrat. In seiner bekannten Reisebeschreibung hatte er als Norddeutscher infolge gleicher Eingebung des vorhin angedeuteten Zeitgeistes gegen diese Stadt ebenso grimmig ins Horn geblasen. Er ist indes

---

keiten unter andern den Baron von Hüpsch und Hardy schätzen lernte. Im übrigen meint er allerdings, daß, diese wenigen und noch einige andere Männer ausgenommen, Köln in Rücksicht auf die Kultur vielleicht noch um ein Jahrtausend zurück sei (sic). Die Buchhandlungen dürften mit keinen Büchern handeln, die auch nur einen Schein von Aufklärung hätten. Es sei daher kein Wunder, daß der menschliche Geist hier in der undurchdringlichsten Finsternis erhalten werde. In Düsseldorf habe er (S. 337) jedoch mehr aufgeklärte Leute, als er anfänglich vermutet hatte, angetroffen. — Zu einem wesentlich andern Ergebnisse gelangt der überaus frei gesinnte und gegen den damaligen Aberglauben kämpfende Reiseschriftsteller A. Klebe (Reise auf dem Rhein, II. Band, S. 307). Nach diesem hatte Köln am Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Gelehrte von Verdienst, die, „wenn sie auch nicht Schriftsteller seien, es doch mit gutem Fug sein könnten." Er zählt eine Reihe von Namen auf, darunter Wallraf, Hardy, Schophofen, von Hüpsch, Joseph Hoffmann u. a. Bei dem Mangel an Schriftstellern in dieser Stadt und Gegend verlegten sich die Buchhändler auf den Nachdruck der deutschen Lieblingsdichter, wie v. Salis, Hölty, Gellert, Matthisson und Bürger (S. 389). In der Bibliothek der Zentralschule findet er die deutschen Schriften von Kant und die schönen Wissenschaften gut vertreten (S. 385). Der Aufseher der Bibliothek, der ein Franzose gewesen sei, habe sogar einen vorteilhaften Begriff von der deutschen Litteratur gehabt (S. 386).

1) Vergl. A. G. Camus, Mitglied des Nationalinstituts und Staatsarchivar, Reise in die Departements des linken Rheinufers ꝛc. Uebersetzt von A. C. Vorhet, Bd. 1, 2. Köln, bei Rommerskirchen, 1803. S. 30, 42, 72 ff. Camus, dessen Buch wenig scharfe Beobachtungen und den ungründlich arbeitenden Franzosen verrät, versteigt sich sogar zu der Phrase: „Prometheus hat seine Fackel noch nicht über die Rheinufer geschwungen." Im Munde dieses seichten Franzosen nimmt sich dieses geflügelte Wort wahrhaft komisch aus. — Vergl. auch „Freie Bemerkungen auf einer Reise in die Rheingegenden" (1790), Leipzig, Linke, 1797 (S. 399 ff.) und Voyage sur le Rhin depuis Mayence jusqu'à Dusseldorf. Neuwied, 1791 und A. Klebe, Reise auf dem Rhein ꝛc. Frankfurt 1801.

Digitized by Google

bald von seinem Irrtum abgekommen und hat in der Kölnischen Zeitung darüber eine Palinodie bekannt gemacht, die allen Geschichtsbaumeistern zu heilsamer Lehre dienen mag.

Wallraf stand mit den größten Gelehrten und Kunstkritikern der damaligen Zeit in lebhafter geistiger Beziehung. Sein Briefwechsel mit Agricola in Erfurt, Beneke in Heidelberg, Blumenbach in Göttingen, den Gebrüdern Boisserée, Chézy in Berlin, Dalberg, Gercken, Aretin in München, Bleibtreu, Pick in Bonn, Fiedler in Wesel, Fiorillo in Göttingen, Goethe, Humboldt, Hufeland, Dorothea Schlegel zeugen von dem hohen Bildungsgrade, dem Kunst- und poetischen Sinne des Verfassers.

Dr. Fr. Hubert Leonhard Ennen, der Historiker und Kölner Stadtarchivar, berichtet in seiner Biographie Wallrafs (S. 384), daß dieser bei den mannigfachen zerstreuenden Beschäftigungen mit Gegenständen der Kunst und schönen Litteratur keinen Augenblick vergessen habe, daß er katholischer Priester sei. Diese Eigenschaft hat ihn wenigstens nicht gehindert, auf dem Gebiete der Kunst Großes und Unvergeßliches zu leisten und die deutsche Sprache in seiner Vaterstadt wieder in ihre Rechte einzusetzen. Wallraf versammelte in Köln eine litterarische Gemeinde um sich, deren schönwissenschaftliche Unterhaltungen in der sogenannten „olympischen Gesellschaft" regelmäßig stattfanden.

Diese im Jahre 1766 gegründete Gesellschaft (bis 1813) war eine Art von Sprachgesellschaft, wie sie das siebzehnte Jahrhundert kennt. Sie bestand aus Gelehrten und Künstlern und solchen Bürgern, die Interesse an Kunst und Litteratur und ein Herz für das Wohl ihrer Vaterstadt hatten [1]). Das beste uns in der Wallrafschen Manuskriptensammlung im städtischen Archiv zu Köln erhaltene volkstümliche Stück ist die Fastnachtsposse: „Der verlorene Sohn", die aus der Feder De Noëls stammt [2]). Diese Gesellschaft war demnach der Ausdruck des kölnischen Litteraturlebens zur Belebung des Witzes und der Satire. Aber auch sie vermochte die litterarische Unfruchtbarkeit der Kölner, die in der politischen Sonderstellung, in der peinlichen Ueberwachung jeder litterarischen Bewegung, in dem Bestreben Napoleons, die deutsche Sprache zu verdrängen, ihren Grund hatte, nicht zu beseitigen. Der Stadt war es nur vorbehalten, das eigene individuelle litterarische Leben zu retten. Im übrigen haben sich in Köln litterarisch hochgebildete Männer wie Schug, Cassel, Du Mont, De Noël um die Pflege der schönen Künste unvergeßliche Verdienste erworben.

1) Vergl. Hubert Ennen, Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Würzburg, Stuber, 1880.

2) Ernst Weyden (vergl. Köln vor fünfzig Jahren, 1862) erinnert sich noch einer in der olympischen Gesellschaft ausgearbeiteten Travestie des Goethischen Faust, die in ihrer Art ein Meisterstück voll schlagenden Witzes und Humors gewesen sein soll.

Digitized by Google

Namentlich hat der letztgenannte in unzähligen Epigrammen, Sprüchen, Gedichten (teilweise in kölnischer Mundart), Lokalpossen, Lustspielen u. s. w. bewiesen, daß auch in dem finstern Köln die Musen nicht ganz fremd waren.

Der damalige Eigentümer der Kölnischen Zeitung, Markus Theodor Du Mont[1]), stand von Jugend auf zu Wallraf und De Noël in den engsten Beziehungen, und er hat es verstanden, seinem Blatte, dem Organ der in Köln wirkenden Litteraturfreunde, auch in den weitesten Kreisen Anerkennung und Achtung zu verschaffen. Der Kunstsinn, die Kunstkenntnis und die Kunstkritik, die infolge Wallrafs Wirken mit Friedrich von Schlegel seit dem Anfange dieses Jahrhunderts unstreitig von Köln ausgegangen sind, haben ihre Quelle nicht zum wenigsten in den Bestrebungen der Väter dieser Zeit auf dem Gebiete der schönen Litteratur gehabt.

Am Ende unserer Untersuchung angelangt, wollen wir es nicht unterlassen, zu erwähnen, daß gleich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (wahrscheinlich 1620) die Stadt Köln eine wöchentliche Zeitung besaß, die ein gewisser Bilrebeck herausgab, während die ältesten Nummern von Berliner Blättern, die wir kennen, aus dem Jahre 1617 stammen. Die Stadt Wien erhielt erst 1623, Magdeburg 1626, Augsburg 1627, München 1628, Leipzig 1630, Hamburg 1631, Königsberg 1648 eine Wochenzeitung. Man sieht, daß der Rhein auch in dieser Beziehung den Vergleich mit anderen Gegenden des deutschen Vaterlandes wohl aushalten kann. Heute hat die Rheinprovinz die meisten Zeitungen in Preußen.

Wir stellen nun als Endergebnis unserer Untersuchung folgendes fest:

1. Litterarische Bildung und litterarisches Leben, Sinn und Empfänglichkeit für Litteratur können nur nach dem Geiste und Geschmacke eines Zeitalters beurteilt werden. Sie waren am Rhein zu keiner Zeit, auch nicht im Mittelstande erloschen.

---

1) Ph. W. Gercken berichtet in seinen schon angeführten „Reisen u. s. w." (1779) von dem Hofrat Du Mont, „daß er in deutscher und französischer Litteratur arbeite u. s. w." Merkwürdigerweise äußert Schillers Sohn Ernst, der Appellationsgerichtsrat in Köln war, in einem Briefe an seine Mutter vom 12. Juli 1819: „Eine feine höhere Bildung (vielleicht im Sinne der weimarischen Gesellschaft?!) ist hier ganz fremd; selbst in den höhern Ständen. Es sind auch wenig Vereinigungspunkte da. Die Frauen und Mädchen sind fast durchgängig wohlgebildet, beinahe schön." Dies hindert ihn nicht, in einem Briefe vom 3. Juli 1819 an seine Mutter zu sagen: „Die Kölner sind gute Menschen und nicht so, wie man sie geschildert, das sagt auch der Vetter Karl. Es ist doch schön, an so einem Orte zu wohnen, wo man den Geist an das Edle und Erhabne gewöhnt. Alle Sinne für Kunst und Natur, für das Göttliche und für die rege Thätigkeit im Leben, die dem Menschen einen Wert giebt, sind in mir lebendig geworden." (Vergl. Schillers Sohn Ernst, a. a. O. S. 158 und 161.)

Digitized by Google

2. Da die rheinischen Städte zur Zeit der französischen Fremdherrschaft von dem größten Teil ihrer gebildeten Bevölkerung verlassen waren, so trat auch nur während dieser Zeit ein litterarischer Stillstand ein.

3. Im achtzehnten Jahrhundert ist in Stadt und Kurstaat Köln die deutsche Sprache zu Gunsten der lateinischen Sprache und während der französischen Fremdherrschaft zu Gunsten der französischen Sprache verdrängt worden.

4. In diesem Zeitalter ist wenigstens Bonn eine aufgeklärte Universitätsstadt im Gegensatz zu Köln gewesen.

5. Die damalige Rückständigkeit der schönen Litteratur im katholischen Deutschland ist zum Teil auf die mangelhafte Bildung und Erziehung auf den Volksschulen, Lyceen und Gymnasien, zum Teil auf die damals bestehende Zensur, zum Teil auf die Prüderie der Bevölkerung zurückzuführen. Ueberall und zu allen Zeiten war die herbe Aſketik eine geborene Gegnerin der Poesie; zu dieser prüden Dame hat sich in unsern Tagen auch der süßliche Pietist gesellt, der sich eine kräftige Sinnenwelt allenfalls gefallen lassen will, aber aus Furcht vor der Sünde die Luft neutralisieren möchte [1]).

6. Am Rhein war man im achtzehnten Jahrhundert sowohl in katholischen wie in protestantischen Kreisen nur in beschränktem Maße in der schönen Litteratur schöpferisch thätig. Dessen ungeachtet haben die Bewohner der Städte am Rhein denselben offenen Sinn und dieselbe Empfänglichkeit für die wiedererwachende deutsche Nationallitteratur an den Tag gelegt, wie auch die Bewohner anderer Gegenden unseres großen Vaterlandes.

7. Am Rhein hat sich ein reicher Schatz künstlerischer und litterarischer Befähigung, besonders in den mittleren Ständen erhalten, der bei der Neugestaltung und Kräftigung unseres Vaterlandes nicht gering bewertet werden darf. Rheinische Männer, deren Wiege im vorigen Jahrhundert am Rhein stand, waren es, die das schlummernde Feuer der deutschen Kunst und Poesie treu bewacht und in diesem Jahrhunhundert zu der gewaltigen Flamme des Wiedererwachens deutschen Nationalgefühls, deutschen Kunstsinnes und deutscher Dichtkunst nach besten Kräften entfacht haben [2]).

---

1) Vergl. Veremundus a. a. O., S. 60, 61.

2) Heinrich Kurz sagt in seiner Geschichte der deutschen Litteratur (Bd. IV, 4. Aufl. S. 9): „Die Teilnahme der Katholiken an Poesie und Wissenschaft war selbst noch im ersten Viertel des Jahrhunderts nur schwach und verschwand gegen die überwiegende Thätigkeit der Protestanten.“ Für die Romantik trifft dies nicht zu. Es sei da doch nur an Schlegel, Brentano, Bettina, Werner, Chamisso und Eichendorff erinnert. Kurz fährt dann aber fort: „Jetzt — nach dem ersten Viertel des Jahrhunderts — stehen die Katholiken den Protestanten ebenbürtig da, und manche nehmen sogar eine hervorragende Stellung ein.“

Digitized by Google

Wir haben im Verlaufe unserer Untersuchung aber auch zu unserem Leidwesen wahrnehmen müssen, wie Deutschland zum Tummelplatz der Fremden geworden war und sich an dieses schmähliche Verhältnis geradezu gewöhnt hatte. Schon der Westfälische Friede, der die Ordnung des alten Reiches fast auflöste, beförderte das Auseinanderfallen der Nation, die sich geistig aufzugeben schien. Schon damals entstand und befestigte sich jene Herrschaft Frankreichs über Deutschland, die nahezu zwei Jahrhunderte dauerte, und der erst Lessing und Goethe, Scharnhorst und Blücher ein Ende machen sollten.

Auf dem Gebiete der Vernachlässigung der Sprache und Litteratur hat daher das ganze Deutschland mit dem Rhein gesündigt. Dank der Gesundheit und Kraft des deutschen Volkes ist es ihm gelungen, deutsches Wesen und deutsche Empfindungs- und Gestaltungskraft in der Litteratur wieder zur Geltung zu bringen.

Wer mit unbefangenem Auge die Geschichte der litterarischen Bildung am Rhein betrachtet, muß aber auch zu dem Ergebnis gelangen, daß erst die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen ihren Bewohnern das beste gab, was das Schicksal zur Hebung des geistigen Wohlstandes zu verleihen vermochte. Ohne Staat und unmittelbares Vaterland gilt auch der Beste wenig, durch sie auch der Einfältige viel.

Schatten und Licht waren im achtzehnten Jahrhundert, wie wir gesehen haben, in allen Teilen unseres großen deutschen Vaterlandes gleichmäßig verteilt gewesen. Die Sonne Goethes war nicht weit vom Niederrhein aufgegangen, die Sonne Schillers war über Mannheim auch an den Rhein gekommen, und beide Sonnen haben, wie wir gesehen haben, auf die rheinischen Städte ihre Strahlen ergossen. Der Genius unserer deutschen Dichtkunst fand hier ebenso begeisterte als verständnisvolle Aufnahme. Wir erinnern nur an Goethes wiederholten Besuch bei den Gebrüdern Jacobi in Düsseldorf und bei Jung-Stilling in Elberfeld (1774 u. 1792) und bei dem Kanonikus Pick in Bonn (1815). Auch in der Heimat Schillers hatten die Ideen der religiösen Aufklärung und politischen Freiheit später als anderswo Wurzel geschlagen, auch dort huldigte der Illuminatenorden und der Wielandsche Kreis den durch die französische Litteratur verbreiteten Ansichten, unter deren Eindrücken Schiller aufwuchs.

Die rheinischen Städte Bonn und Düsseldorf waren zwar kein Weimar und kein Jena; aber auch die anderen deutschen Städte waren es zu damaliger Zeit ebenso wenig: es gab nur einen Schiller und einen Goethe. Selbst in der preußischen Hauptstadt war das litterarische Leben sehr mangelhaft. Die Akademie in Berlin hatte zwar das Glück, durch ihre Preisaufgaben einige vortreffliche Schriften Herders anzuregen, aber die deutsche Schriftstellerwelt war nur durch Männer zweiten Ranges vertreten, die im Gefolge großer Männer sehr wertvoll waren, aber die fehlenden großen Männer nicht ersetzen

Digitized by Google

konnten. Mit den „Sulzer, Ramler, Engel, Gedike, Biester“ war nicht viel Staat zu machen[1]). Die Stärke der deutschen Aufklärung ging nicht von Berlin, sondern von Wolfenbüttel und Königsberg aus; und ihre bevorzugten Träger hießen nicht Mendelssohn und Nicolai, sondern Lessing und Kant. An deren Vermächtnis, an Herders, Goethes und Schillers Erbschaft ist mit der ganzen deutschen Nation auch der Rhein beteiligt gewesen.

Die nachfolgende Poetengeneration am Rhein hat seit dem Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls nicht geruht, nach den nationalen Zielen zu fragen und ihnen zuzustreben. Sie konnte mit berechtigtem Stolze von sich sagen, daß sie die alte Spannkraft in der Entfaltung ihres freien Geistes und ihrer künstlerischen Phantasie neu bewährt, und daß gerade das reine Licht und Leben des Rheines die köstlichsten Blüten der deutschen Dichtkunst gezeitigt haben.

Die den verschiedensten Glaubensbekenntnissen entstammenden rheinischen Dichter Heinrich Heine, Gottfried Kinkel, Karl Simrock, Gustav Pfarrius, Christian Joseph Matzerath, Alexander Kaufmann, Wolfgang Müller von Königswinter, Emil Ritterhaus, Friedrich Roeber, und wie sie alle heißen mögen, brauchen sich über die Rheinluft, die ihre Väter und Großväter geatmet haben, nicht zu beklagen.

Auch wir nicht.

Was sie ererbt von ihren Vätern haben — um mit Goethes Worten zu reden —, haben sie wirklich erworben, um es zu besitzen.

Den katholischen Dichtern und Schriftstellern mögen am Schlusse unserer Abhandlung die unzweifelhaft zutreffenden Ausführungen beherzigenswert und beachtenswert gelten, die Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Universität Wien, in seinem 1901 erschienenen Werke: Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwickelung der Neuzeit (Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung), über die Zukunft des Katholizismus ausspricht.

Er bezeichnet die dritte kirchliche Periode der Neuzeit, die mit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beginnt, und in der wir noch leben, als das Zeitalter der geistigen Säkularisation, da die kirchlichen Verhältnisse immer mehr ihre herrschende Stellung verloren, das öffentliche Leben einen durchaus weltlichen Anstrich erhielt. In diesem Prozesse ist es der katholischen Kirche nicht gelungen, beherrschenden Einfluß auf die Entwickelung des Kulturlebens auszuüben, ja das 19. Jahrhundert trägt sogar einen spezifisch antikatholi-

1) Die Rezensenten der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, Merck und Goethe, erklärten, „daß der selige Gellert von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte“, und forderten vom Dichter „deutschen Geschmack und deutsches Gefühl.“

Digitized by Google

schen Charakter. Der Verfasser untersucht nun jene Ideen und Bestrebungen, welche die einzelnen Thatsachen in der Entwickelung des katholischen Lebens beherrscht und ihnen einen gleichartigen Charakter aufgeprägt haben. Während das zweite und dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sich als die Periode der kirchlichen Restauration, der religiösen Romantik und des katholischen Liberalismus bezeichnen lassen, herrschen von der Mitte der dreißiger Jahre bis 1870 vor allem zwei Momente vor, nämlich der religiöse Konfessionalismus und der kirchliche Centralismus.

„Ist der Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und der modernen Welt auch unleugbar und tiefgehend, so ist es doch kein absoluter Gegensatz, wie ja auch keiner der fünf vorhin genannten Grundfaktoren, welche die Entwickelung der Neuzeit bestimmen, in absolutem Gegensatz zur Kirche steht. Die Gegensätze sind vielmehr nur historischer Art. Verschwunden ist allerdings wie das mittelalterliche Kaisertum so auch die spezifisch mittelalterliche Machtstellung des Papsttums. Das Papsttum selbst und seine wesentliche religiös-kirchliche Macht leuchtet aber heller als je in die Neuzeit hinein. Seine Stellung ist unbestrittener, sein Einfluß weittragender als je im Mittelalter. Der Verlust seiner äußeren kirchenpolitischen Befugnisse hat nur dazu gedient, seine kirchliche Centralgewalt in ein helleres Licht zu stellen."

Der Verfasser meint im Uebrigen: Ist der Gegensatz zwischen katholischer Kirche und moderner Kultur nur ein geschichtlich bedingter, aber kein absoluter, so kann dieser Gegensatz beseitigt werden, wenn alle Faktoren an der Versöhnung der modernen Welt mit der katholischen Kirche mitarbeiten, die Träger der modernen Kultur und ganz besonders die Katholiken der Gegenwart. Den letzteren erwachsen daraus vor allem drei Aufgaben. Zunächst muß alles abgestreift werden, was im Mittelalter nur eine relative Berechtigung besaß, aber mit den dogmatischen Lehren, die für alle Zeiten verbindlich sind, nichts weiteres zu thun hat, als daß es eine geschichtlich bedingte Folgerung aus denselben war, im übrigen aber im Lichte der wesentlichen Ziele der Kirche eine Unvollkommenheit bedeutet. Sodann muß den neuen religiösen und kirchlichen Bedürfnissen, die das moderne Kulturleben wachgerufen hat, und die auf Individualismus und Innerlichkeit beruhen, Verständnis entgegengebracht werden. Der Katholicismus ist ja als Universalreligion auch weit genug, um jeder Verwirklichung seiner religiösen Ideale Raum zu gewähren. Prof. Ehrhard verweist hierfür auf die innerlich nahe Verwandtschaft der Gegenwart mit dem christlichen Altertum, aus der sich manche praktische Lehre für das kirchliche Leben der Gegenwart ziehen lasse. Daraus sei auch leicht ersichtlich, „daß man die intensivere Heranziehung der Laien zu den kirchlichen Aufgaben und die Erteilung größerer kirchlichen Rechte an dieselben, die heute als Bedürfnis sich geltend machen,

Digitized by Google

nicht als eine unkirchliche Forderung bezeichnen darf". Die dritte Aufgabe endlich umfaßt die ganze geistige, sittliche und sociale Arbeit, durch welche die Kulturmacht der katholischen Kirche thatsächlich zu erweisen und festzustellen ist. Der Verfasser geht dann näher ein auf die notwendig zu leistende Arbeit der Katholiken in Theologie, Philosophie und Geschichte, Litteratur und Kunst.

Ein bemerkenswerthes Urtheil in Bezug auf die Erzählungslitteratur möchte ich am Schlusse noch anführen, das der katholische Kulturhistoriker Richard Kralik in seinen „Kulturstudien" ausspricht[1]):

Die Belletristik ist ihrem Wesen nach auf Unterhaltung gerichtet, auf den Zeitvertreib. Sie gehört mehr in die Nationalökonomie (?) als in die Aesthetik, und ihre Prinzipien werden mehr in der Handelsschule als in der Poetik gelehrt. Das Verhältnis zwischen Schriftsteller und Publikum gipfelt gewöhnlich in einer Geldleistung. Das konsumierte Werk wird dann beiderseits durch ein neues ersetzt . . . Das erste Geschäftsprinzip ist, dem jeweiligen Charakter des Publikums zu schmeicheln. Gut ist, was ohne Schwierigkeit gekauft wird.

Das ungünstige Urteil über die katholische Produktion in der Belletristik ist allerdings sehr berechtigt. Die jüdischen und akatholischen Belletristen sind uns weit über. Aber ich begreife nicht, wie man sich darunter so sehr kränken mag. Mir erscheint das so gleichgültig wie die Frage, ob Katholiken oder Juden besser Tarock spielen und Kegel schieben. Ja, es wäre geradezu traurig, wenn wir in der Belletristik den anderen über wären. Denn da der Belletrist dem Publikum schmeicheln, es reizen, sich ihm anbequemen muß, so ist der Katholik schon durch seine Prinzipien von einem wirksamen Wettbewerb ausgeschlossen, die Befriedigung niederer Instinkte in gröberer oder feinerer Form, die dabei das Hauptreizmittel bleibt, kann von ihm nicht betrieben werden. Durch seine strengeren Grundsätze wird er eher auf den Weichling abstoßend, im besten Falle langweilig wirken. Es war ein Fehler und Irrtum der Aesthetik, wenn besonders seit drei Jahrhunderten sich die Belletristik so sehr in die Poesie eingedrängt hat, daß sie fast die große, echte Dichtung überwuchert hat.

Ganz wie Kralik urteilt Prof. A. E. Schönbach (Ges. Aufs. XVI):

„Täuschen wir uns nicht, damit hat die Kunst nicht allzu viel zu thun. Wir haben uns heute daran gewöhnt, jeden Menschen, der einen Roman schreibt, einen Dichter zu nennen. Gut, ich habe nichts dagegen, aber wolle man doch dabei nicht vergessen, daß diese beim Handgebrauch entwerteten Titel dann nicht mehr bedeuten, als „Herr Doktor" für den Studenten, so lange er seinen Mittagstisch bezahlt, oder „Ingenieur" für den Maurer, der eine Partie Bauarbeiter befehligt. Der größte Teil dessen, was die Spalten unserer wöchentlichen Bücherver-

1) Münster 1900, 4. Aufsatz.

Digitized by Google

zeichnisse als „schöne Litteratur“ füllt, gehört überhaupt gar nicht zur Kunst, ja nicht einmal zum Kunstgewerbe, das ist einfach Ware, Verbrauchsartikel, wie Stahlfedern, Seife und Tramwaykarten.“

Wie dem auch sein mag: an die katholischen Schriftsteller und Dichter des 20. Jahrhunderts tritt die ernste Aufgabe heran, zu zeigen, daß ihre Feder auf der Höhe der Zeit steht; an ihnen liegt es, in litterarischer und künstlerischer Leistung zu beweisen — wie Veremundus sagt —, „daß der Katholizismus als Weltanschauung seine erobernde Kraft nicht verloren hat, daß er sich nicht nur auf die Erhaltung seines Besitzstandes einrichtet und es lieber mit den geistig Genügsamen seiner Bekenner, als mit den unter dem Einfluß ihrer Zeit Begehrlicheren zu thun haben will!“

Digitized by Google

III.

Goethe in Bonn.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!“

Die Wiederkehr des 150. Geburtstages unseres Altmeisters, „des besten aller Menschen“, wie Deutschlands größter Dichter genannt wurde, führte uns in dankbarer Andacht und scheuer Ehrfurcht 1899 zurück in das alte Bonn, um den Spuren des Olympiers, die in Aeonen nicht untergehen, zu folgen.

Goethe und der Rhein! Der Rhein, den der Sohn Frankfurts als Vierzehnjähriger im Jahre 1763 zum ersten Male erblickt hat. Welche Fülle von Erinnerungen erwachen bei dem Goethefreund an die Tage beim Reichskammergericht zu Wetzlar (1772), die uns Werthers Leiden als Frucht seines dichterischen und künstlerischen Schaffens gaben! Und erst die lustige Rheinfahrt vom Juli 1774, als Goethe in Gesellschaft Lavaters, Basedows, des Zeichners Schmoll und der Frau Hofrätin Kämpf aus Neuwied am 18. Juli die Lahn hinabfahrend, unter lustigem und geistreichem Geplauder von Koblenz aus am 20. Juli auf dem Bruderschiffchen rheinabwärts zum ersten Male Bonn berührt. „Und wie wir nun fürder nach Köln zogen, schrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emaus, weiter gings
Mit Sturm und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten [1].“

Sein Reiseziel galt damals den Gebrüdern Jacobi in Düsseldorf, von wo er am 22. Juli einen Abstecher nach Elberfeld machte, um seinen alten Straßburger Freund Dr. Johann Heinrich Jung (Stilling) zu besuchen. Auf dieser Reise hat Goethe in Bonn nur zwei Stunden geweilt. Auch auf der zweiten Rheinreise im Jahre

1) Wahrheit und Dichtung III. Buch 14.

Digitized by Google

1792, die ihn wieder in den Jacobischen Kreis nach Düsseldorf führte, wurde in Bonn nur zu kurzer Rast mit dem gemieteten Kahn gelandet. Auf der dritten Rheinreise (1814), deren Schwerpunkt Wiesbaden und Umgebung nebst Bingen und dem Rochusberg war, sah er den Niederrhein nicht wieder.

Dreimal hat Goethe Bonn besucht, die beiden ersten Male nur flüchtig als Durchreisender, zum dritten, wenn auch nur auf Tagesfrist, mit der bestimmten Absicht, zu besichtigen und sich zu belehren. Der erste dieser Besuche fällt mitten in die Regierung des vorletzten Kurfürsten von Köln, der dritte in den Anfang der preußischen Herrschaft. Dazwischen liegen 41 Jahre, voll der tiefgreifenden Bewegungen und Ereignisse im Leben der Völker. Welche Entwicklung in Goethes Leben diese 41 Jahre umspannen, das läßt sich kurz mit zwei Marksteinen aus der Geschichte der Weltdichtung angeben. Goethe besuchte Bonn zum dritten Male, als er den „Westöstlichen Divan" begonnen hatte, und er hatte eben den „Werther" geschrieben, als er die Stadt zum erstenmal sah.

Das war am 20. Juli 1774, auf der bekannten Reise, die Goethe mit Lavater und Basedow angetreten hatte. Ueber alle drei Reisen, auf denen Goethe unsere Stadt berührte, haben wir Berichte in seinen Werken. Aber in dem Bericht über diese erste wird Bonn nicht einmal erwähnt. Goethe sagt nichts von dieser Stadt, vor oder in der er nur eben die üblichen paar Haltestunden des Schiffes verbrachte; und wir dürfen hinzufügen: er sagt nichts von ihr, weil sie ihm nichts sagte. Es ist anzunehmen, daß er an ihr nichts sah, als was sich ihm beim Anlanden des Schiffes zeigte, minder Besonderes als Typisches: neben einem prunkvollen, unverhältnismäßig großen Fürstenschloß mit Gärten, Lusthäusern, Wasserkünsten und allem sonstigen Zubehör des Rococo eine unansehnliche, engwinklig zusammengedrängte Kleinstadt mit vereinzelten größeren Wohnsitzen adeliger Herren oder klösterlicher Gemeinschaften. Das war der eine, zahlreich vertretene Typus der deutschen Residenzstadt des 17. und 18. Jahrhunderts. Es gab noch einen anderen, in dem das mittelterliche Stadtbild durch einen höheren Ortes vorgezirkelten Ersatz von planmäßigen Straßenzügen dem Styl des fürstlichen Hoflitzes angepaßt erschien: „die künstliche Stadt", wie es Wilhelm Riehl nennt, besonders von süddeutschen und rheinischen Regenten gepflegt und auch Goethe vermuthlich von Mannheim her bekannt.

Achtzehn Jahre später, in einer kalten, sternenklaren Novembernacht 1792, wiederum auf einer Schiffsreise von Koblenz nach Düsseldorf, mußte Goethe in Bonn landen. Was ihn dazu nötigte, klingt uns gar wunderlich. Wenn ein oberländischer Schiffer jener Zeit einen alten Kahn ausrangieren mußte, so suchte er den letzten Nutzen aus ihm zu schlagen, indem er das Wrack an irgend einen harmlosen

Digitized by Google

Fremden zu einer größeren Reise stromab verheuerte. Das Fahrzeug trieb, so lange es eben halten mochte; kam es zum Ziel oder ging die Reise unterwegs nicht mehr, so wurde es als Brennholz verkauft, und der Schiffer wanderte mit Fährgeld und Erlös in der Tasche in die Heimat zurück. Ueberall am Mittelrhein wimmelte es von französischen und anderen Auswanderern, die sich nach dem kläglichen Ausgang des preußisch-österreichischen Einmarsches in Frankreich vor dem Kriege wegflüchteten. Jeder Tag brachte Auftritte, wie sie Goethe nachmals in „Hermann und Dorothea" festgelegt hat. Auch er selber hatte sich in Koblenz von dem Heere getrennt.

Ihm aber bangte, wie er erzählt, „vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes." Er gedachte jener ersten Reise von 1774, er sehnte sich aus der „fremden, gewaltsamen Welt" zu jenen Düsseldorfer Freunden, denen er noch immer eng verbunden schien, und so heuerte er für sich und seinen Diener den erstbesten Kahn. Ein blinder Passagier wurde gegen das Versprechen, zeitweilig beim Rudern zu helfen, menschenfreundlich mitgenommen. Alsbald erwies sich's, daß man in dem lecken Kasten die Kräfte nötiger zum Wasserausschöpfen als zum Rudern brauchte. Schließlich geriet auch noch der Fährmann mit dem blinden Passagier in Streit, fiel dabei ins Wasser, und wiederum aus Menschenfreundlichkeit mußte man nun in Bonn landen, bis der Mann sich getrocknet hatte. Die übrigen gingen in eine Schiffer-kneipe. Goethe zog vor, im offenen Nachen auf seinem Mantel auszuruhen; er hatte ja seit sechs Wochen fast nur unter freiem Himmel übernachtet. Aber das immer höher steigende Wasser im Kahn zwang ihn zuletzt, gleichfalls den Morgen im Wirtshaus zwischen einer Tabak ichmauchenden und Glühwein schlürfenden Gesellschaft heranzuwachen.

Im Jahre 1815 suchte Goethe nach dem wohlthätigen Gebrauch der Wiesbadener Kurmittel den Niederrhein wieder auf, und diesmal war es unsere Musenstadt, die von dem Altmeister eines eingehenden Besuches gewürdigt wurde.

So kurz auch Goethe in ihren Mauern, dem Geburtsorte Beethovens weilte, so nachhaltig blieben bei ihm die Eindrücke haften, die er hier empfangen hat. War es die ehemalige altehrwürdige Residenz der Kölnischen Kurfürsten mit ihrem glänzenden Prälatentum, ihrem prunkliebenden Hof und ihrer künstlerischen Regsamkeit, die hier ihre Anziehungskraft auf Goethe ausübte? Mit Nichten! Einer Einladung des Ministers Freiherrn von Stein folgend, war Goethe am 24. Juli mit dem Reichsfreiherrn aufgebrochen, um nach Köln zu fahren. Stein erbat sich hierbei von ihm eine Denkschrift über Kunst und Altertümer in den Rheinlanden. Nachdem man in Köln das berühmte Altarbild der Peterskirche, den h. Petrus von P. P. Rubens besichtigt hatte und unter Wallrafs Leitung die damalige Domruine, die Privatsammlungen Wallrafs, des Rentners Lyversberg, die Wachsarbeiten

Digitized by Google

des Domvikars Hardy und dessen Schülers Karl Hagebold, Miniaturen des Peter Josef Lützenkirchen in Augenschein genommen hatte, fuhren am 27. Juli die beiden Excellenzen mit dem Maler Fuchs nach Bonn. An diesem Tage blickte Goethe vom Alten Zoll über den Rhein hin, der nun wieder „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" war; und neben ihm stand der Reichsfreiherr von Stein, — Hand in Hand die beiden erhabensten Gestalten, die unser rheinfränkischer Stamm seit den Tagen der salischen Kaiser erstehen sah. Hier betrachteten und erwogen sie, wie sich auf dem befreiten Boden mit kluger Benutzung aller noch lebensfähigen Reste früherer Glanzzeiten eine neue Blüte deutscher Kunst und Geistesbildung vorbereiten lasse. Die vorläufigen Ergebnisse Goethes aus dieser und einer ähnlichen Studienreise im Jahr zuvor liegen uns in seiner Schrift „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar" offen.

Hatte Goethe in Köln der Kölner Kunst, die schon Wolfram von Eschenbach rühmt, besonderes Interesse zugewandt und die Fäden bloßgelegt, die die niederrheinische Kunst mit der byzantinischen eng verknüpfen, so wurde ihm diese Gelegenheit in gleichem, wenn nicht in höherem Maße in Bonn gegeben, wo seiner freilich kein Kölner Patrizier wartete.

In Bonn gab es, wie in vielen anderen Städten Rheinlands, zur damaligen Zeit eine Anzahl Männer, die als Sammler der reichen Kunstschätze früherer Jahrhunderte für die Kunstgeschichte unseres Vaterlandes sich große Verdienste erworben haben. Was Wallraf und die Gebrüder Boisserée für Köln und München waren, das waren in Bonn der Fabrikant Frowein, der Advokat Falkenstein, der Buchdrucker Neußer und der Kanonikus Roth. Deren Kunstsammlungen wurden indes von der des Kanonikus Pick derart übertroffen, daß gerade sie das Glück hatte, von Goethe einer eingehenden Besichtigung gewürdigt zu werden.

Franz Pick, geboren am 1. April 1750 zu Bonn, der Sohn eines bescheidenen Hofschneiders des Kölner Kurfürsten, hatte als Hauskaplan des Vizedechants des Domstifts zu Köln, des Grafen von Oettingen-Baldern, reichliche Gelegenheit gefunden, seine früh erwachende Liebe zur Kunst zu nähren. Ungeachtet seiner geringen Einkünfte gelang es ihm, einen großen Schatz von Kunstgegenständen aus den säkularisierten Klöstern und Stiftern an sich zu bringen und bei seiner 1805 erfolgten Uebersiedelung nach Bonn das von Lombeckesche Haus, gegenüber dem ehemaligen Kapuzinerkloster (darauf Petazzische Haus), zur Unterbringung seiner Schätze zu erwerben.

Unter den Kunstdenkmälern befand sich der berühmte römische Altar der Viktoria, der seiner Zeit in Köln gefunden wurde, und dessen Inschriften beweisen, daß die Römer schon die Godesberger Quelle gekannt haben. Er kam mit der Zeit in das Museum der Universität.

Digitized by Google

A. W. von Schlegel sagt im Jahrbuch der preußischen Rhein-Universität, 1. Band, 1. Heft, Seite 94: „Es giebt fast keine Art von künstlicher Arbeit, von Bild- oder Schnitzwerk, in edlen Steinen, in Metall und Schmelz, in Elfenbein und Holz, wovon die Pickische Sammlung nicht seltene Proben aufzuweisen hätte." Der Katalog derselben (gedruckt bei Peter Neußer 1819) weist über 7000 Nummern auf und 3000 Münzen.

Am besten lassen wir hier Goethe selbst reden:

Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Kanonikus Pick. Dieser heitere, geistreiche Mann hat alles und jedes, was ihm als altertümlich in die Hände kam, gewissenhaft gesammelt, welches schon ein großes Verdienst wäre; ein größeres aber hat er sich erworben, daß er, mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig, ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Ohne sein Haus, mit welchem diese Schätze zusammengewachsen sind, durchwandert zu haben, kann man sich hiervon keine Vorstellung machen.

Der Treppenraum zeigt eine Menge Porträte von sehr verschiedenem Kunstwert, alle jedoch vereinigt, die Trachten mancher Länder und Zeiten vors Auge zu bringen. Verziert sind die Wohnzimmer mit Kupferstichen und Gemälden, eigens bedeutend auf traurige und frohe vaterländische Ereignisse hinweisend, auf Glück und Unglück eines übermütigen Feindes anspielend. Ueber den Thüren erregt manche inschriftliche Tafel ein bedenkliches Lächeln. Nun aber öffnet sich die Sammlung selbst; man durchschaut sie mit immer verändertem Interesse, welches jederzeit eine historische Richtung zu nehmen genötigt ist. Kupferstiche und Münzen, nach Jahren und Ländern geordnet, Gerätschaften aller Art, alles zierlich zusammengestellt.

Wir gedenken z. B. einer ganzen Wand mit gemalt-scheinenden Bildern, merkwürdig durch den Stoff, woraus sie verfertigt worden: Mosaik und Eingelegtes, von Stroh oder Moos Zusammengesetztes, aus gehackter Wolle Gestreutes, sametartig Gewobenes, Gesticktes oder aus Läppchen Zusammengeflicktes. Durch solche Annäherungen werden hundert Dinge, deren Aufbewahrung einen erfahrenen Kunstkämmerer verlegen machte, dem Auge interessant: sie geben dem Geiste Nahrung, ja dem Geschmacksurteil manchen Anlaß. Hierbei ist zu bemerken, daß ein junger Vetter, naturwissenschaftlich unterrichtet, eine schöne Mineraliensammlung, dem Kenner wie dem Liebhaber willkommen, systematisch aufgestellt hat.

Und so nach ergötzender Betrachtung einer unzähligen Menge älterer Putz- und Scherzgeräte, nimmt man ernsteren Anteil an einer würdig errichteten Scheinkapelle. Geschmackvoll zusammengerahmte bunte alte Glasfenster verbreiten ein düsteres Licht über den be-

Digitized by Google

schränkten Raum; giebt man demselben dagegen die erforderliche Hellung, so sieht man die aus aufgehobenen Kirchen geretteten frommen Bedürfnisse aller Art an schicklicher Stelle: geschnitzte Betschemel und Pulte, ein völlig hergestellter Altar, auf demselben ein Reliquienkasten, mit getriebenen Silberfigürchen geziert, mit Emaille reichlich bedeckt; ferner Kruzifixe und Leuchter, alle älteren Ursprungs, nach Form und Materie an jenen heiligen Prachtkasten erinnernd, der in dem kölnischen Dome die Gebeine der Dreikönige verwahrt. Den Wänden fehlt es nicht an alten Gemälden, welche sich hier, als hätten sie ihre Stelle nicht verändert, einer gewohnten Nachbarschaft erfreuen.

Gelangt man darauf in ein Zimmer, wo alte Drucke und Manuskripte aufbewahrt, auch andere bedeutende Dinge einstweilen niedergelegt sind, so bedauert man, daß die Unruhen der Zeiten diesen würdigen Mann verhinderten, von seinem ganzen Hause Gebrauch zu machen, um alles in gleichen Sinne zu ordnen und zu bewahren.

Mit dem größten Vergnügen aber betritt man die Gartenterrasse, wo das Talent eines geistreichen Konservators sich in vollem Glanze zeigt. Hier sieht man unter freiem Himmel verschiedene architektonische Teile und Glieder, Säulen und Gesimstrümmer, so wie manche Zierratsreste, zu Ruinen gruppiert, Inschriften zierlich eingemauert, halberhabene Arbeiten wohl verteilt, große gebrannte Gefäße als Denkmale aufgestellt und, mit wenigen Worten, hie und da wahrhaft rege patriotische Gesinnungen bedeutsam ausgedrückt.

Eine ausführliche Beschreibung dieses glücklichen Unternehmens würde schon der Einbildungskraft und dem Gemüt eine angenehme Unterhaltung geben. Nur eines führe ich an, daß ein kleines, wohlerhaltenes Basrelief, die schlimmen Folgen der Trunksucht vorstellend, unter einer Weinranke gesehen wurde, die so eben voller Trauben hing.

Denkt man sich Bonn als Residenz, und diesen Schatz unverrückt als Kunstkammer, so besitzt der Hof eine Sammlung, so allgemein unterhaltend und reizend, als nur zu wünschen ist. Setzte man sie in gleichem Sinne fort, so würden Besitzer und Erhalter sich und anderen zu großem Vergnügen bemüht sein.

Während man nun diese Zeit über mit aufgeklärten und, im echten Sinne, freidenkenden Personen umging, so kam die Angelegenheit der ehemals hier vorhandenen Universität zur Sprache. Da man nämlich schon längst an der Wiederherstellung der veralteten hohen Schule in Köln verzweifelt, habe man den Versuch gemacht, eine neue in Bonn zu gründen. Dieses Unternehmen sei deshalb mißlungen, weil man, besonders in geistlichen Dingen, polemisch und nicht vermittelnd verfahren. Furcht und Parteigeist zwischen den verschiedenen Parteigenossen sind indessen beschwichtigt, und könne gegenwärtig die einzig mögliche und vernünftig herbeizuführende Vereinigung der Katholiken und Protestanten nicht auf dogmatischem und philoso-

Digitized by Google

phischem, sondern allein auf historischem Wege gefunden werden, in allgemeiner Bildung durch gründliche Gelehrsamkeit. Eine bedeutende Universität am Niederrhein sei höchst wünschenswert, da es der katholischen Geistlichkeit, und somit auch dem größten Teil der Gemeinde, an einer vielseitigeren Geistesbildung fehle. Die Abneigung, ja die Furcht vor der Gelehrsamkeit sei früher daher entstanden, daß die Trennung der Christenheit durch Philologie und Kritik geschehen; dadurch sei die alte Kirche in Schrecken gesetzt, Entfernung und Stillstand verursacht worden. Bei veränderten Umständen und Ansichten jedoch könne dasjenige, was die Kirche getrennt, sie nun wieder vereinigen, und vielleicht wäre eine so schwer scheinende Aufgabe bei gegenwärtiger Gelegenheit, im oben angedeuteten Sinne, am sichersten zu lösen.

Wenn die Einwohner von Bonn ihre Stadt zum Sitz einer Universität empfehlen, ist es ihnen nicht zu verargen. Sie rühmen die Beschränktheit ihres Ortes, die Ruhe desselben; sie beteuern die Achtung, die dem Studierenden hier zuteil würde, als notwendigem und nützlichem Mitbewohner; sie schildern die Freiheit, die der Jüngling genießen würde in der herrlichsten Gegend, sowohl landwärts als rheinwärts und überrheinisch. Die Ursachen, warum der erste Versuch mißlungen, kenne man nunmehr und dürfe nur die ähnlichen Fehler vermeiden, so habe man die völlige Gewißheit, diesmal zum Ziele zu gelangen.

Diese und ähnliche Gespräche wurden auf der Terrasse des Schloßgartens geführt, und man mußte gestehen, daß die Aussicht von demselben entzückend sei. Der Rhein und das Siebengebirge links, eine reich bebaute und lustig bewohnte Gegend rechts. Man vergnügte sich so sehr an dieser Ansicht, daß man sich eines Versuchs, sie mit Worten zu beschreiben, kaum enthalten kann."

Leopold Kaufmann, der frühere Oberbürgermeister von Bonn, hat uns in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein (Heft 21) ein lebensvolles Gemälde von dem heiteren geistreichen Manne gezeichnet und berichtet uns, daß Goethe unter eine Thüre gestellt worden sei, mit der Ueberschrift:

„Nullum grande ingenium
Sine mixtura dementiae."

und habe an Pick die Frage gerichtet, ob das auf ihn passe? worauf Pick sofort geantwortet habe:

Nulla regula sine exceptione.

Leider gelang es Pick nicht, die Sammlung als solche, wie er wünschte, vollständig zu erhalten. Der preußische Staat vermochte sich nicht zum Ankauf derselben für die geringe Summe von 20000 Reichsthaler zu entschließen. Sie wurde 1819 öffentlich versteigert, die Gemälde kamen größtenteils in Privatbesitz.

Digitized by Google

Pick war nach Angabe seiner Verwandten ein Mann mittlerer Größe, von ehrwürdigem und freundlichem Aeußern. Alle, die ihn gekannt haben, rühmen seine vortreffliche Gabe der Unterhaltung, die von rheinischem Witze und Humor sprudelte.

Er starb am 16. August 1819, und wie sein von ihm selbst vorher verfaßter Totenzettel besagt:

„Er lebte still der Kunst, der Vaterstadt und seiner Familie. Möge diese nicht trauern, man sieht sich ja wieder."

Goethe hat in dankbarer Erinnerung an das am Rhein Geschaute und Erlebte auch in seinen „Zuschriften und Erinnerungsblätter"[1]) des Rheines gedacht:

„Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.
Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntnis,
Wär' ein allzulang Geständnis.
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!"

Und weiter führt er uns in die fröhlichen Kreise:

„Hier sah ich hin, hier sah ich zu
Nach liebevoller Weise:
Die fernen Lieben, du, auch du,
Sie lebten froh im Kreise. —
Siehst du das, wie ich es sah,
Wohnst du, so wie ich gewohnt;
Lieb' und Freundschaft sind dir nah'
Und ein jeder Tag betont. —
Nicht ist alles Gold, was gleißt,
Glück nicht alles, was so heißt,
Nicht alles Freude, was so scheint,
Damit hab' ich gar manches gemeint.

Und die folgenden Verse sind dem traulichen Heim und den Eindrücken des Besuches beim Kanonikus Pick gewidmet:

An die Stelle des Genusses
Trete Bildchen holden Scheins,
Zur Erinnerung des Flusses,
Der Terrasse, dieses Hains.

Man muß annehmen, daß Goethe mit dieser Terrasse den „alten Zoll" gemeint hat, der „Terrasse des Schloßgartens", wo er in eifrigem Gespräche über die damals brennende Frage der Universitätsgründung in den Rheinlanden (Köln, Bonn, Düsseldorf und Duisburg stritten

1) Band 15 der Cottaschen Ausgabe.

Digitized by Google

sich darum, wie die sieben Städte um den Geburtsort Homers) verweilte und sich der herrlichen Aussicht auf den Rhein und das Siebengebirge erfreute.

Wie wir gesehen haben, hat sich Goethe auf das Gebiet der Dichtung nicht beschränkt. In fast allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft seiner Zeit hat er sich mit Erfolg bewegt und selbst im praktischen Leben nach den verschiedensten Seiten sich versucht. Die Weltgeschichte kennt seinesgleichen nur noch in jenen Meistern der italienischen Renaissance, die nicht nur Künstler, Maler, Bildhauer und Architekten, sondern auch noch Dichter, Philosophen und Politiker waren. Die Universalität der Bildung hat Goethe sicher besessen. Im 18. Jahrhundert war dies nur möglich, dem Jahrhundert, in dem die Dichtung und der Kunstgeschmack, die poetische Bildung, jeder anderen den Vorrang abgewann, so daß Philosophie und Religion im Bunde mit der Dichtkunst standen und Phantasie und Gefühl auch auf das Gebiet der Wissenschaft hinübergetragen wurden. Die litterarische Bildung stand damals höher im Preise, als heute, wo Politik und Naturwissenschaften mit ihren fortwährenden Ueberraschungen und neuen Entdeckungen das Interesse der Menschen vorwiegend beschäftigen.

Während der Naturforscher Alexander von Humboldt mit den großen Dichtern aufs engste verbunden war, machte der größte Lyriker aller Zeiten, Goethe, auch als Naturforscher Entdeckungen und stellte wissenschaftliche Theorien auf, die damals, wenn auch viel umstritten, großes Aufsehen in der ganzen Welt erregten. Aber ganz eigentlich war ihm doch immer die Kunst als Zweck seines Daseins erschienen, sie war der Inhalt seines Lebens. Er sagt von sich selbst, „er habe sich in Italien wiedergefunden als Künstler". Seine Beschäftigung mit ihr und den Gesetzen der Natur gaben ihm die Stoffe für seine Dichtung, die ihm das Spiegelbild seiner Empfindungen und Erfahrungen sind. Seine Dichtergabe, sein Universalblick über das Gebiet der Wissenschaft und Kunst begleiteten ihn bis an sein Ende. Bei seinem Tode stand der Weltengenius an seiner Seite: „Auch im Scheiden noch groß" waren die Worte, die der Verblichene kurz vorher beim Anblick der untergehenden Sonne gesprochen hatte.

Die Beziehungen Goethes zur rheinischen Wissenschaft und Kunst sind im Laufe der Zeit dieselben und innigen geblieben. Unter seiner Aegide wurde Bonn als Sitz der rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität damals der Sammelpunkt der Kunst und Wissenschaften in den Rheinlanden. Mit den Professoren Näke, Welker, Windischmann, D'Alton, Nees von Esenbeck, Nöggerath, Nasse unterhielt er einen eifrigen Briefwechsel, desgleichen mit seinem Großneffen Professor Alfred Nicolovius und dessen Bruder, dem Kölner Generalprokurator, und mit Ferdinand Franz Wallraf in Köln.

Merkwürdiger Weise hat Goethe mit den Dichtern Fischart, Götz,

Digitized by Google

Joh. Georg Jacobi, Clemens Bretano und Heinrich Heine die rheinische Heimat, obwohl sie Rheinländer von Geburt waren, nie dichterisch vertreten.

Erst der nachfolgenden Poetengeneration am Rhein war es vorbehalten, den Rhein und seine reichen Geschichts- und Sagenstoffe zu erschließen und zu verarbeiten, und den „rheinischen Poeten" ist das Verdienst zuzuschreiben, daß sie Bonn zu einer klassischen Stätte der deutschen Dichtkunst unter Gottfried Kinkel und seinem Maikäferbunde in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts gestempelt haben. In diesem Kreise wirkt der Einfluß der großen Heroen des achtzehnten Jahrhunderts noch erkennbar fort [1]).

Seit den Tagen des größten Sohnes dieser Stadt, Ludwig van Beethoven, seit den Tagen des Goethebesuches in Bonn sind die Musen den ehrwürdigen Mauern dieser Stadt nie fremd gewesen. Möchte es dauernd so bleiben!

---

1) Zu welchen traurigen Verirrungen die heutige „Moderne" gelangt ist, zeigt ein Aufsatz in der Wiener Zeitschrift: „Der Autor. Zeitschrift für Litteratur und Kunst", in deren Nr. 1 vom Januar 1902 es wörtlich (S. 7) heißt:

„Dieses Goetheepigonentum ist mit daran Schuld, daß wir, nachdem deutsche Lyrik sich um Goethe zu einem hellen Krystall geschlossen hatte, keine neuen Erscheinungen mehr sahen bis auf die jüngste deutsche lyrische Epoche, die miteingeschlossen wird in die große, neue Strömung, die man allgemein mit dem bequemen Ausdruck „Moderne" bezeichnet."

Ich sage: Es ist wirklich bequem! Vielleicht wird es noch bequemer!

Digitized by Google

IV.

Aberglaube, Hexen und Juden.

Mit dem Niedergange des mittelalterlich deutschen Reichs, der die Erschlaffung des öffentlichen Lebens auch in den Rheingegenden zur Folge hatte und der rheinischen Geschichte ihren höheren Schwung nahm, fand der Aberglaube und die Unduldsamkeit einen fruchtbaren Boden. Das Hexenwesen war in Deutschland allmählich zum Sport ausgebildet worden, und Hand in Hand mit diesem Aberglauben gingen unsere unduldsamen Vorfahren, als sie sich an den Juden vergriffen und „das auserwählte Volk Gottes" für alle Krankheiten und Seuchen, die im Laufe der Jahrhunderte auftraten, verantwortlich machten. In seinem nationalen Selbstbewußtsein und in der Ueberzeugung seines Glaubens ist aber das Volk der Juden allen Prüfungen und Verfolgungen zum Trotz groß geblieben. Die Geschichte der Menschheit hat wenige Beispiele aufzuweisen, die dem vorurteilsfreien Beobachter derartige Achtung abzwingen, wie die wechselreichen Geschicke der Juden, denen namentlich auch in den Rheinlanden mannigfache Prüfungen und Bitterkeiten nicht erspart bleiben sollten. Für den Kulturhistoriker hat die Hexen- und Judenfurcht des Mittelalters, die wie eine ansteckende Krankheit auf den Gemütern der Menschen lastete, viele verwandte und gemeinsame Erscheinungsarten.

In Nachfolgendem habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, diese Erscheinungsarten im engeren Gebiete einer Stadt des Erzstiftes Köln zu verfolgen, die lange Zeit hindurch Residenz der Kölner Kurfürsten war und in der die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts fruchtbareren Boden, als in den anderen Städten des Erzstiftes gefunden hatte.

Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges (um 1640) war in Deutschland und auch am Rhein vielfach die Gespensterfurcht aufgetreten. Man legte dem Teufel besondere Kräfte bei, vermöge deren er schon auf der Oberwelt Werbungen und Bündnisse abzuschließen im Stande sein sollte. Die dieses sündigen Bündnisses Beschuldigten, sogenannte Hexen, wurden zu Tausenden unter entsetzlichen Qualen und

Digitized by Google

Foltern hingerichtet. Während uns über die meisten damaligen Hexenprocesse in den rheinischen Orten bestimmte Urkunden und Ueberlieferungen vorliegen, entbehrte Bonn, die Residenzstadt der Kölner Kurfürsten, bisher jeglicher bestimmter geschichtlicher Quellen und zugänglicher Urkunden in Bezug auf diesen Gegenstand, so daß die bisherigen Geschichtschreiber angenommen haben, daß sich in Bonn das Hexenwesen nicht bestimmt nachweisen ließe[1]). Andere wiederum wollten durch den Hinweis auf den im Volksmunde erhaltenen Hexenturm, das Garnisongefängniß, den Nachweis ersetzen. Es soll daher unsere Aufgabe sein, dieser Frage in folgendem näher zu treten.

Das im Jahre 1899 neugeordnete Bonner Stadt-Archiv giebt über Hexenwesen keinerlei Aufschluß. Es dürfte dies daher zu erklären sein, daß wahrscheinlich bei dem im achtzehnten Jahrhunderte stattgehabten Brande des kurfürstlichen Schlosses diesbezügliche Aktenstücke ein Raub der Flammen geworden sind[2]).

Zunächst spricht meines Erachtens die bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein dauernde Gespensterfurcht unter den Einwohnern Bonns für den damaligen Aberglauben. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich noch, daß man den Kindern erzählte von dem Hasen, den man am Kölnthor sehen könne und den kein Jäger erlegen könne (diese Sage stimmt mit der Sage aus dem bergischen Amte Windeck, der gespenstische Hase, überein); am Schlosse zu Bonn wurden die Vorübergehenden von einem mit schweren Ketten beladenen schwarzen Hunde geängstigt, dessen Augen erglühten; um Mitternacht sollte ein Wagen durch verschlossene Thore nach Poppelsdorf fahren; in den Straßen der Stadt ging das „stadtbönnische Malztier" von der Kallengasse einher, das sich unter Brüllen den Leuten auf den Rücken setzte. Johanna Mockel, die Gattin Gottfried Kinkels, hat diese letztere Sage in einer „Lokalposse im Dialekt mit Gesang in einem Akte" „das Malztier oder die stadtbönnischen Gespenster" als Stoff benutzt.

Der Verfasser der „Geschichte der Stadt Bonn", Kaspar Anton Müller, führt nun einen Zeugen an, der von seinem Großvater noch gehört haben will, daß eine der Hexerei beschuldigte Frau in den Hexenturm geführt worden, später aber als unschuldig wieder entlassen worden sei.

In den „Materialien zur geistlichen und weltlichen Statistik des niederrheinischen und westfälischen Kreises", Erlangen 1781, Bd. 1

---

1) Vergl. Bonner Chorographie (von Hofkammerrat Vogel).

2) K. A. Müller, der Verfasser der Geschichte der Stadt Bonn, nimmt S. 158 an, daß die früheren Landesregierungen darauf bedacht gewesen seien, die Protokolle über die Hexenprozesse einzufordern und zu unterdrücken, damit die Beweise des Aberglaubens unserer nahen Vorfahren womöglich verborgen blieben. Nach meinen Erfahrungen hat der Mann Recht.

Digitized by Google

St. 5, S. 448—492 wird uns ferner über die Hexereien im Erzstifte Köln berichtet, „daß die Güter der Verbrannten konfisziert, daß die Richter und Beichtväter nicht nur ihre Zahlung vom Kopfe der Verdammten und zum Tode Bereiteten erhielten, sondern auch jede Hinrichtung mit einem herrlichen Schmause aus dem Blute der Verdammten beschlossen". Erst dem Jesuitenpater Spee war es vorbehalten, im Jahre 1631 mit seinem berühmten Buche der Aufklärung „Cautio criminalis seu de processibus contra Sagas liber etc." gegen diesen fanatischen Aberglauben der damaligen Zeit wirksam zu Felde zu ziehen. Noch im Jahre 1583 war in Kruft eine der Zauberei beschuldigte Frau unter dem Beistand des Erzbischofs Hermann von Hessen der Stadt Andernach zur Aburteilung ausgeliefert[1]). Die Hexenprozesse, die Hand in Hand mit den Greueln des dreißigjährigen Krieges gingen, trafen besonders die Kölnischen Lande. In Köln war der Hexenhammer, der Malleolus Maleficarum, das beredteste Zeugnis des damaligen Aberglaubens. Am 25. Juli 1607 war sogar eine eigene erzstiftkölnische Hexengerichtsordnung erschienen, deren Handhabung auch das nahe gelegene Bonn betroffen haben muß.

Am 19. Mai 1627 wurde zu Melaten bei Köln die Katharina Henots hingerichtet, obschon sie in dem an ihren Bruder gerichteten Briefe erklärt, daß sie unschuldig sei.

In den Annalen des historischen Vereins u. s. w. sind uns die Hexenprozesse in Flamersheim und Kirchheim bei Rheinbach und in Siegburg eingehend geschildert, die im 16. Jahrhundert im Erzstifte Köln die Gemüter mit Furcht und Grauen erfüllten[2]).

In den Akten des städtischen Archivs zu Linz am Rhein befindet sich ein Faszikel, der eine eingehende Untersuchung gegen zwei gefänglich eingezogene, der Hexerei beschuldigte Frauen aus Linz enthält. Die gerichtlichen Verhandlungen endigten am 8. Februar 1631 mit der Verurteilung und Hinrichtung der Ehefrau Hemmessem. Die Ehefrau Becker entzog sich der Verurteilung durch die Flucht[3]). In dem Protokoll vom 2. Januar 1631 heißt es:

„Daruff Herrn Scheffen nach Vorgenohmenen bedencken Sich declarando resoluirn So vill die eine No. 6 anlangen Thut: daß Selbige neben den besagungh bej Vorgenohmenen Inquisition Selbsten herumbgelauffen mit Villen nachfragen und reden sich Selbsten Verdacht gemacht umb so vill mehr weill Ihre Schwester newlich zu Bon auch Hingericht vnd die abgelebte Mutter Zeit Ihres lebens auch Solchen lasters Halber in mala fama gewesen."

Ferner bezeugt ein in dem Archiv der Stadt Köln beruhender

1) Vergl. Urkunde im Archiv zu Andernach.
2) Vergl. Annalen VI, 216 und XXX, 103.
3) Vergl. Bonner Archiv, 5. Jahrg. 1893, Nr. 5.

Digitized by Google

Brief der Stadt Köln aus dem Jahre 1507, daß in Bonn „etliche zeuberschen unlanx vam leven int fuyr und zome doide mit recht und urtell verwyst sin“.

Außerdem wird in einem von dem Pastor zu Alfter, Hilger Durenius, an den Grafen Werner von Salm-Reifferscheid zu Dyk gerichteten Schreiben aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts von einer Hexe in Bonn gesprochen:

„Jetzo sitzet eine reiche, deren Mann vormahls Scheuff zu Bonn gewesen, nahmens Kurtzrock, deme die Herbergh zur Blomen (am Rathaus) eigenthumblich zuständig gewesen, ... sed sit ut sit, sie ist eine Hex und täglich vermeinet man, daß sie justificiret solle werden, welcher ohne Zweifel noch etliche Dickköpf [1]) mehr folgen müssen“ [2]).

In Bonn, der Residenz des Kurfürsten Ferdinand, Herzogs in Bayern (1612—1650) haben die Hexenverfolgungen nicht minder gewütet als anderwärts. Ohne Unterschied des Standes forderten sie in Bonn ihre zahlreichen Opfer. Sogar der Kanzler und seine Frau, die Gattin eines kurfürstlichen Geheimsekretärs, der Domherr Rotenhan, Kinder, Studenten wurden dem Scheiterhaufen überliefert. In einem Berichte vom 29. September 1628 heißt es: „Solche seint aber mehrentheils Hexenmeister dieserort; gehet vor gewiß die halbe statt darauf, denn allhier seint schon professores et Candidati juris, Pastores, Canonici, Vicarii, Religiosi eingelegt und verbrennt“. Hierdurch ist außer allen Zweifel gesetzt, daß auch in Bonn Hinrichtungen von Hexen stattgefunden haben. Nach v. Stramberg, Rhein. Antiquarius III 9, S. 683—698 fanden 1628 und 1629 Hinrichtungen auch in dem benachbarten Ahrweiler (III 7, S. 651—653), 1631 in Erpel statt. Die „Materialien zur geist- und weltlichen Statistik des niederrheinisch und westfälischen Kreises“, Erlangen 1781, I 5, S. 448—492 berichten von Hexenhinrichtungen zu Altenahr im Jahre 1649, Nöggerath, Rheinische Provinzialblätter, N. F. III 1 (1836), S. 274 ff. von solchen in Brühl im Jahre 1604, Aegidius Müller in seinem Buche „Sieg-

---

1) Der vorhin erwähnte Bonner Chorograph, Kammerfourier und spätere Hofkammerrat Johann Philipp Nerius Maria Vogel (geb. 5. September 1719 als Sohn des Kammer-Registrators Johann Georg Vogel) sagt in seiner „Bonner Chorographie“ (Seite 150) vom Anfange des 16. Jahrhunderts in Bonn, das damals im Jahre 1528 die Hungersnot heimsuchte, in einem Athemzuge:

„Gleich herauf drohete ein noch größeres Uebel hiesiger Stadt, Gegend und gesammtem Erzstifte, da ein und andere heimliche Lehrjünger Lutheri dahier einschleichen wollten.“

Unter „Dickköpf“ in dem Briefe des Pfarrers zu Alfter dürften nach der Volkssprache wohl die Nachkommen der „Lehrjünger Lutheri“ zu verstehen sein.

2) Vergl. Ernst Weyden, Geschichte der Juden in Köln ꝛc., Note XXII, S. 342.

Digitized by Google

burg und der Siegkreis" II S. 270 von einem Hexenprozeß in Gudenau im Jahre 1630. Merkwürdigerweise zeigen die verschiedenen Untersuchungen klar und deutlich, daß an dieser Nachtseite deutscher Kulturgeschichte gleichmäßig beide Konfessionen in Deutschland beteiligt sind und sich gegenseitig in dem Eifer bei den Hexenverbrennungen wohl kaum etwas vorzuwerfen haben.

Mit dem Hexenwesen des Mittelalters und den Anfängen der Neuzeit stehen die Verfolgungen der Juden in Deutschland und namentlich am Rhein in innigem Zusammenhang. Mit dem Aberglauben ging die Unduldsamkeit Hand in Hand. Hierüber giebt uns die überaus reiche Litteratur über die allgemeine Geschichte der Juden und über ihre Geschichte in einzelnen Ländern, Provinzen und Städten des deutschen Reiches Aufschluß. Ich verweise dieserhalb auf die vorzügliche Schrift des Dr. H. Graetz: „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" und das gleich wertvolle Werk: „J. M. Joost, Geschichte der Israeliten von der Zeit der Makkabäer bis auf unsere Tage".

Im übrigen hat Ernst Weyden in seinem Werke: „Geschichte der Juden in Köln am Rhein von den Römerzeiten bis auf die Gegenwart", Köln 1867, auf Seite 297 die bezügliche Litteratur fast erschöpft. Auch die im Jahre 1879 erschienene Schrift des Lehrers Carl Brisch, „Geschichte der Juden in Cöln und Umgebung aus ältester Zeit bis auf die Gegenwart" mag an dieser Stelle rühmend erwähnt werden. Vergleiche auch „Die Jüdische Gemeinde Bonn. Festschrift zur Einweihung ihrer neuen Synagoge am 31. Januar 1879 von Dr. Emanuel Schreiber, Rabbiner zu Bonn."

Die nächste Veranlassung zur Verfolgung der Juden in Bonn gab ein Vorfall im benachbarten Siegburg im Jahre 1287, der dort ein trauriges Andenken hinterlassen hatte. Als ein Knabe namens Johänneken aus Troisdorf, der zu Seligenthal die Minoritenschule besuchte, beim Müllerhofe tot aufgefunden wurde, fielen die Siegburger blindlings über die Juden her, als wenn sie das Kind in religiöser Absicht ermordet hätten[1]). Etwa 25 von ihnen sollen deshalb[2]) von der aufgebrachten Menge niedergemacht und erschlagen worden sein. Man sieht, daß die Warnung des Papstes Innocenz IV. unter Zustimmung Kaiser Rudolfs von Habsburg nichts genutzt hatte, daß „dat nyet waer en sy, dat ennige Kristen sagen, dat de Juden van eyme Herze eyns doden Kyndes kommuneceren up eren paschen Dach"[3]). Um das Jahr 1408 begegnen wir wieder den Juden in Siegburg, die der Stadt einen „güldenen Opferpfennig" zahlen mußten.

1) Vergl. Gelen: De magnitudine urbis Colon. 1 (Kölner Stadtarchiv).

2) Vergl. Brisch, Geschichte der Juden in Köln und Umgebung I 92.

3) Vergl. v. Mering, Geschichte der Burgen ꝛc. IV 77.

Digitized by Google

1438 zahlte die Stadt „von wegen der Jüden" 100 Mark 30 Florin und 11 Heller. Nach den von den Aebten ausgestellten Geleitsbriefen durften die Juden nur 10 Prozent bei Ausleihung von Kapitalien nehmen, während in Köln es zeitweilig erlaubt worden war, wöchentlich 3 Denare Zinsen von 1 Mark zu erheben, und die Frankfurter Bürger sich glücklich schätzten, als Kaiser Wenzel den Zinsfuß der Juden für sie von $43^1/_2$ auf $32^1/_2$ Prozent herabsetzte. Hatte der Schwabenspiegel das Geldleihen gegen Zinsen verboten, so waren damals die Juden die einzigen Kapitalisten, die Geld aus Geld zogen. Den Christen galt dies noch nicht als ehrliche Arbeit, es änderte sich aber im Anfange des 16. Jahrhunderts die Sache und von da ab ließen auch die Christen, wie heutzutage, ihr Geld arbeiten.

So stand es im 13. und 14. Jahrhundert mit den Juden in der Nähe der Stadt Bonn. Hatte man früher die Juden mit den bösen Hexen in ursächlichen Zusammenhang gebracht, so mußten sie nunmehr für den Ausbruch ansteckender Krankheiten und Seuchen, wie die Pest, verantwortlich gemacht werden.

Es soll unsere Aufgabe sein, die Geschichte der Juden in Bonn in größeren Grundzügen zu verfolgen und hierbei die im städtischen Archiv zu Bonn beruhenden kurfürstlichen Akten und Magistratsprotokolle zu Grunde zu legen, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind.

Nach Schreiber gehörte die Bonner jüdische Gemeinde zu den ältesten Deutschlands. Hier wurde der Talmudgelehrte Rabbi Efrajim ben Jacob und Elieser 1133 geboren.

Die Stellung der Bonner Juden in sozialer und politischer Beziehung war nicht besser und schlechter als anderswo am Rhein. Sie wohnten (nach Schreiber) schon im 15. Jahrhundert in einer am Rhein gelegenen Straße und durften sich bei kirchlichen Aufzügen nicht in anderen Teilen der Stadt sehen lassen. Ihre Straße wurde nach der Burgstraße zu abends nach Sonnenuntergang durch ein hölzernes Thor abgesperrt [1]). Auf welche Quellen und Urkunden diese Angabe sich stützt, giebt der Verfasser nicht an. Wie wir später sehen werden, ist die an der Burgstraße gelegene Judengasse erst 1716 erbaut worden und kann daher von einer Absperrung dieser Gasse erst von dieser Zeit ab die Rede sein. Schon 1335 bestimmte Erzbischof Walram von Köln, daß es wegen des Fleischhandels mit den Juden in Ahrweiler, wie mit denen in Bonn gehalten werden soll [2]).

Eine weitere Nachricht über die Juden in Bonn fällt in das 14. Jahrhundert, in die Regierungszeit des Erzbischofs Wilhelm von Gennep

---

1) Vergl. Schreiber a. a. O.
2) Vergl. Salfeld, Martyrologium S. 160 und Euler im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1872 Sp. 316.

Digitized by Google

(1350—1363). Im Jahre 1340 brach in Italien die Pest aus, die sich alsbald auch in Deutschland und am Rhein verbreitete [1]).

Der fanatische Volksglaube machte hierfür die Juden verantwortlich, weil sie zur Vertilgung der Christen die Brunnen und die Flüsse vergiftet haben sollten. Auch in Bonn wurden deshalb die Juden blindlings verfolgt und vielfach gemordet. Erzbischof Wilhelm von Gennep verzeiht in einer im städtischen Archiv beruhenden Urkunde den Bürgern Bonns, „daß sie die Juden todtgeschlagen haben." Im Jahre 1350 schließt er mit Köln einen Vertrag ab, durch welchen das Vermögen der Judenschaft in Köln zwischen dem Erzbischof und der Stadt geteilt und das außerhalb der Stadt liegende Eigentum auch noch dem Erzbischof zugesprochen wurde [2]). Man darf annehmen, daß der Erzbischof dem Vermögen der Juden in Bonn nicht anders gegenüber gestanden hat, wenn man die Vorgänge in den Nachbarstädten in Betracht zieht [3]). Am 24. August 1425 (auf Bartholomäustag) hatten die Kölner die dort befindlichen Juden aus dem Weichbilde der Stadt gejagt und deren Synagoge, die ihnen der Erzbischof Heribert im Jahre 1010 eingeräumt hatte, in die noch heute dort stehende Rathauskapelle verwandelt.

Die aus Köln nach diesen Vorgängen verwiesenen Juden fanden unter anderen Orten auch in Bonn eine neue Heimstätte unter dem Schutze des Erzbischofs, dem sie das herkömmliche Schutzgeld (sogenannte Schutzjuden) entrichten mußten. Als sich die Wut und der Verfolgungsgeist gegen die Juden in Bonn gelegt und einer menschlicheren Auffassung Platz gemacht hatte, wurde [4]) den Juden ein jährlicher Tribut von 1500 Reichsgulden Kölnisch auferlegt. Sie wurden auf 200 Köpfe veranschlagt.

Im Jahre 1438 bezeichnet der Erzkämmerer des Kaisers die Juden des Erzstiftes Köln dessenungeachtet als die zahlreichsten und

---

1) Diese Krankheit suchte auch in den folgenden Jahrhunderten den Rhein heim.

Im Jahre 1450 war am Rhein und auch in Bonn die Pest ausgebrochen, an der wohl 30000 Menschen starben. (Vergl. Münstereifeler Chronik 1270—1450. Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 15, 202.)

In den Jahren 1665—68 wütete die Pest wiederum in Bonn. (Bergl. Bonner Zeitung vom 10. Februar 1865.) Die Sterblichkeit war so groß gewesen, daß von sämtlichen Minoriten nur der Laienbruder Jacob Koch übrig blieb und dieser auch noch in Seligenthal bei Hennef 1667 sein Leben lassen mußte.

Im Jahre 1713 bedrohte die Krankheit wieder den Rhein.

2) Vergl. Brisch a. a. O. S. 194

3) Vergl. K. A. Müller a. a. O S. 83.

4) Nach den „Materialien zur geist- und weltlichen Statistik des niederrheinischen und westfälischen Kreises 2c.", Erlangen 1781, 1. Jahrgang, 1. Stück, S. 91.

Digitized by Google

reichsten. Die Kaiser fuhren daher fort, die Juden mit größerer Willkür zu besteuern und den Judenschoß zu erheben. Durch die Reichs-Constitution von 1495 (Tit. V) wurde bestimmt, daß jeder Jude alle vier Jahre einen rheinischen Gulden zu zahlen hatte. Außerdem hatten sie den sogenannten Leibzoll, die Leibmauth oder Schutzgeld für den eigenen Leib zu entrichten in denjenigen Städten und Ländern, die sie bei ihren Reisen berührten. Trotz dieser Steuern gestalteten sich die Verhältnisse für die Juden in Bonn erträglich und ihren Interessen förderlich.

Um das Jahr 1599 kamen indes an den Kurfürsten Ernst von Bayern vielfach Klagen über den Wucher der Juden im Erzstifte Köln, die dem Regenten zum Erlaß der sogenannten Juden-Ordnung vom 1. September 1599 Veranlassung gaben [1]). Aus ihr spiegelt sich ein getreues Bild über die damalige soziale Stellung der Juden. Wegen ihres hauptsächlichen Inhaltes verweise ich auf die Mitteilungen von Kaspar Anton Müller, Geschichte der Stadt Bonn 1834, S. 146, und Brisch a. a. O. S. 106. Ferdinand von Bayern erneuerte die Juden-Ordnung 1614 und Maximilian Heinrich 1686, später Joseph Clemens im Jahre 1700.

Von besonderem Interesse sind die Bestimmungen der erneuerten Judenordnung von 1686 [2]).

Bereits vor Erlaß der Judenordnung von 1599 war gegen Ende des Jahres 1587 Martin Schenk von Niedeck, den die Königin Elisabeth von England den Truchseß'schen Truppen zu Hülfe geschickt hatte, vor den Thoren Bonns erschienen und hatte sich der Stadt, die seit kurzer Zeit wegen der Unruhen in Deutz auch Sitz des Landrabbinats war, bemächtigt. Wenn Brisch annimmt, daß bei der Sprengung der auf der Rheinseite gelegenen Thore Hab und Gut der Juden des dort zunächst gelegenen Judenviertels geplündert wurden, so stehen dieser Annahme Thatsachen gegenüber, die uns unzweifelhaft erscheinen lassen, daß das Judenviertel damals der Rheinseite noch nicht zunächst gelegen hat. Die Bonner Juden hatten um diese Zeit vielmehr ihre Quartiere noch verstreut in der Stadt, vermutlich, wie wir sehen werden, u. A. in der jetzigen Gudenauergasse [3]).

---

1) Die Judenordnung ist erneuert durch die kurfürstlichen Edikte vom 14. Februar 1614, 15. Juli 1660, 16 November 1686, 28. Juni 1700, 15. Februar 1720, 26. August 1747, 2. Juni 1750, 14. Dezember 1771, 23. März 1773, 23. November 1774, 21. März 1787. (Vergl Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen des Churfürstentums Köln. Düsseldorf 1830. Band 1, Th. 2, Register S. 1357.

2) In der Churfürstl. Residentz-Statt Bonn / Drucks Georg Friedrich Franckenberg / Churfürstlicher Hoff-Buchdrucker.

3) Auch K. A. Müller nimmt Seite 149 an, daß die Juden früher verstreut in der Stadt umher gewohnt haben. Seine Schlüsse aus der Benen-

Digitized by Google

Nach den im Bonner Stadtarchiv beruhenden Protokollen des Scheffengerichts, „bönnische Contractenbücher" genannt, von 1578 hieß die jetzige Gudenauergasse „Judengasse." 1681 heißt sie Judengäßchen. Da in der Wenzelgasse („Winstergasse") nach einer Urkunde vom 25. November 1585 die Judenschule lag, so muß man notgedrungen annehmen, daß hier das ursprüngliche Judenquartier Bonns gewesen ist. Die Entstehungszeit der Judengasse, jetzigen Tempelstraße, fällt aber erst in den Anfang des 18. Jahrhunderts, als Kurfürst Joseph Clemens befahl, „einen sicheren, bequämen platz zu formirung einer bestendiger Judengassen zu erkauffen undt selbige mit tauglichen häusern und gebawden vorsahmbst zu versehen" [1]).

Am 24. Juli 1715 sieht der Kurfürst Joseph Clemens einem Berichte über die Vorstellung der Judenschaft entgegen (Bonner Stadtarchiv), die darum einkam, daß ihr verstattet würde, „den zum bauen der Judengaß gestellten terminum bis auf künftigen Frühling zu erstrecken." Sie erbot sich, 20 Häuser an der Stelle der jetzigen Tempelstraße unter den in der Vorstellung näher aufgeführten sieben Bedingungen zu erbauen. Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß die jetzige Tempelstraße im Jahre 1716 erbaut worden ist. Am 15. September 1722 (Bonner Stadtarchiv) befiehlt Joseph Clemens der Bonner Judenschaft, „am Vordersten und ihrer Judengassen das schlachthauß zu erbawen." Die Judenschaft hatte wiederum gebeten, bis zum nächsten Frühjahr warten zu dürfen und ihr einen Platz zwischen der Stadtmauer und der Judengasse anzuweisen [2]).

Schon am 16. September 1651 hatte der Kurfürst Veranlassung genommen, den Juden den Viehhandel an Sonn- und Feiertagen zu verbieten.

Am 20. Dezember 1651 verordnet Max Heinrich, daß nur die mit landesherrlichem Geleite versehenen Juden (verglaidete Jüden) ferner geduldet werden sollen. Er verbietet am 20. Januar 1652 den Juden, mehr als 12 Procent Jahreszinsen zu nehmen und nimmt am 12. März 1652 die Juden insofern in Schutz, als er die Beleidigung und Mißhandlung der verglaideten Juden mit Strafe bedroht.

Von da ab bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts liegen keine weiteren Nachrichten über die Juden in Bonn vor.

Erst im Jahre 1716 (den 23. Oktober) begegnen wir einem

---

nung der Gudenauergasse sind indes, wie wir sehen werden, falsch. Er setzt die Entstehung der Judengasse und der Synagoge in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Auch diese Annahme ist unbegründet.

1) Vergl. Bonner Archiv 1892, S. 1 und 13.

2) Vergl. im übrigen Müller, Geschichte der Stadt Bonn, S. 148, der die Entstehung der Judengasse mit dem Erlaß der Juden-Ordnung von 1599 ohne jeden geschichtlichen Belag in Verbindung bringt.

Digitized by Google

denkwürdigen Aktenstück, das uns zeigt, wie in der damaligen Zeit die Juden gemieden wurden:

„Nach dem mahlen Ihr. Churfürstl. Durchlaucht zu Cöllen auß sonderbahren bewegenden ursachen gnädigst wollen, daß die Jenige Jüden, welche nach der gemeinen straßen zu fensteren gebauet, für dieselbe oben und unten eiserne Kreutz-Traillien und danebens hölzerne Laden verfertigen, selbzuschließig machen lassen, des abendts zusperren, Undt Jentlicher rabiner dann die schlüsseln by Vermeidung einer arbitraristraff einforderen, selbe bis an morgen Verwahrlich aufbehalten, Undt dafern dieser solchem nicht nachkommen würde, hiesige gesambt Judenschafft Jedes mahl dafür und erwehnter straff halber angesehen werden solle, daß wir dieses denselben zu dem end hiemit bedeutet, gestalten sich darnach zu richten. Bonn d. 23 Oktober 1716."

Es müssen wirklich „sonderbare bewegende Ursachen" gewesen sein, die sogar zu der Bevormundung der Juden beim Schließen ihrer Fensterläden Veranlassung gaben! In den folgenden Jahren witterte man wieder Unrat durch die Juden aus folgender Veranlassung.

Es war im Jahre 1718 in Bonn krankes und untüchtiges Vieh und Fleisch eingebracht worden „von juden und anderen zu der Fleischers Zunft nicht qualificierten Christen", „wodurch eine gefährliche seuch und schwäre Krankheit zu befahren ist"; die kurfürstliche Verordnung vom 7. Januar 1718 bedrohte die Contravenienten mit schwerer Strafe.

Daß die Juden auch mit Willkür behandelt wurden, zeigt eine Vorstellung des „verglaideten Jüd Seligmann Abraham", „der wegen Ankaufes von Blei von sicheren Einwohnern, das vielleicht gestohlen gewesen, davon er aber nicht die geringste wissenschaft gehabt, von hiesigem Hofgericht actioniret wurde", und wegen Hehlerei in Untersuchung war, dem aber die Einsicht in den Extractus der gegen ihn geführten Untersuchung seitens des Gerichtschreibers Würst verweigert worden war. Am 14. März 1725 befiehlt der Kurfürst, „ob nun zwaren nicht zu sehen, wie ihme solche Extractus verweigert werden können" „und habt ihr biß darauf, Von uns erhaltener gnädigster Verordnung mit der urtheils-Abfassung in der sachen einzuhalten." „An das hohe weltliche gericht dahier." Auch hier mußte also die Kurie eingreifen, um die Juden vor Willkür im ordentlichen Rechtsverfahren zu schützen vor dem „hohen weltlichen Gericht"!

Am 15. Februar 1720 verbietet Clemens August den verglaideten Juden, ausländische Glaubensgenossen in ihrer Synagoge zuzulassen, während die Verordnung der kurfürstlichen Hofkammer vom 26. August 1747 Veranlassung nimmt, sich gegen die Bedrückungen der Juden zu wenden, die seitens der Gemeinden und Städte erfolgten. Eine fernere Verordnung vom 11. Oktober 1750 verbietet die Beschimpfung und Bedrohung der Juden.

Digitized by Google

Clemens August untersagt am 2. Juni 1750 den Juden, sich christlicher Dienstboten an katholischen Feiertagen zu bedienen und ordnet am 3. Juli 1751 an, daß die fremden vagabundierenden Juden verhaftet und in's Stockhaus zu Kaiserswerth abgeführt werden sollen[1]).

Am 14. Dezember 1771 erläßt Kurfürst Max Friedrich „aus sonderbarem Ihrer Churfürstlichen Gnaden gnädigstem Befehl" die Verordnung[2]), die den Juden verbietet, bei öffentlichen Versteigerungen auf liegende Güter „mit zu biethen."

Außerdem sollen in Zukunft keine Handschriften oder Schuldscheine auf Früchte oder Wein, sondern blos auf Geld gut gethan werden, bei Strafe der Nichtigkeit.

„Bei Bauern, gemeinen Bürgers- und in Livrée stehenden Leuten sollen keine Handschriften, auch bei geringeren, keine 10 rthlr. ersteigende Summen gültig sein, es seyen dann dieselbe nebst dem Schuldner von zweyen Christlichen Zeugen zugleich mit unterschrieben."

„Nach dem auch vorgekommen, daß die Juden, um ihren Wucher zu bedecken, sich von denen Christen Bekenntnüsscheine ertheilen lassen, — — so wollen Wir gnädigst, daß auf dergleichen Scheine bei denen Gerichten nicht verfahren, sondern dieselbe als null und nichtig angesehen, und dem Juden ein mehreres nicht zugesprochen werden solle, als was derselbe dem Christen würklich ausgezahlt zu haben, in rechtlichen Wegen erweisen wird, ohne daß er davon einige Zinsen zu fordern befugt sein solle."

Die Verordnung stützt sich auf die im Jahre 1700 verkündete Juden-Ordnung Cap. 5, § 1 und bezweckt hauptsächlich den Ausschluß der Juden von dem Erwerb liegender oder unbeweglicher Güter.

Im Jahre 1787 beschwert sich „die demüthigste Judenschaft der Residentzstadt Bonn" beim Kurfürsten darüber, daß ihr das Feiltragen von Waaren in der Stadt verwehrt werde. „Sie hätten seit unvordenklichen Zeiten solche Waaren in der Stadt herumgetragen; das Publikum habe hierdurch den Vortheil, daß Mancher hierbei eine Gelegenheit erhält, gegen neue Waare seine abgenutzte Kleider, Borten ꝛc. einzutauschen, welche er sonst auszubieten sich schämen oder auch sonst ohnbenutzt liegen lassen würde. Das Feiltragen sei das einzige Mittel, sie (die Juden), die zu 3—4 Familien in einem Hause wohnen müßten, beim Brodessen zu erhalten. Der Stadtrath habe sie bedrohen lassen, daß die Waare ihnen abgenommen werden würde." „Vermuthlich seien die Votanten im Stadtrath, welche außer den zwei Scheffen-Bürger-

1) Max Franz knüpft hieran sein Edikt betreffend die vagabundirenden Bettler, Pack- und Betteljuden vom 18. April 1792; dies ist der letzte Gegenstand, mit dem sich die Kurfürsten wegen der Juden beschäftigt haben.

2) Am 15. Februar 1720 war von Bonn aus ein gleicher kurfürstlicher Befehl über Einziehung der von den Juden erworbenen Immobilar-Güter erlassen worden. (Vergl. Brisch a. a. O. S. 129.)

Digitized by Google

meister alle Krämer sind, für ihren Vortheil allzusehr eingenommen." Nach der der Eingabe beigefügten Aufstellung waren damals in Bonn von der Judenschaft 2 Häuser in der Stadt und 17 in der Judengasse. In diesen 19 Häusern befanden sich 49 Männer, 47 Weiber, 109 Kinder, 10 Präceptoren, 15 Knechte, 66 Mägde. Gesamtzahl 296 Köpfe.

Max Franz erläßt am 12. Januar 1787 hierauf den Befehl, „obwohlen wir nun nicht ermessen mögen, wie ihr euch habet anmaßen können, derselben das erlaubte Feiltragen ihrer waaren eigenmächtig zu verbieten, so wollen wir dennoch hierüber vor Erlassung einer diesfallsigen Verfügung auch zuvor in neuerem gehorsamst pflichtmäßigen Berichte bei Unserer hiesigen Hofkanzlei innerhalb acht tägen vernehmen, befehlen aber auch hiermit gnädigst, die supplicanten in sotanem Feiltragen einsweilen nicht zu stören . . ." ꝛc.

Um diese Zeit machte man in Kurköln die Wahrnehmung, daß sich die Juden zusehends durch fremde Juden vermehrten. Max Franz macht daher am 21. März 1787 den Unterherren und kurfürstlichen Beamten zur Pflicht, darauf zu achten, „daß die alte Zahl der Juden durch deren Vermehrung nicht vergrößert werde."

Schon im Jahre 1785 hatte der schreibselige und schriftgewandte Gouverneur von Bonn, General von Kleist, dem Kurfürsten seine „Gedanken in betreff der fremden ankommenden Juden" dargelegt. Veranlassung dazu gab ihm, daß beim Bäckermeister Buch auf der Josephstraße ein fremder Mann mit Frau und Kind logirt habe, der endlich heimlich davon gegangen sei, ein Jude auch einige Zeit dort logirt habe. In der Rheingasse habe sogar ein halb Jahr eine Gräfin unter einem geringeren Namen logirt. „Dies hätte ohne eines löbl. Magistrats Vorwissen nicht geschehen sollen, weil allerhand Unterschleif daraus entstehen kann und ein löbl. Magistrat und das Gouvernement wissen müssen, was für fremde Leute in der Stadt sind."

Die „unmaßgebliche Erklärung von seiten hiesig-Bönnischer Judenschaft in betreff der fremden Juden" wendet sich zunächst gegen die Aeußerung des Generals über die „manierlich gekleideten Juden." „Dieseits verstehe man darunter alle diejenigen, die nicht zerlumpt sind, nicht betteln gehen und auf ihren eigenen Beutel zehren. Für diese aber ein oder zwei Herbergen in der stadt auszumachen, dürfte wohl unnöthig sein . . ."

„Die armen fremden reisenden Juden könnten nicht (wie verlangt würde) vor dem Josephsthore abgefertigt werden und um die Stadt herum gewiesen werden .... es wäre von uns hiesigen Juden ganz unbarmherzig und gegen die Menschheit, wenn wir die arme auch dahier abweisen sollten." Die Judenschaft verlangt am Schlusse ihrer „Erinnerung" einen Platz zu einem Armenhaus und die Bestimmung einiger Häuser, „wo die mit Billeter versehenen reisenden armen

Digitized by Google

Juden auf Anweisung des Juden-Bettelvogts ihre Nachtsruhe nehmen mögen."

Am 21. Oktober 1785 meldet der General von Kleist dem Magistrat, „daß er gestern Nachmittag schon wieder zwei ganz zerrissen und zerlumpte fremde Bettel-Juden, ein Mann und ein Weib gesehen, die des Juckens und Kratzens sich nicht erwehren konnten."

An den löblichen Magistrat schreibt er an demselben Tage auf die unterschriftlose Erklärung der Judenschaft einen weitläufigen Bericht, macht Vorschläge über die Controle der fremden Juden und „will sich auf die Schriftsteller-Künsteley, Pfiffe und Sophisterey, was mit dem Worte „manierlich gekleidet" verstanden werden sollte, nicht einlassen." „Eine Armseligkeit von Schriftstellern — so heißt es weiter — die nur für Geld verba et iras locant, nichts als um Mißdeutungen zu streuen und zu hetzen suchen. Genug die Juden sind gewarnt, um ihre Glaubensgenossen zu warnen, daß man gute Ordnung haben will, so wie es die Edicten erfordern .... In den Schriften, die im Kurfürstlichen Hofrath eingegeben werden, muß der Schriftsteller sich nennen, und warum sollten wir es auch nicht verlangen können? damit wir wissen, mit wem wir es aufzunehmen habe. Ich wenigst werde künftighin keine andere Schrift annehmen, als worin der Schriftsteller sich genannt hat."

Welches Gesicht der Magistrat zu dieser ihm ausgeteilten Nase des Gouvernements gemacht hat, vermeldet die Chronik nicht.

Dessenungeachtet hatten „die Gedanken des Herrn von Kleist" den „vollkommensten Beyfall" des Bürgermeisters und Rats. Nur den Gastwirten wird das Logieren fremder, wohlgekleideter Juden erlaubt, allen übrigen Bürgern aber unter angemessener Strafe anbefohlen, gar keinen Juden ohne diesseitige schriftliche Erlaubniß nur auf einen einzigen Tag in's Quartier einzunehmen. Nur bestimmte Bürger, die hierzu eine gelegene Behausung haben, dürfen am Sabbath, sonst nur eine Nacht, reisende Betteljuden aufnehmen. Die Schildwachen an den Thoren werden mit besonderer Instruktion versehen und dem Stadtmajor der Auftrag erteilt, in den Wirtshäusern und sonstigen Bürgerhäusern von Zeit zu Zeit Nachfragen nach verdächtigen Personen zu halten. Dem „Bäcker Mertens und Wiesen auf der Josephstraße und W. Koch im Gäßchen [1])" wird die Erlaubniß zur Beherbergung fremder reisender Betteljuden erteilt, welchen von dem Gouverneur der Eintritt in die Stadt gestattet worden ist. Dem Magistrat liegt auch daran, daß die offenen Fenster über der Stadtmauer mit Traillien versehen werden. Die Eigentümer sind zur Vergitterung ihrer Fenster anzuhalten unter der Warnung, daß solche Fenster von Magistratswegen

1) So wurde die Gudenauergasse früher genannt.

Digitized by Google

zugemauert werden sollen (zur Verhütung des Unterschleifs ward diese Vorsorge getroffen).

Herr von Kleist brachte am 9. Januar 1786 beim Magistrat seine „Gedanken" nochmals in Erinnerung und er sagte am Schlusse seines Schreibens: „Nun lassen sie auch uns dafür sorgen, daß uns mit Recht nicht nachgesaget werden könne: „Dum legunt, dum deliberant, dum rixantur, annus est. Zu späte Verordnungen sind wie zu späte Artzeneyen." Seine „Ordonnanz für die Wachen" vom 3. Januar 1786 befiehlt, daß inländische arme Juden an den Sabbathtagen nach dem Josephsthor gewiesen werden, wo sie der Jud Beer Abraham mit Beistand des Judenbettellvogts Heymann abholen und „längs die Stadtmauer in ihrer Gassen einführen soll".

„Fremde Betteljuden, wie alle fremden Bettler sind in Verfolg Edicti de 8. Junij 1750 an allen Thoren abzuweisen."

„Das Tabackrauchen ist außer ihrer Gassen auf den Straßen in der Stadt, den Juden ebenfalls wie den Christen verboten."

„Preßhafte, mit altem Schaden erkrankte, zerlumpte Juden mit verbundenem Kopf und Füßen, die ein häßlich Aussehen vorstellen, sind niemalen einzulassen."

„Damit keine fremden Juden-Vagabunden sich einschleichen, so soll der Judenschein mit dem großjudenschaftlichen Siegel betrücket der Wacht (den Wachen) vorgezeigt werden ꝛc."[1]).

Von da ab schweigen die Akten über die Juden im vorigen Jahrhundert und scheint daher kein besonderer Anlaß vorgelegen zu haben, sich mit der Judenfrage im Interesse der öffentlichen Ordnung, Gesundheit und Sicherheit des Eigentums zu befassen. Erst dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, in der Unduldsamkeit gegen die Juden zu arbeiten.

Die französische Revolution hatte mit einem Schlage den schweren Bann, der auf den Juden lastete, gelöst. Die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze und vor dem Rechte wurde auch bei uns anerkannt[2]). Die Juden atmeten von dem Drucke der Jahrhunderte endlich wieder als Menschen auf.

---

1) Ein ganz schlimmer Judenfresser muß der General von Kleist doch nicht, wie es den Anschein hat, gewesen sein. Bei der Rheinüberschwemmung im Jahre 1784, unter der die Häuser des Judenviertels in der Judengasse besonders in Mitleidenschaft gezogen waren, erschien schon in aller Frühe von Kleist und verweilte stundenlang, um durch seine Gegenwart das plünderungslustige Gesindel abzuhalten und Vorkehrungen zur Rettung der von Gefahr bedrohten Juden zu treffen. (Vergl. Brisch a. a. O. S. 142.)

2) In dem Aufrufe der Franzosen vom 21. Frimaire des Jahres VI (1798) heißt es: „Nur Gott allein werdet Ihr von Euren Glaubensmeinungen Rechenschaft zu geben haben und Eure bürgerlichen Rechte werden von diesen nicht abhängen, jene Meinungen können sein wie sie wollen, so werden sie ohne Unterschied geduldet werden und gleichen Schutz genießen."

Digitized by Google

In Bonn bewegte sich, wie Brisch mitteilt, der große Zug der Eisrhenanen über den Viereckplatz nach der Judengasse, wo man einen besonders feierlichen Akt auszuführen beschlossen hatte und den Juden durch ein denkwürdiges Zeichen kund thun wollte, daß sie von nun ab gleichberechtigte Bürger seien. Das die Judengasse absperrende Thor wurde zusammengeschlagen. Als das Thor einstürzte, drang das Festgefolge in das Ghetto ein, die hübschen jüdischen Mädchen wurden geküßt und dann Hand in Hand dem Zuge eingereiht[1]).

Man hätte nun glauben sollen, daß Frieden und Eintracht zwischen Christen und Juden von da ab geherrscht haben. Doch kam nach mehr als zwanzig Jahren wieder der Antisemitismus des neunzehnten Jahrhunderts zum unverblümten Ausdruck.

Der Judenverfolgung im Jahre 1819 ging die schwüle Stimmung zwischen Juden und Christen voraus, von der schon Heinrich Heine in einem Briefe an Sethe im Jahre 1816 schrieb. Das hep-hep-Geschrei war damals, von Würzburg ausgehend, nach dem Rhein und dem deutschen Norden gekommen; der Judenhaß, der während der Franzosenzeit fast geschwunden war, stand in der Epoche der Restaurationspolitik wieder auf der Tagesordnung. Er entfesselte in verschiedenen Städten einen Judensturm, der sich indes bald wieder legte.

Am 20. August 1819 fordert der Regierungspräsident zu Köln den Oberbürgermeister Windeck zu Bonn zum Bericht auf, „da ihm aus ziemlich sicherer Quelle angezeigt worden sei, daß in Bonn nächtlicher Weile in den Straßen Zusammenrottungen von Uebelgesinnten Statt haben, welche sich zu Excessen gegen die dortigen Einwohner jüdischer Religion geneigt zeigen. Der Oberbürgermeister berichtet, daß das ganze sich auf einen harmlosen Vorgang beschränke, indem einige Buben im Vorbeigehen einigen Juden das gefürchtete „hep hep“ zugerufen hätten.

Am 31. August 1819 erläßt der Kgl. General-Advokat von Sandt zu Köln an den Staatsprokurator Stammel zu Bonn eine Verfügung des Inhalts:

„Seitdem die schändlichen Auftritte wider die Israeliten zu Würzburg und Frankfurt Statt gefunden haben, lassen dem Vernehmen nach auch in Bonn übelgesinnte Menschen sich beigehen, an öffentlichen Orten das Wort hep hep auszurufen um entweder einzelne Israeliten zu beschimpfen oder andere zu Excessen wider die Israeliten überhaupt zu reizen. Ein solcher Unfug darf durchaus nicht geduldet werden und ersuche ich alle Contravenienten zur strengsten Untersuchung zu ziehen!“

In einem Schreiben vom 12. September 1819 befaßt sich der Staatsprokurator von Bonn wieder mit der Judenfrage. Ein Ulanen-Wachtmeister hatte Abends 9 Uhr in der Brüdergasse ein Gespräch

1) Vergl. Werner Hesse, Geschichte der Stadt Bonn, S. 164.

Digitized by Google

einiger Leute belauscht, das dahin ging: „Die Ulanen werden doch wohl bald weggehen, und so wird es dann über das Judenzeug hergehen."

Der Oberbürgermeister faßt die Sache ruhiger und gelassener auf und erläßt am 14. September 1819 eine Bekanntmachung und Warnung, die dem Unfug des Schreiens und Ruhestörens in den Straßen der Stadt zur Nachtzeit energisch entgegentritt.

Schon am 27. August 1819 hatte die Kgl. Regierung zu Köln den Landrat Grafen von Belderbusch zu Bonn ersucht, „den Abdruck eines jeden, das Publikum gegen die Juden anreizenden Artikels in den dort erscheinenden öffentlichen Blättern durchaus nicht zu gestatten." Es scheint, daß diese Maßregel eine gute Wirkung gehabt hat, denn von da ab schlummert in Bonn die Judenfrage gänzlich bis in den Anfang der vierziger Jahre hinein.

Franz Dingelstedt hatte im Jahre 1841, in Herwegh's Fußstapfen tretend, die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" veröffentlicht, die ihren Spott und Zorn merkwürdiger Weise auch über die Juden ergießen. In den radikalen poetischen Ergüssen donnert Dingelstedt gegen die Juden in folgenden Versen:

Sie sind dahin die vielgeschmähten Tage,
Das Blättlein hat schon leise sich gewandt,
Der Jude ringt uns unter ew'ger Klage
Listig das Heft aus ungeschickter Hand.

Emancipirt, wie ihr es einst verrammelt,
Dies zähe Volk! die Mode wechselt ja!
Es hat schon längst zu Haufen sich gesammelt
Und steht als Macht, euch gegenüber, da.

Den Landmann drängt es hart aus seinem Sitze,
Den Krämer scheucht es von dem Markte fort:
Und halb um Gold und halb mit Sklavenwitze
Kauft es dem Zeitgeist ab sein Losungswort.

Wißt ihr, wie tief sein Zauber schon gedrungen?
Schaut um, die ihr von Menschenrechten träumt!
Sie reden drein mit den metallnen Zungen,
Wo scheu der Christ verstummt und zagt und säumt.

Was kann dem Stamm Emancipiren frommen,
Der nie vom Schacher sich emancipirt?
Was ihr ihm schenken wollt, hat er genommen,
Dieweil ihr um Principien disputirt.

Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen,
Allüberall das Lieblingsvolk des Herrn,
Geht, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh' sie euch in ein Christenviertel sperr'n!

Diese Strophen waren die Vorboten für die letzte Bewegung gegen die Juden im Jahre 1844.

Die an verschiedenen Punkten der Monarchie hervorgetretene ge-

Digitized by Google

reizte Stimmung gegen die Juden, welche in einzelnen Orten sogar zu beklagenswerten Auftritten geführt hat, gab dem Minister des Innern Veranlassung, noch besonders auf die Pflicht der Behörden hinzuweisen, dergleichen Ausbrüchen und Ursachen, aus welchen sie hervorgehen, mit Entschiedenheit zu begegnen. Die Regierung zu Köln teilte am 3. Juli 1844 dies den untergeordneten Behörden zur Nachachtung mit, „auf daß ähnliche Auftritte, wie sie leider in neuester Zeit vorgekommen seien, in Zukunft nach Möglichkeit vermieden werden möchten."

Mit diesem Aktenstücke schließt die Geschichte der Juden in Bonn. Auch heute sind die Vorurteile gegen die Juden noch nicht völlig ausgerottet. Der Xantener Knabenmord, den die Juden, um Christenblut zu religiösen Zwecken zu erhalten, begangen haben sollten, hat uns seiner Zeit wieder in die Zeit des Mittelalters geführt. In neuerer Zeit war es die Ermordung des Gymnasiasten Winter in Konitz. Die mittelalterliche Pflanze der Unduldsamkeit hat heute nur ihren Namen mit dem Antisemitismus gewechselt.

Wenn man heute die Geschichte des Judentums in Bonn, wie ich sie in vorstehenden Blättern auf Grund der Quellen darzustellen versucht habe, mit unbefangenem Auge betrachtet, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Träger des Kurhutes im Erzstifte Köln im Großen und Ganzen von mildem und gerechtem Standpunkte bei Behandlung der Judenfrage ausgegangen sind und bestrebt waren, nach Möglichkeit bei dem vorliegenden Vorurteil den Juden entgegen zu kommen und deren Beschimpfungen und willkürlichen Bedrückungen seitens der Städte und Gemeinden wirksam zu begegnen. Der Kurstaat Köln hat sich im Vergleich mit anderen deutschen Staaten von gleicher Bedeutung keineswegs durch besondere Ungerechtigkeit, Härte und Grausamkeit gegen die Juden auszeichnet. Denn durch die Geschichte des Mittelalters bis auf die Neuzeit zieht sich wie ein roter Faden in allen Staaten Europas die Engherzigkeit und Unduldsamkeit gegen die Juden in politischer und sozialer Hinsicht. Päpste, Kaiser und Könige hatten sich in Deutschland der Juden wiederholt angenommen, die den Juden zur Last gelegten Beschuldigungen für Unrecht und Vorurteil erklärt und die Bischöfe Deutschlands zur Bekämpfung dieses Aberglaubens aufgerufen. Allein diese Bemühungen hatten nicht den gewünschten Erfolg, da das Vorurteil gegen die Juden zu tief eingewurzelt war.

Die große Bekämpferin der Unduldsamkeit ist nach Thomas Buckle nicht die Humanität, sondern die Wissenschaft. „Der Verbreitung der Wissenschaft und ihr allein verdanken wir das allmähliche Aufhören des unfraglich größten Uebels, welches die Menschen je ihrem eigenen Geschlechte zugefügt haben. Denn, daß religiöse Verfolgung ein größeres Uebel ist, als irgend ein anderes, leuchtet nicht sowohl aus der ungeheuren Zahl ihrer bekannten Opfer, sondern auch aus der Thatsache

Digitized by Google

ein, daß die unbekannten viel zahlreicher gewesen sein müssen, und daß die Geschichte uns keine Nachricht giebt von denjenigen, die körperlich geschont wurden, um geistig desto mehr zu leiden."

Erst dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, der Sonne der Aufklärung in unserem deutschen Vaterlande zum Durchbruch zu verhelfen. Auf dem Boden deutsch-christlicher Gesittung und Kultur ist die Dichtung Gotthold Ephraim Lessing's „Nathan der Weise" als ein wahrhaft humanes Erzeugniß der deutschen Geistesströmung hervorgegangen, dessen Grundakkorde auch in dem Rufe nach Freiheit und Gleichheit für die bisher geächteten Juden ausklangen.

Im Zusammenhange mit diesem Grundgedanken des „Nathan" steht — nach Adolf Stahr — die Idee echter Toleranz, welche nach allen Seiten hin volle Duldung übt, nicht nur gegen die Zweifel des philosophischen Denkens, sondern auch gegen die Bedürfnisse und Traditionen des Volks, eine Toleranz, die nichts weiß vom Bekehren und Verdammen Andersgläubiger oder Andersdenkender, weil sie weiß, daß der ausschließliche Besitz der Wahrheit bei den Menschen eine Unmöglichkeit ist, nur ein Wahn, der die Quelle alles Fanatismus bildet."

Die Frage, die uns seiner Zeit Lessing gestellt hat:

„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch?"

mag sich daher der vorurteilsfreie Kulturforscher an der Hand der Geschichte selbst beantworten.

Immerhin aber wird es auch die ernste Aufgabe der Juden im zwanzigsten Jahrhundert sein, diejenigen Eigenschaften nach Möglichkeit abzulegen, die im Laufe der Zeiten zu dem Vorurteile gegen sie geführt haben, um dem Antisemitismus jeglichen Grund und Vorwand zu der feindlichen Stellung gegen die Juden in Staat und Gesellschaft zu benehmen.

Digitized by Google

V.

Litterarisches Leben am Rhein in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

1. Gottfried Kinkel und sein Kreis.

Mit dem Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurden auch der Dichtkunst neue Ziele gesteckt. Die Freiheitskriege gaben den Anstoß, ihr mehr als bisher nationale Stoffe zuzuführen, und das Volk, das in der Befreiung von dem fremden Joche seine Kraft erkannt hatte, wurde zum Gegenstande dichterischer Darstellung. Bald aber wurde es auch in den schroffen Gegensatz zur herrschenden Klasse gestellt; die Tugend des schlichten Mannes wurde auf Kosten des verderbten Genußmenschen verherrlicht, Eigentum und Besitz auf ihre Berechtigung hin geprüft, das Wohlleben für den armen Mann und den unterdrückten vierten Stand verkündigt, und unter diesen Vorboten die Revolution von 1848 gezeitigt, deren Wirkungen wir noch heute in dem neu entbrannten Kampfe um die soziale Frage verspüren.

Wie Heine als „Dichter der freien Kunstform" mit dem poetischen Herkommen gebrochen hatte, so war er auch als Rufer im Streite gegen die in geistiger Trägheit versumpften Zustände im deutschen Vaterlande aufgetreten. In seiner zahlreichen Heerfolge, die sich nach beiden Richtungen entwickelte, sollte das eingeschlummerte politische Bewußtsein wieder erweckt und die dichterische Behandlung der Zeitfragen angestrebt werden. Diese Nachfolger, die zu Großem berufen waren, haben in seltenem Maße zur Fortentwicklung des Volksbewußtseins beigetragen. Anastasius Grün, Ferdinand Freiligrath, August Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), Georg Herwegh, Robert Prutz, Karl Beck, Hermann Rollet, Friedrich von Sallet, Adolf Glaßbrenner, Adolf Strodtmann, Johannes Nordmann, Franz Dingelstedt, Moritz Hartmann, Alfred Meißner und Gottfried Kinkel sind die Namen der Dichter, die in die freiheitliche Bewegung der Zeit verflochten waren.

Namentlich in dem letztgenannten Dichter war eine zu gesunde Auffassung des Lebens, als daß er seine dichterischen Fähigkeiten auf ferngelegene politische Ziele hätte richten und sich der Enttäuschung und Verbitterung überlassen sollen, obgleich er wie kein anderer deutscher Dichter — außer Fritz Reuter — unter der Schwere der Zeit hat

Digitized by Google

Gottfried Kinkel

Digitized by Google

leiden müssen. War er auch nicht berufen, neue Bahnen einzuschlagen, was allein dem Genie vorbehalten ist, so offenbarte sich bei ihm doch der lebendige Pulsschlag einer charaktervollen Dichternatur, mag er sich nun an der Natur, an der Freiheit, am Völkerglück oder an der Stille des häuslichen Herdes begeistern. Die Herzenstöne, wie sie die Liebe und Treue zu Weib und Kind eingiebt, quellen bei ihm in edler, weihevoller und wohltönender Sprache hervor. Mit Vorliebe widmet er sich als Freiheitssänger der Zeit den Leiden der Unterdrückten.

Schon das „junge Deutschland" war mit seinen Romanen und Dramen für die freiheitlichen Einrichtungen eingetreten; mittlerweile hatte sich aber die Strömung in der politischen Atmosphäre wesentlich verschärft, sodaß die neuen Dichter in sausender und brausender Lyrik einen scharfen und lauten Ton anschlugen.

Und unter den schwungvollsten Liedern, zum Teil von hinreißender Gewalt, stehen die von Gottfried Kinkel neben denen von Georg Herwegh obenan.

Während sich Herwegh mit seiner Phantasie schließlich ins Ungeheuerliche verlor und seine Kampfgesänge am Ende nur noch ein kühnes Geschmetter und Phrasengetön waren, bleibt sich Kinkel beständig treu, seine Lieder bleiben gedankenreich und kernig, selbst wenn der glühende Zorn und die heiße Vaterlandsliebe ergreifend zum Ausdruck kamen. In Kinkels Dichtungen offenbart sich ein reiches poetisches Talent und eine ebenso reiche geistige wie künstlerische Bildung, eine reine, edle Seele, ein weiches, tief empfindendes Gemüt neben kräftigem männlichem Sinn. Selbst dann, wenn er ganz persönliche Verhältnisse darstellt, weiß er seinen Empfindungen einen solchen Ausdruck zu geben, daß sie sich über das Individuelle erheben und zum Ausdruck allgemein menschlicher Gefühle werden. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf das Gedicht „Beim Tode meiner Mutter Marie." Kinkels Lieder sind so ganz der Ausfluß seines innersten Lebens, daß sie uns ein Bild seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung geben. Während einige Bilder von der tiefsten Gläubigkeit durchdrungen sind (Abendstille, Sonett an Johanna, Gebet), neigen sich andere rein pantheistischen Anschauungen zu (Abendmahl der Schöpfung). Haben die meisten eine elegische Färbung, so weiß er auch dem Humor Rechnung zu tragen, wie beispielsweise in dem schönen Cyklus: „Die Weine", worin er die Geschichte des Weins erzählt und die verschiedenen Arten des Weins, den Chier in der alkäischen Strophe, den Perserwein in der Gaselenform, den Rheinwein in der Nibelungenstrophe, die Lacrimae Christi im Sonett, den Champagner in Daktylen und den Krätzer in Knittelversen reden läßt.

Gehen wir nun kurz zu dem äußeren Lebensgange des Dichters über und folgen wir seinen politischen Irrgängen, die ihn in so tragischer Weise von seinem Volke trennten.

Digitized by Google

Gottfried Kinkel (geboren 11. August 1815 in Obercassel am Rhein bei Bonn, gestorben 13. November 1882 zu Zürich) ist der Sohn eines strenggläubigen Pfarrers, der ihn für das Studium der Theologie bestimmte, dem er auch in Bonn von 1831—34[1]) und dann in Berlin oblag. Im Jahre 1837 trat er bei der evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn als Dozent der Kirchengeschichte ein; 1841 wurde er Hilfsprediger in Köln. Nach Bonn zurückgekehrt ging er, da er zu einer pantheistischen Weltanschauung gekommen war, zur philosophischen Fakultät über, veröffentlichte 1842 die Tragödie: „König Lothar von Lothringen", dann die treffliche Dorfgeschichte: „Margret", 1843 die erste Sammlung seiner Gedichte, 1845 das Werk: Die Ahr, Landschaft, Geschichte und Volksleben, sowie den ersten Band seiner Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, worauf er 1846 zum außerordentlichen Professor der Kunstgeschichte ernannt wurde. In demselben Jahre erschien sein romantisches Epos: „Otto der Schütz", das die allgemeinste Verbreitung (bis jetzt siebzig Auflagen) gefunden hat.

Im Exile veröffentlichte Kinkel 1850 einen Band Erzählungen, dann die reflexionsreiche Tragödie Nimrod 1857. In das Jahr 1858 fällt auch die Gründung der „Londoner Zeitung Hermann", durch Gottfried Kinkel. Das Blatt ist das einzige, das dem Sturmesrütteln der Jahrzehnte widerstanden und das sich rühmen darf, Geistesgrößen von dem Schlage eines Gottfried Kinkel, Karl Blind, Lothar Bucher, Dr. Beta, Temme, Bernhard Becker, Dr. Biscamp, Edgar Bauer, Jakob Venedey, Ferdinand Freiligrath, Faucher, Juch und zahlreiche andere zu seinen Mitarbeitern gehabt zu haben. Auch heute muß dasselbe noch als das weitbedeutendste der jetzt in London erscheinenden deutschen Blätter bezeichnet werden.

Im Jahre 1866 als Professor an das eidgenössische Polytechnikum zu Zürich berufen, gab er 1868 eine zweite Sammlung Gedichte heraus; 1872 erschien der Grobschmied von Antwerpen, 1874 Peter Paulus Rubens, 1876 Mosaik zur Kunstgeschichte und 1883 das reizende Idyll aus Griechenland, „Tanagra"[2]).

---

1) Studiosus Kinkel wurde am 19. Oktober 1831 immatrikulirt.

2) Ueberaus reichhaltig ist die Kinkellitteratur: Gartenlaube 1872 (Meine Kindheit), 1873 (Meine Schuljahre), 1892 (Erinnerung an Gottfried Kinkel von F. Heyl) 1863 Nr. 7—10, Ein Nichtamnestierter, 1862 Nr. 2 und 3. — Ad. Strodtmann, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne (?) Dichtung. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. Gottfried Kinkels Lebensgeschichte bis zu seiner Errettung aus dem Gefängnisse zu Spandau. Hamburg, C. F. Ulmann, 1851. — Henne am Rhyn, Gottfried Kinkel. Ein Lebensbild. Zürich, Cäsar Schmidt, 1883. — Das Volksarchiv von Adolf Streckfuß. 1. Band. Berlin, 1850, darin: Gottfried Kinkel, sein Leben und Wirken. — Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgegeben von Adolf Kolatschek. 2. Jahrgang, 1. Band. Bremen, 1851. Erinnerungsblätter aus dem

Digitized by Google

Das Jahr 1848 riß mit seinen politischen Aufregungen auch Kinkel mit sich fort. Er organisierte die Demokratie des Bonner Kreises, wurde 1849 zum Abgeordneten für die zweite Kammer nach Berlin gewählt, kam nach deren Auflösung nach Bonn zurück, wo er am 10. Mai 1849 einen Zug bewaffneter Männer gegen das Zeughaus in Siegburg anführte, darauf im pfälzischen Aufstande und dann im badischen Aufstande in der Freischärlerkompagnie Besançon kämpfte, bis er an der Murg verwundet und gefangen genommen, durch ein preußisches Kriegsgericht zum Tode verurteilt, dann begnadigt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe nach Naugard abgeführt wurde [1]). Aus der

---

Jahre 1849, von Johanna Kinkel. — Beiträge zur Geschichte der deutschen Kolonie in England von Friedrich Althaus III. — Unsere Zeit. Neue Folge IX, 2: Die Flüchtlinge. Berliner Tageblatt vom 25. Dezember 1882: Briefe Gottfried Kinkels von Nn. — Betreffend Johanna Kinkels Leben in London und Tod: Memoiren einer Idealistin von Malvida von Meysenbug, 3. Aufl. 1882. — Johanna Kinkel in England, Deutsche Revue Januar- und Februarheft 1901 von deren Tochter Adelheid von Asten. — Ueber Kinkels Leben in Zürich: Mitteilungen der hinterlassenen Familie und eigene Beobachtungen, sowie Feuilleton des „Bund" vom 21. und 22. November 1882. — Nekrolog von Johannes Scherr in der Allgemeinen Zeitung vom 21. bis 23. Dezember 1882. — Bonner Zeitung vom 11. und 17. Dezember 1898. Das Fuderfest in Trarbach. — Musikalisches Leben in Bonn vor siebzig Jahren. Von Hans von Windeck. — Deutsche Revue, Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt, 1899, Januarheft, S. 701, Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel. Ungedruckte Briefe. Von Rudolf Meyer-Krämer. Deutsche Revue 1894, Hefte von April bis September: Erinnerungsblätter von Johanna Kinkel. — Karl Schorn: Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinlandes im neunzehnten Jahrhundert. Bonn, P. Hanstein, 1898, I, S. 179, 273, 322, 328; II, S. 50, 51. Der Zug der Freischärler unter Kinkel, Schurz und Annecke, behufs Plünderung des Zeughauses in Siegburg. Nebst Kinkels Verteidigungsrede vor den Assisen in Köln. 2. Auflage. Bonn, P. Hanstein, 1886. Willibald Beyschlag, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre. 2. Auflage. Halle, 1896. Deutsche Revue 1902 Januarheft und folgende. Johanna Kinkel: „Friedrich Chopin als Komponist. Geschrieben im Jahre 1855. Aus ihrem Nachlaß." Frankfurter Zeitung vom 3. und 4. August 1900. Briefe von Johanna Kinkel. (Von Prof. Dr. Ludwig Geiger.) Neue freie Presse (Wien) v. 19. April 1900. Felix Mendelssohn und Johanna Kinkel. Preußische Jahrbücher, Band 97. Heft 2 und 3. Briefe von Johanna Kinkel. Heinrich von Poschinger: Gottfried Kinkels sechsmonatliche Haft im Zuchthaus zu Naugard. Hamburg 1901.

1) Zu Anfang des Oktober 1849, wurde die Bonner Bürgerschaft durch eine amtliche Bekanntmachung, die in den Zeitungen erschien, überrascht. Sie lautete:

> Der ehemalige Professor und Wehrmann in den Freischaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den Badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußische Truppen gefochten, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verlust der preußischen Nationalkokarde und, statt zu Todesstrafe, nur zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt. Zur Prüfung wurde dies Urteil von mir dem k. Generalauditoriate, und von demselben als ungesetzlich Sr. Majestät dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchst dieselben

Digitized by Google

Festung Spandau durch den Bonner Studenten Karl Schurz 1849 befreit flüchtete Kinkel nach England. Kinkel spricht sich hierüber selbst in folgendem Briefe aus:

„Ja, es ist wahr: Karl hat eine Treue bewiesen an mir, die ich ihm selber schwerlich jemals abverdienen kann. Sein Mut, seine Ausdauer und Klugheit haben ein Wunderwerk vollendet, und ich verdanke ihm im vollen Sinne die Rettung meines Lebens .... Auf was für Art dies alles geschehen und wie wunderbar es bisher gelungen ist, das kann und darf ich Ihnen heute noch nicht schriftlich erzählen .... Was mich betrifft, so ist Karl[1]) noch gerade zur rechten Zeit gekommen, denn noch befinde ich mich ganz gesund, und meine Getreuen in Bonn würden auch bald merken, wenn sie mich mit Karl reden und spaßen hörten, daß ich das fröhliche rheinische Herz in der harten Ein-

---

haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maßgabe zu befehlen geruht, daß der p. Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilanstalt verbüße.

Diesem allerhöchsten Befehle gemäß ist von mir das kriegsgerichtliche Erkenntniß dahin bestätigt:

daß der p. Kinkel mit dem Verlust der Preußischen Nationalkokarde und einer zu verbüßenden Festungsstrafe zu bestrafen, und ist zum Vollzuge des Erkenntnisses die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause angeordnet worden, was hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht wird.

Hauptquartier Freiburg, 30. September 1849.

Der commandirende General der k. preuß. Operationsarmee am Rhein:
v. Hirschfeld.

Am 4. August war Kinkel von dem Rastatter Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt worden. General v. Hirschfeld und die hohen Militärpersonen suchten dieses Urteil — weil zu milde — als ungültig zu erklären. Man erwartete die Todesstrafe. Von anderer Seite wurden dagegen Anstrengungen gemacht, um die königl. Begnadigung herbeizuführen. Von Bonn ging ein dahinzielendes Bittgesuch an den Prinzen von Preußen ab. Dasselbe trug 1100 Unterschriften angesehener Bonner Bürger, an der Spitze diejenige von Ernst Moritz Arndt. Dann erfolgte die Umwandlung der Festungshaft in Zuchthausstrafe. Kinkel ward am 8. Oktober nach Naugard ins Zuchthaus verbracht.

1) Als „Student aus Berlin" hatte sich Karl Schurz bei dem Besitzer des unmittelbar neben dem Zuchthause in Spandau belegenen Gasthofes Deutsches Haus, Krüger, eingemietet, um die Befreiung Kinkels vorzubereiten. Die Gefängnisbeamten wurden im Hotel mit einer Punschbowle bewirtet, und während das Gelage in vollem Gange war, ließ sich Kinkel an einer von Frau Krüger geliehenen Waschleine aus seiner Zelle hinunter. Bis Rostock in Mecklenburg waren Relais gelegt. Gottfried Kinkel entkam auf einem von Parteifreunden mit Getreide nach England beladenen Dampfer nach London. Sein Befreier, Karl Schurz, der sich in Amerika eine Existenz gründete, hat, als er nach der Amnestie Deutschland besuchte, einem Sohne des Spandauer Gastwirts Krüger seine Hülfe für den Fall zugesichert, daß er „drüben" einmal seinen Einfluß anrufen wolle. Gerade als sich Karl Schurz in dem Berliner Hotel Kaiserhof hierüber mit Hrn. M. Krüger unterhielt, kam die bekannte Einladung Bismarcks, der Karl Schurz zu einer Unterredung einlud.

Digitized by Google

samkeit noch immer nicht verloren habe. . . . . Es war eine im Leben einzige Minute, als nun alles gelungen war, als er zuerst auf der freien Straße mich umarmte, als ich dann nach anderthalb Jahren der Qual an seine Brust gelehnt in die rettende Nacht hineinfuhr und zwischen den dunkeln mecklenburgischen Fichtenwipfeln der Morgen uns Glücklichen heraufleuchtete! Der Freiheit, der Thätigkeit, der geliebten Frau und den lebhaften Kindern wiedergeschenkt, grenzenlosem Elend entflohen, werde ich erst — wenn volle Sicherheit in England mich umgiebt und die ganze Ruhe in mein Gemüt einzieht — vollständig durchempfinden, wie viel ich der Treue meiner Partei und vor allem der meines Freundes schuldig geworden bin. Ich glaube auch, daß er damit gar vielen, vielen Menschen außerdem Freude gemacht hat; denn auch außer den Demokraten haben noch viele mir ihr Herz innig zugewandt, die von einer so harten Behandlung empört waren, und diese alle werden es Karl nicht vergessen, was er an mir gethan hat. . . ."

So schrieb Gottfried Kinkel an die angstvoll besorgten Eltern seines kühnen Befreiers Karl Schurz, als sich beide im November 1850 noch auf der von den Herbststürmen gepeitschten See befanden, über die sie in dem eiligst ausgerüsteten Schiffe des Kaufmanns Brockelmann in Rostock aus dem Vaterlande nach England flüchteten[1]). Schurz war erst 23 Jahre alt, als er, ein glühender Bewunderer amerikanischer Freiheit, den gastlichen Boden dieser großen Zufluchtsstätte entgleister deutscher Freiheitskämpfer betrat[2]). Auf die stillen Jugendjahre im rheinischen Dorfe Liblar, in den Ausläufern des Kölner Vorgebirges, wo er am 2. März 1819 geboren wurde, waren die Jahre der Ausbildung auf dem Gymnasium in Köln und der Hochschule zu Bonn gefolgt. Früh hatte sich der junge Student dem Litteratur und Rhetorik lesenden Gottfried Kinkel angeschlossen, mit dem er sich bald zur Herausgabe eines liberalen Blattes vereinigte. Wie er in Bonn einen Aufstand ins Werk zu setzen sucht, mit seinem Lehrer und Freunde fliehen muß, in die badische Revolutionsarmee eintritt, an der Verteidigung Rastatts teilnimmt, nach Uebergabe der Festung in die Schweiz flüchtet, ist bekannt genug, und seine Befreiung Kinkels aus der Spandauer Gefangenschaft ist einer der bekanntesten Zwischenfälle der deutschen Revolution geworden.

Als Kinkel in Spandau „wehrlos, ein aufgegebener Mann" saß, da war es seiner Frau nicht rastende Treue, die mit Hilfe des Stu-

---

1) Vergl. Frankfurter Zeitung vom 3. April 1886. Mitgeteilt von dem Sohne Kinkels.

2) Der Bruder des deutschen Kaisers, Prinz Heinrich von Preußen, besuchte im Februar 1902 die Vereinigten Staaten in diplomatischer Mission: Karl Schurz wurde ihm als einer der ersten Staatsmänner Amerikas von dem Präsidenten Roosevelt vorgestellt. „tempora mutantur" . . . .

Digitized by Google

denten Karl Schurz, des später berühmt gewordenen Führers der Deutschen in Amerika, ihrem Gatten die Flucht ermöglichte.

Johanna Kinkel schreibt am 5. Juli 1849 an eine Freundin: Kinkel hat sich nie mit heimlichen Verschwörungen befaßt. Die ungerechten Angriffe seiner Gegner haben ihn, der ursprünglich eine sanfte, friedfertige Natur hat, ins Extrem getrieben. Andere, die Aergeres gethan haben, wußten sich listig aus der Schlinge zu ziehen. Er hat Niemanden vorgeschoben, sondern hat einfach und ehrlich selber sein Leben an seine Meinung gesetzt. Er ist fröhlich und ungebeugt auch im Angesicht des Todes. Ihn straft man nicht, wenn man ihn zum Märtyrer macht. Man wird, wenn man ihn tötet, nur der Rheinprovinz einen neuen Götzen zur Anbetung aufstellen. Eine Partei wird an der andern fort und fort Rache nehmen so oft sich das Kriegsglück wendet und die Erbitterung verewigt werden.

K. hat, als sein Einfluß mächtig war, stets seine Partei von Exzessen abgehalten. Im November, als die Proletarier den ärgsten Feind K.'s hängen wollten (und sie konnten es damals) hat er Mäßigung gepredigt und wäre fast zerrissen worden, weil man ihn für feige und verräterisch an der Demokratie hielt. Der Feind, den K.'s Wort allein gerettet hat, ist Schuld, daß er nachher gehetzt, gequält, auf's Aeußerste gebracht wurde, so daß ihm nichts übrig blieb, als in die Reihen der Revolutionsarmee zu treten.

Täusche man sich nicht, wenn die Demokraten am Rhein jetzt keine Demonstration machen. K. ist so geliebt und seine Gefangennahme hat einen solchen Schmerz bei seiner Partei hervorgerufen (auch selbst Gegner, harte, feste Männer sah man in Thränen), daß man wohl begriff, welchen Wert man auf seine Erhaltung legt. Ich und Alle, die es wohl mit ihm meinen, haben beschlossen, jede Aeußerung zu unterdrücken, um nicht etwa seinen Tod zu beschleunigen. Die Bürger werden in Masse aus dem demokr. Verein austreten, ich habe die Bonner Zeitung augenblicklich vertilgt, es geschieht Alles was möglich ist (insofern es keine Verleugnung der Ehre in sich schließt) um jetzt diejenigen nicht zu reizen, in deren Gewalt er ist.

Ich darf mich wohl verbürgen, daß K., wenn er am Leben bleibt, keine politische Thätigkeit mehr üben wird. Ebenso wenig wird man mir zutrauen, daß ich so tollkühn sein werde, den Faden unvorsichtig zu zerreißen, an dem sein Leben hängt. Kein Mensch kann ja mehr fordern, daß ein neu geschenktes Leben abermals aufs Spiel gestellt werde. Stürbe er, so wäre er ja auch der republikanischen Propaganda verloren, also ist sein Mandat so wie so erloschen.

Führt er nur ein stilles Leben, es sei in der Verbannung oder im Gefängniß und wir haben die Hoffnung, daß sein spätes Alter seine Kinder und Enkel beglückt, so wollen wir unser Geschick ertragen. Aber K.'s Tod stürzt uns in Verzweiflung. Er ist mehr geliebt, als

Digitized by Google

ein Mensch ahnen kann. Er ist ein unaussprechlich guter Mensch, der nie das Böse gewollt hat. Ob er im Recht oder im Irrtum war, das entscheidet ja doch allein die Zukunft.

(Am 27. August 1849.)

Was ich leide in diesem Schwanken zwischen Rettungsträumen und Todesangst, mag ich Dir gar nicht schildern. Dazu kommt noch, daß Kinkel in seinem Kerker einer moralischen Tortur preisgegeben ist. Geistliche, deren Bildungsstufe so ziemlich mit den Dominikanern des Mittelalters übereinstimmt, haben Zutritt zu ihm und bearbeiten ihn mit Bekehrungsversuchen. Einen, einen Pfarrer aus Karlsruhe, nehme ich aus; er ist, obgleich Pietist, ein liebenswürdiger Mensch. Aber Andere behandeln Kinkel nur als Verbrecher und Todsünder und quälen ihn sogar mit Ausfällen auf die Rechtmäßigkeit unserer Ehe. Mir ward eine Unterredung mit ihm hartnäckig verweigert und endlich erst auf Kinkels wiederholte Bitten in Gegenwart eines Offiziers gestattet. Die fromme Clique hatte mir nach Baden Uriasbriefe vorausgeschickt und mich fälschlich als die Anstifterin zur Rebellion denunziert. Ich habe deshalb nicht blos viel Verdruß, sondern sogar persönliche Gefahren überstanden. Bei dieser Intrigue sind hauptsächlich die Verwandten des Mädchens beteilgt, mit der sich Kinkel um meinetwillen nicht verheiraten wollte.

Vorgestern erhielt ich einen langen Brief von meinem geliebten Manne. Gott, wie ist es möglich, daß man diesem himmlisch gütigen, liebevollen, prächtigen Menschen das Leben nehmen könnte. Wenn sie's thun, so geht die Welt unter . . . .

(Am 22. September 1849.)

Meines Mannes Schicksal ist nun für eine Zeitlang entschieden. Das kriegsgerichtliche Urteil, welches auf lebenslängliche Festungshaft lautete, hat der König bestätigt.

Bei dem Schwanken unserer politischen Zustände verliert das Wort: „lebenslänglich" seine grause Bedeutung. Während der Lebensdauer eines jugendkräftigen Mannes wechseln noch oft die Launen der Herrscher und der Völker. Einer reichen Sonne gegenwärtigen Glücks hat über meinem Haupte der Stern der Hoffnung ihre Stätte genommen. So empfindet auch mein Mann die Trennung von mir. Wir sind in den Brautstand zurückversetzt. Der Beginn unserer Liebe war hoffnungsloser im Grunde, als unser jetziger Zustand.

(Am 2. Februar 1850.)

Ein entsetzlich perfider Pfaffe, der ihm in Rastatt die niederträchtigsten Zumutungen machte, erhielt eben einen Roten Adlerorden für seine Mühe. — In Naugard wurde Kinkel vor Kurzem abermals zur Rede gestellt, ob er noch kein Verlangen zum Kirchenbesuch spüre. Natürlich sagte er: Nein; denn was kann die Predigt eines Altlutheraners, die auf ein Publikum von Spitzbuben berechnet ist, Anziehendes

Digitized by Google

für einen Theologen haben, der seiner Zeit als Kanzelredner weit und breit berühmt war. Vielleicht ist die schnöde Antwort, die er vom Minister erhielt, die Strafe dafür. —

Sieh, in mir wohnt ein eiskalter Zorn, der — still, keine Worte!

Ich möchte Dir gern schreiben wie Kinkel sein Loos trägt, aber das geht ohne Vergötterung wieder nicht ab. Tadle mich, wenn Du willst, verdenke mir's, wie die anderen weisen Unbekannten, die Du warnend im Hintergrunde erscheinen ließest — ich thu es doch. Ich glaube an keinen Gott, als an den heiligen Geist. So gut wie die Heiligen, die das Menschenvolk von jeher vergöttert hat, ist mein Mann auch, und ich sehe gar nicht ein, warum ich ihn nicht vergöttern soll. Er setzte sein Leben an seine Idee, und jetzt im tiefsten Elend, das einen Menschen treffen kann, spornt er noch seinen Geist, Mittel zur Abhülfe fremder Not zu ergrübeln. Die Armen sind der Gegenstand seiner Sorgen, seiner warmen Liebe. Verbrecherkolonien, Hebung des Handwerkerstandes, Belehrung des Proletariats. Das sind seine Träume über der unwürdigsten Arbeit. Erst seit ein paar Wochen haben sie das Spinnrad weggenommen, über dem er frei den Gedanken walten ließ, und lassen ihn jetzt liniiren, Listen und Nummern abschreiben u. dgl.

Am 6. Dezember 1850 schreibt Johanna:

Erst seit wenigen Tagen ist Kinkel ganz in Sicherheit. Nach einer sehr gefahrvollen Reise landete er mit seinem Befreier (Carl Schurz, stud. phil. aus Bonn) an der schottischen Küste. Die ganze Fluchtgeschichte zu erzählen, mute mir nicht zu. Wir wollen sie drucken lassen, denn sie ist sehr umständlich. Der Plan war ursprünglich auf Naugard angelegt. Unser junger Freund, ehemaliger Schüler meines Mannes, war selber dem Standrecht verfallen, und floh im Sommer 1849 durch einen unterirdischen Gang aus Rastatt. Er wagte sich in die Heimat, lebte verborgen in meiner Nähe, wir redeten den Plan ab, die Sammlungen für die Kinder schafften mir endlich die Mittel. Schurz hat das Unmögliche geleistet. Einen klügeren, aufopferndern, ausdauerndern Freund giebt es nicht. Wie er unter falschem Namen in Spandau die Polizisten zum Narren gehalten hat, ist mehr als himmlisch. In Eile, denn ich rüste mich zur Abreise. Alle Ehre hat auch die Berliner Demokratie, die Schurz herrlich Vorschub leistete.

Deine selige Johanna.

Eine mir freundlichst zur Verfügung gestellte Eingabe an den König von Preußen zeigt, wie Kinkel von den ihm näher stehenden Freunden beurteilt wurde und spiegelt den Herzens- und Seelengrund des Dichters wie kein anderes Zeugnis aus der damaligen Zeit lebenswahr ab. Die Eingabe rührt aus dem nachgelassenen Tagebuche des bekannten Dr. med. Hermann Schauenburg, praktischen Arztes, zuletzt

Digitized by Google

in Moers, des Verfassers des in mehreren Auflagen erschienenen Buches „Zur Sittengeschichte deutscher Hochschulen" (Lahr 1860), der seiner Zeit im Jahre 1857 in einen schweren, für ihn verhängnisvoll gewordenen Konflikt als Privatdozent mit einem Berufsgenossen an der medizinischen Fakultät zu Bonn geriet und dessen Leben der Oberbibliothekar Dr. Meisner zu Berlin in der Schrift: „H. Schauenburg und sein Freundeskreis" Hamburg 1900, in anziehender Weise beschrieben hat.

Ich lasse daher die betreffende Stelle aus dem Tagebuche Schauenburgs hier folgen:

10. Sept. 1849.

Vor c. 8 bis 12 Tagen folterte mich die Sorge um Kinkel ganz besonders und ich dachte daran, ob ich ihm nicht persönlich durch eine Reise nach Rastatt behilflich werden könnte. Schon vorher hatte ich einen Brief an den König von Preußen abgeschickt, den ich um Lebens- und um Sterbenswillen jetzt hier abschreiben will.

Allerdurchlauchtigster ꝛc. ꝛc.

Das Schicksal des Professor Gottfried Kinkel veranlaßt mich, der ich ihm seit Jahren befreundet bin, mit dem Versuche der Fürsprache Ew. Majestät Throne zu nahen. Von einer entschuldigenden Verteidigung der Handlungen des Mannes kann nicht gesprochen werden, da dieselben mit einer rechtfertigenden Beurteilung der diesen Handlungen zum Grunde liegenden Ansichten beginnen und enden müßte. Es läßt sich aber eine Erklärung dieser Handlungen aus der unbefangenem Betrachtung des Lebensganges und der Charakterentwicklung Kinkels schöpfen. Was er war, hatte er selbst aus sich gemacht, meist nach Bekämpfung großer Hindernisse, und so waren alle Lebensgüter Kinkels sein selbst- und wohlerworbenes Eigentum. Darum bebte er, je weiter er wuchs, vor keinen Gefahren zurück und legte gegen jeden zu erringenden Preis seine Existenz auf die andere Schale der Wage. Wie es ihm gelungen war, in privaten Verhältnissen seinen Ideen und Idealen anzupassen und aus jedem Kampfe gerettet und mit Ehren hervorzugehen, so wurde er durch einen mißverstandenen Begriff von Konsequenz auch dahin geführt, im Streben für die Menschheit, das kaum in viel Seelen edler glüht, mit aller Energie und unbegrenztem Opfermute einen Weg einzuhalten, auf den er durch nicht gewollte Verhältnisse und nicht gesuchte Menschen gedrängt war. Der Wahn, seine Ehre auch in den Augen als inkompetent erkannter Ehrenrichter aufrechterhalten zu müssen, fesselte ihn an seine Fahne, an die Fahne der philosophisch freien Menschheit, aber er fühlte diese Fahne in andere Hände gegeben.

War er anfänglich nur zur Beantwortung der Handwerkerfrage in ernster Weise thätig und blieb klar und sein eigen, so riß den Poeten, den Herrn der Phantasie und ihren Knecht, hernach der Taumel im Chaos fort, und es offenbarte sich an ihm, was er mir vordem bestritten hatte, daß die Ereignisse stärker sind als die Menschen.

Digitized by Google

Ob Kinkels Einfluß und Wirksamkeit erheblich waren, ist nicht zu erörtern, da er, ohne politische Befähigung und ohne einen anderen Namen, als den des geistreichen Kritikers, des liebenswürdigen Dichters und Gesellschafters, nur oratorisches Talent und den Zauber eines begeisterten und unmittelbaren Mannes in die insurgierten Lande brachte. Wie er dort verwandt wurde und im Strudel der sich überstürzenden Vorgänge wirkte, ist ihm kaum zuzurechnen, da er Glied in der Kette geworden war.

Sein Fehltritt war, daß er überhaupt nach der Pfalz ging. Aber er ging nur, weil er sich durch Preßvergehen für zu kompromittiert wähnte, um im Lande als der fortbestehen zu können, der er gewesen, und weil es ihm unmöglich schien, zuzugeben, daß der Mensch besser sein könne, als sein Ruf. Aus diesem Irrtum entsprang sein Fehltritt. Es wäre traurig, wenn um diesen Irrtum, um hervorragendes Talent und um die Fähigkeit, sich für das Höchste nicht nur begeistern, sondern auch aufopfern zu können, ein Mann, dem das Leben sich erst öffnete, dem Leben, seinen zahlreichen, auf ihn rechnenden Kindern, einer hochherzigen Frau, einer Reihe von Freunden, die ihn gern zurückgehalten hätten, der Kunst und Wissenschaft, die ihm schon Anerkennenswertes verdanken, der Gesellschaft, deren Frieden er war, der Menschheit, für die er mehr lebte, als für sich und Einzelne, wenn er dem neuaufgebauten Staate entrissen werden sollte, der solcher Bürger am Ersten bedarf, um nicht in Einseitigkeit zu verfallen.

Majestät! Die Todeskugel ist nicht zurückzurufen — und ein Wort von Ihnen vermag Alles! —

Der Bescheid, der dem Freunde Kinkels zuteil wurde, lautet folgendermaßen:

Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich mit Bezug auf Ihre Immediat-Eingabe vom 25. v. Monats, welche dem Staatsministerium zur Bescheidung zugefertigt worden ist, daß des Königs Majestät die Bestätigung des gegen den bisherigen Professor Kinkel aus Bonn, ergangenen Kriegsrechtlichen Erkenntnisses, durch welches derselbe zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt worden ist, obwohl das Königliche General-Auditoriat es in seiner rechtlichen Begründung angefochten hat, indem nach den Gesetzen auf Todesstrafe hätte erkannt werden müssen, zu genehmigen geruht haben.

Berlin, den 14. September 1849.

Der Präsident des Staatsministeriums.
gez.: Gr. Brandenburg.

An den Distriktsarzt Dr. Schauenburg,
Brodenbach a. d. Mosel.

Die Todeskugel wurde zurückgerufen, die lebenslängliche Festungshaft in Zuchthausstrafe umgewandelt.

Digitized by Google

Kehren wir nunmehr in die ersten Zeiten des dichterischen Schaffens unseres Dichters zurück. Es war im Herbst 1835, als Emanuel Geibel nach Bonn kam, wo eine innige Freundschaft mit Gottfried Kinkel entstand. Die Persönlichkeit Geibels regte Kinkel mächtig zur Poesie an; Geibel, der „fremde, buntschillernde Paradiesvogel", wie ihn Kinkel zu nennen pflegte, wurde nicht müde, den jungen Freund durch Wort und Lied anzufeuern und zu dem großen Kampfe der Zeit vorzubereiten. Drei Jahre später (1838) näherten sich Kinkel die jungen Musensöhne Karl Simrock, Matzerath, Wolfgang Müller und Freiligrath. Während Matzerath schon damals sein bedeutendes Talent in der Nachahmung fremder Dichtungen entwickelte, hatten sich Freiligrath, Simrock und Wolfgang Müller schon bewährt, und namentlich der letzte hatte durch seine „jungen Lieder" die gegründetsten Erwartungen wachgerufen. Schon damals beabsichtigte Kinkel im Wettbewerb gegen das „Rheinische Odeon" Simrock und Freiligrath zur Herausgabe eines neuen Musenalmanachs zu bewegen, worin die ganze rheinische Poesie ihre Vertretung finden sollte. Kinkel singt von dieser schönen Zeit:

Vom Bergland kam ich hergegangen
Im letzten Abendsonnenschein,
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluft, Lebenslust und Wein;
Ich kam von jauchzendem Gelage
Mit einer trauten Männerschar
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut der beste war.

Im Frühling des Jahres 1839 trat nun das Ereignis ein, das für Kinkels ganzes Leben bestimmend sein sollte. Johanna Mockel, die seit dem 22. Mai 1840 geschiedene Frau des Buch- und Musikalienhändlers Matthieux in Köln, die zu ihrem Vater, dem Gymnasiallehrer Mockel, nach Bonn[1]) zurückgekehrt war, war die Frau, die von nun an mächtig in Kinkels Entwickelung eingreifen, ihn über sein innerstes Wesen klarmachen und den in seiner Brust ruhenden Keim des Liedes zur herrlichsten Blüte des Gesanges entfalten sollte. In einer großen Gesellschaft des sogenannten „Bonner Salons" sah er sie zum erstenmale wieder in Gesellschaft der Töchter des Professors Nöggerath und des Universitätsrichters Salomon u. a., wo sie gerade ein munteres Lied sang, als Gottfried eintrat. Er hatte sie schon als Kind gekannt. Die Bekanntschaft war nach Ansicht der Zeitgenossen gekommen wie ein Wahlverwandschaftsverhängnis, auf Johannas Seite war es zuerst reine Freundschaft.

Johanna war ein eigentümliches Wesen, ebenso unschön wie Gottfried schön, der noch dazu fünf Jahre jünger war. Auch Johannas

1) Das Mockelsche Haus war Josephstraße Nr. 13. Maria Johanna Mockel hatte sich als 22jähriges Mädchen mit dem 29 Jahre alten Buchhändler Mathieux am 13. September 1832 vermählt.

Digitized by Google

Lebenslauf bot ihr schon früh manche Veranlassung zum Haß gegen die Verhältnisse, in denen sie lebte. Mit einer gründlichen, fast männlichen Bildung vereinigte sie einen starken Mangel an weiblicher Anmut. Nach den Mitteilungen der Zeitgenossen war Johanna damals noch keine Hausfrau, setzte ungern den Fuß in die Küche und spielte den ganzen Tag Klavier. Als der junge Ehemann eines Tages in einer Anwandlung von Zorn ihr Notenheft aus dem Fenster warf, stand sie kaltblütig auf, ging zu Fuß zu ihren Eltern nach Bonn und ließ die Ehe trennen. (Kölner Stadtarchiv.)

In Berlin (1836—39) fand Johanna im Hause der Bettina von Arnim Aufnahme und Freundschaft. In Bonn lernte sie darauf, von Berlin zurückgekehrt, Kinkel kennen, der zu dieser Zeit mit einer Pfarrerstochter verlobt war. Kinkel sagte sich von der Braut los und huldigte Johannas Talent und Geist, die offenbar befruchtend auf ihn wirkten und ihm seine schönsten Lieder entlockten. Zunächst gestaltete sich das Verhältnis mit Johanna zur innigsten Freundschaft, ohne daß in beiden der Gedanke an eine Liebe aufgetaucht wäre. Lange Jahre hat es gedauert, bis diese tief schlummernde Neigung bei beiden zur Erkenntnis durchgedrungen war, erst am 22. Mai 1843 wurde Kinkel mit Johanna in der Privatwohnung des Pfarrers Wichelhaus zu Bonn getraut. Bei dieser Feier waren Emanuel Geibel, Dr. philos. zu St. Goar und Jacob Burckhardt in Gegenwart von Andreas Simons[1]), Auguste Heinrich, Linda Bernd, und der Eltern Johannas Trauungs-Zeugen.

Herzliches Einverständnis und innigstes Ineinanderklingen verklärte das Eheleben der endlich Vereinten.

Hatte Kinkel doch der jetzt heimgeführten Braut am 4. September 1840 bei einer gemeinsamen Kahnfahrt auf dem Rhein das Leben gerettet, das er nun an das seine für immer geketter hatte[2]). Willibald Beyschlag, ein Studiengenosse Kinkels, hat in die junge Häuslichkeit oft einen Blick zu thun Gelegenheit gehabt und betont ausdrücklich, daß das, was man da sah, mit vielem versöhnen konnte, zumal was die Hausfrau betraf. Sie machte die Vorurteile, die man wegen ihrer unpraktischen und unweiblichen Genialität gegen sie gehegt hatte, glänzend zu schanden. Wenn sie am Vormittage drei bis vier Gesangstunden gegeben und damit zum Unterhalt des Hausstandes den Hauptteil beigetragen hatte, erfüllte sie noch in musterhafter Weise die nächsten Hausfrauenpflichten und war am Abend gegen die Freunde des Hauses unermüdlich ausgiebig und freundlich[3]). Von der Tochter Johannas, Adelheid, sind uns diese Angaben mündlich bestätigt worden.

---

1) lebt als ordentlicher Professor a. D. Er studierte zuerst Jurisprudenz, dann Baufach.

2) Vergl. Briefe von Johanna Kinkel in den Preußischen Jahrbüchern Band 97, Heft 2, S. 212.

3) Vergl. Beyschlag, Aus meinem Leben, S. 176.

Digitized by Google

Johanna, die am 8. Juli 1810 in Bonn geboren war, hatte schon in frühester Jugend ein beachtenswertes Talent in der Musik an den Tag gelegt und den Unterricht des berühmten Kapellmeisters Franz Ries, des ersten Lehrers Beethovens, genossen. In Berlin hatte sie sich zu einer hervorragenden Pianistin ausgebildet. Dieser Unterricht sollte für Johanna und das musikalische Leben Bonns in der Epigonenzeit entscheidend sein. Das hervorragende musikalische Talent Johannas war in seltenem Maße für die Bonner Kreise anregend und fruchtbringend. War sie es doch, die seit dem Ende der zwanziger Jahre bis zum Ausbruche der Märzrevolution 1848 die Tonkunst in ihrer Vaterstadt zu hoher Blüte erhob und sich ihre Pflege in den weitesten Kreisen angelegen sein ließ. Sie war die eigentliche Begründerin des „Bonner Gesangvereins", des Vorgängers des jetzigen „Städtischen Gesangvereins". Dieser Verein ist auch die Veranlassung gewesen, daß sich im Anfange der vierziger Jahre in Bonn ein Kreis jugendlicher Poeten, Gottfried Kinkel, Alexander Kaufmann, Arnold Schlönbach, Christian Joseph Matzerath, Karl Simrock, Wolfgang Müller von Königswinter und andere um ihre „Direktrix" scharte und den für die deutsche Litteraturgeschichte bedeutungsvollen „Maikäferbund" gründete.

Das unerbittliche Schicksal vergönnte es ihr auch nicht mehr, von dem Augenblicke der Befreiung ihres Gatten aus den Zuchthausmauern zu Spandau den Boden ihrer geliebten Vater- und Musenstadt Bonn wieder zu betreten.

Nach der Befreiung ihres Gatten war sie ihm nach London nachgeeilt, wo sie Gesang- und Klavierunterricht erteilte und so zur Gründung eines neuen Heims des Dichters thätig mitwirkte[1]). Das Klima

---

1) Johanna berichtete in ihrem letzten größeren Briefe vom 31. Mai 1854 von ihrem lebhaften Interesse für den damals ausgebrochenen orientalischen Krieg und fuhr dann fort:

„Kinkel hat eine Menge von Anstellungen in Kollegien und Schulen, die er mit der größten Sorgfalt versieht; er ist außerordentlich beliebt hier und genießt eine Popularität, als ob er eignes Landeskind sei; nur muß er zuviel arbeiten unseres großen Hausstandes wegen. Es ist traurig, daß viele der Flüchtlinge verschiedener Nationen, die sich in London aufhalten, noch immer meinen, sie müßten in diesem allerungeeignetsten Moment Zeichen ihres Daseins geben und die kontinentalen Demokraten zum Konspirieren verlocken .... Jetzt ist die Zeit des Wartens, bis sich die da oben tiefer verwickelt haben. Jede Spur einer Revolution kann ja nur rasche Versöhnung um jeden Preis zwischen den Dynastien bewirken. Man kann in England unendlich viel lernen. Anstatt immer ihre alten Orakelsprüche wiederzugeben, sollten wirklich die unfreiwillig hierher Verbannten das Land und seine Institutionen gründlich studieren, damit sie, wenn es dereinst im Vaterlande etwas für sie zu organisieren giebt, sie es praktischer anfangen als 1848. — Werden Sie es glauben? Noch immer sitzen hier größere oder kleinere Trupps kontinentaler Flüchtlinge zusammen, die sich gar nicht mit Engländern mischen und unter sich das Gezänk um die Zustände von anno 1849 fortführen. Unter diesen Leuten ist es Mode, auf England zu schimpfen, und es wird Einem

Digitized by Google

äußerte jedoch bald eine nachteilige Wirkung auf ihren Gesundheitszustand, und unter der Angst der sie quälenden Herzbeklemmungen stürzte sie am 15. November 1858 aus dem Fenster ihrer Wohnung und fand so im Exil ihres Gatten einen tragischen Tod[1]).

---

gleich verdacht, daß man sich hier in seine Lage schickt und mit seiner Umgebung verträgt. Wir werden gewiß die letzten sein, die Englands Schattenseiten leugnen, oder gar vertheidigen, — wenn wir aber einen Vergleich anstellen sollen, so kommt Englands Superiorität gar nicht in Frage. Man sagt soviel von der religiösen Beschränktheit der Engländer — dennoch haben wir in Deutschland unaufhörliche Qualen unseres Glaubens wegen dulden müssen, während man uns hier in Ruhe läßt. Proselytenmacher in Deutschland sind unbescheiden, turbulent wie die Fliegen, die man vergebens jagt und die immer wieder sich Einem auf die Nase setzen. Hier, es ist wahr, macht Jeder einmal einen Versuch, klopft leise an, ob er Einen bekehren kann und sobald Du ihn abfahren lässest, hast Du vor ihm Ruhe. In Deutschland ist der Fromme, den man abfahren ließ, sofort ein unversöhnlicher Feind, der einen auf allen Gebieten verfolgt. Hier kann man ruhig mit den Frommen weiter umgehen, ohne daß man sie je den Zwiespalt fühlen ließe. Sie lassen das an uns gelten, was wir etwa mit ihnen gemein haben: Bildung, Fleiß oder Geschäftstüchtigkeit und berühren die Punkte nicht, zwischen denen eine unübersteigliche Kluft liegt. Der Engländer gefällt sich nicht im Zanken; er ist überhaupt die friedfertigste, wohlwollendste Menschenklasse, die Sie finden können, und das ist gewiß die Folge einer langjährigen, politischen Freiheit. Die Polizei hindert Niemanden an der Entfaltung seiner Kräfte, darum werden die Menschen hier nicht erbittert und in einer ewig ärgerlichen Stimmung erhalten; aber arbeiten muß man entsetzlich hier und das ist recht, denn für das Gute, das man hier genießt, muß man mitringen und kämpfen. Kein Wunder, daß diese Insel übervölkert ist, da sie der einzige, freie Fleck Erde in Europa ist. Es ist ein Stall geworden, das ist wahr und die ungeduldigen Schafe finden den Stall sehr beschränkt für sich."

1) Ueber den Todesfall der Frau Johanna Kinkel wurde damals aus London geschrieben: „Am letzten Sonntage fühlte Frau K. sich etwas unwohl und hustete. Da sie im vorigen Jahre an Herzkrämpfen gelitten, so befürchtete man, dieses Uebel könne sich wieder einstellen. Am Montage wurde ein Arzt gerufen, der die ganze Sache für unerheblich erklärte. Ein Tag im Bette zugebracht und eine kleine Medizin sei alles, was not thue. Frau K. ging darauf zu ihrem Manne, der gerade Stunde gab, und teilte ihm die gute Botschaft mit. Dann begab sie sich in ihr Schlafzimmer, das im dritten Stockwerke liegt. Ein Dienstmädchen begleitete sie. Nachdem Frau K. noch eine Tasse Chokolade getrunken, entfernte sich das Dienstmädchen. Als dasselbe nach einigen Minuten wieder in das Zimmer kam, fand sie es leer und das Fenster geöffnet. Beim Hinaussehen gewahrte sie Frau K. auf dem Pflaster des Hofes liegen. Einige Rippen waren in das Herz gedrungen, und so hatte sie augenblicklich den Tod gefunden. Die einzige Erklärung, welche gegeben werden kann, ist, daß Frau K. einen Anfall ihres Herzkrampfes bekommen, nach frischer Luft verlangte, das Fenster öffnete und sich zu weit hinauslehnte, so daß sie das Gleichgewicht verlor und hinausstürzte." Wie die Blätter melden, ist Frau Kinkel am 18. November Mittags auf dem Kirchhofe von Woking begraben worden. Einige Freunde gaben dem Sarge das Geleite. Die Leichenschau wies eine ganz ungewöhnliche Erweiterung der rechten Herzkammer nach, und das gerichtliche Gutachten lautete dahin, daß die unglückliche Frau durch einen plötzlichen Blutandrang zum Gehirn ihre Besinnung verloren haben müßte. Darauf hin wurde das Verdict „Temporary Insanity" gefällt.

Digitized by Google

Malvida von Meysenbug hat uns in ihren „Memoiren einer Idealistin" das tragische Ende Johannas geschildert[1]). An ihrem Grabe (auf dem Friedhofe der Nekropolis, vierundzwanzig englische Meilen von London entfernt) fühlten die Leidtragenden und Freunde, daß Deutschland etwas Seltenes verloren hatte. Malvida sagt von ihrer Freundin Johanna treffend: „Ein leuchtendes Beispiel, daß auch das Weib eine unerschrockene Kämpferin für Wahrheit und Recht und unermüdlich thätig sein kann auf den höchsten Gebieten geistigen Schaffens, dabei aber nicht nur jede Pflicht des häuslichen Lebens als Gattin und Mutter in edelster Weise erfüllen, sondern sogar für den materiellen Unterhalt der Familie mitsorgen kann". Freiligrath gab diesen Gefühlen in einem feinsinnigen Gedichte (Nach Johanna Kinkels Begräbnis am 20. November 1858) ergreifenden Ausdruck[2]).

Aus dem handschriftlichen Nachlasse Johannas, der dem Verfasser von ihrer Familie zur Verfügung gestellt wurde, liegen folgende musikalische und poetische Arbeiten vor: Friedrich Chopin als Komponist[3]). Die Arbeit stellt eine geistreiche, kritische Beleuchtung der Werke Chopins dar. — Otto der Schütze, Liederspiel in einem Akte. — Bilder aus Kölns Vorzeit. Ode. — Das Malztier oder die Stadt-bönnischen Gespenster. Lokalposse im Dialekt mit Gesang in einem Akte. — Das vergessene Wort. Ein Märchen zum Stiftungsfeste des Maikäferbundes 1844 von der Direktrix. — Guter Rat ist nicht teuer. Polterabendscherz. Fromme Weltkinder. Plan zu einem Schauspiel. — Das Fuderfaß zu Trarbach. Fastnachtspiel in zwei Akten. — Das Bei-sich sein im Andersein, oder der Prozeß der Narrheit der freiwerdenden Negativität der Diesigkeit. Drama in fünf Bruchstücken. — Hänneschen als Wunderkind. Fastnachtsspiel in einem Akt. — Die Fürstin von Paphos. Oper in zwei Akten mit einem Vorspiel.

Ferner aus Johannas Aufenthalt in Berlin: Verrückte Komödien aus Berlin. — Der Wettstreit der schottischen Minstrels (1838). Komödie. — Zum Geburtsfest des Herrn von Savigny (1837). — Themis und Savigny oder die Olympier in Berlin. Opera seria in einem Akt, gedichtet von Johanna Mockel mit Musik von verschiedenen Komponisten. In diesem Stück gab Emanuel Geibel den Mars, Franz

---

1) In dem Werke: „Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts" von Dr. Theobald Ziegler, ord. Professor an der Universität Straßburg, (Berlin 1899, Georg Bondi) heißt es Seite 567: „Johanna Kinkel, die große Dulderin, und Malvida von Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", welche für ihren politischen und religiösen Liberalismus den Bruch mit dem Elternhaus in schwerster Form auf sich nahm." Vergl. auch: Malvida von Meysenbug, Der Lebensabend einer Idealistin. Berlin 1898, bei Schuster und Löffler.

2) Vergl. Henne am Rhyn a. a. O. S. 76.

3) Deutsche Revue 1902, 1.

Digitized by Google

von Savigny den Merkur, Ferdinand von Arnim den Jupiter, Herr von Eckenbrecher den Bacchus u. s. w. Außerdem wirkten Giſella, Armgart und Max von Arnim, Fräulein von Hochſtetter und Dr. Göſchen mit.

Im Jahre 1848 hatte Johanna gemeinſam mit Gottfried Kinkel veröffentlicht: Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Später erſchien aus ihrer Feder nach ihrem Tode: Hans Ibeles in London. Familienbild aus dem Flüchtlingsleben. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta, 1860. Außerdem ſchrieb ſie die komiſche „Vogelkantate" und Acht Briefe an eine Freundin über Klavierunterricht, Stuttgart, 1852, und die Kindergeſangſchule: Songs for little children, London 1852.

Alle dieſe Arbeiten geben ein unumſtößliches Zeugnis, daß Johanna auch eine nicht geringe poetiſche Begabung hatte. In einer poetiſchen Epiſtel an Max von Arnim (1832) geißelt ſie die damaligen litterariſchen und muſikaliſchen Zuſtände in Deutſchland mit bitterem Spott und beißender Satire. So ſagt ſie beiſpielsweiſe von Ludwig Rellſtab:

Der Muſen Günſtling und ihr Gönner Rellſtab
Dem nebſt viel Gaben Zeus beſonders hell gab
Den Scharfblick und Kritik der reinen Vernunft,
In Dingen handelnd von der Muſikerzunft.

* * *

Nachdem wir uns in kurzen Zügen mit dem Lebensgang und dem Wirken Johannas bekannt gemacht haben, wollen wir nunmehr den Entwickelungsgang Gottfried Kinkels näher verfolgen.

Während im achtzehnten Jahrhundert einzelne Perſönlichkeiten den Gang der Litteratur beſtimmten (zunächſt Klopſtock, Leſſing und Wieland, dann Hamann und Herder, dann Goethe und Schiller, dann die Romantiker, endlich Uhland, Rückert, Heine und Platen), vermochte gegen Ende der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts keine einzige Perſönlichkeit einen weitgreifenden und bleibenden Einfluß zu gewinnen. Selbſt Gutzkow, Freiligrath, Geibel und Redwitz gelang es nicht, der geſamten Litteratur ihren Stempel aufzudrücken, vielmehr ſind es die großen Heroen des vorigen Jahrhunderts, deren Einfluß noch erkennbar fortwirkt. In jener Zeit bildeten ſich daher litterariſche Vereine mit poetiſchen Zwecken, die erſichtlich darauf ausgingen, einen wirkſamen Einfluß auf ihre Mitglieder auszuüben und in den Gang der Litteratur einzugreifen. In Berlin fanden ſich außer den dort lebenden Dichtern, Strachwitz, Heyſe, Geibel vorübergehend zuſammen in einer „freien Vereinigung". Bettina von Arnim begründete dort den litterariſchen Kreis „Lindenblatt". In München beſtand ein „Verein für deutſche Dichtkunſt", deren Mitglieder Auguſt Becker, Julius Groſſe, Hermann Lingg u. ſ. w. erfolgreichen Einfluß auf einander ausübten. Im Wupperthal ſind ſpäter die Dichter Oeſterreich, Siebel, Schults, Roeber, Stelter, Rittershaus zwar zu einer Vereinigung nicht zuſammen-

Digitized by Google

Johanna Kinkel

Digitized by Google

Digitized by Google

getreten, allein die Gleichheit ihrer Bildung und ihres Standes hat ihren Dichtungen einen gleichartigen Charakter aufgedrückt. Nur Friedrich Roeber macht eine Ausnahme, der seine Dichtungen vorzugsweise an die Antike anlehnt und sich dem historischen Schauspiel zuwendet.

Am Rhein war es gegen Ende der dreißiger Jahre Gottfried Kinkel, der seinem Kreise auch einen eigenen Stempel aufzudrücken bestrebt war, und der wenigstens für einen Teil seiner Umgebung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Auf seine Begeisterung für das Evangelium der Völkerfreiheit war ewige Nacht des Kerkers die Antwort derer, die nicht ahnen, daß der Mensch ewig dem Lebenssterne seiner Entwickelung folgen muß, bis er an seinem Ziele durch rastloses Streben vom Schatten zum Licht angelangt ist.

Das Jahr 1842 war schon die Zeit, wo Kinkel von der Politik beunruhigt wurde. In seinem Gedichte „Die sieben Berge" sagt er:

Nun ist mir längst vorbei die Zeit
Romantisch zu phantasieren,
Und wo ich hinaus in die Welt nur seh,
Muß ich politisieren.

Und wenn ich einmal einen Jungen krieg,
Dem will ich die Berge deuten,
Und will ihn warnen mein Leben lang
Vor den berühmten Leuten.

Und „Aus dem Kerker" schrieb er 1850:

Das soll nicht modern im märkischen Sand,
Das sehnt sich nach seiner Wieg —
Mein Herz soll ruhen im Vaterland,
Im Winde der blauen Sieg.

Ein Dörfchen kenn ich am Waldessaum,
Geschützt vor dem nordischen Wind,
Da blüht noch jedes Jahr der Baum,
Bei dem ich gespielt als Kind.

Gottfried Kinkel bezeichnet sich vorzugsweise als „rheinischen Mann". Dieser rheinische Mann sammelte mit seiner Frau Johanna einen rheinischen Dichterkreis um sich, dem u. a. Karl Simrock, der Dichter des Rheinliedes Nikolaus Becker, der Lyriker Alexander Kaufmann, der farbenprächtige Lyriker und Epiker Karl Arnold Schlönbach angehörten. Aber auch die Westfalen Ferdinand Freiligrath und Lewin Schücking[1]) traten diesem Kreise mit Wolfgang Müller und Gustav Pfarrius näher, und in herzlichster Freundschaft mit dem Kreise verlebte der aus Griechenland zurückgekehrte Lübecker Emanuel Geibel in fröhlichen Dichterträumen den Sommer 1843 zu St. Goar am Rhein.

1) Vergl. Lebenserinnerungen von Lewin Schücking I S. 231 und II S. 89, Breslau 1886.

Digitized by Google

Es ist ein glänzender Stern der deutschen Litteraturgeschichte, der aus diesem Kreise hervorgegangen ist. Wir wollen es daher versuchen, das Leben und Streben seiner Mitglieder näher zu beleuchten. Wir haben uns dieser Aufgabe um so lieber unterzogen, als uns von einigen noch lebenden Mitgliedern des Bundes manche interessante Mitteilung freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

In dem Mockelschen Hause zu Bonn auf der Josephstraße versammelten sich Sonntags morgens die Mitglieder des vorhin geschilderten Gesangvereins, um dort bis zur Mittagszeit unter Johanna Mockels Leitung zu üben. Kinkel fehlte nie bei diesen Proben und brachte hin und wieder auch seine Freunde mit. Die Art und Weise, wie Johanna Geist und Leben in die Musik zu legen verstand, regte die Freunde an, an bestimmten Abenden Dramen mit verteilten Rollen zu lesen. Mit Shakespeare wurde begonnen. Aus diesem litterarischen Kränzchen sollte unter der Patenschaft Johannas der „Maikäferbund" hervorgehen. Der Biograph Kinkels, Adolf Strodtmann, bezeichnet als den Gründungstag die letzte Juniwoche des Jahres 1840. Es war am Peter und Paulstag, als der kleine Kreis im heitersten Gespräche war. Man bedauerte, daß so manche geistreiche Bemerkung verloren ginge, und daß man so manche Witze am liebsten schwarz auf weiß hätte. Kinkel erzählte von einer Bierzeitung aus seiner Studentenzeit, Johanna von dem durch Bettina in Berlin gegründeten „Lindenblatt" und nahm, das Wort zur That machend, einen grünen Bogen Papier zur Hand mit den Worten: „Wie nennen wir das Blatt? „Der Maikäfer" soll es heißen! Eine Zeitschrift für Nichtphilister." So entstand der Maikäferbund. Man einigte sich bald, sich an jedem Dienstagabend zu versammeln, um die auf grünem, mit dem Bilde eines Maikäfers am Kopfe geschmückten Papiere niedergeschriebenen Beiträge zu lesen. Das ganze Unternehmen sollte einzig den Zweck haben, einem engeren Freundeskreise wöchentlich einen heiteren und genußreichen Abend zu verschaffen und den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, ihre Schöpfungen der Kritik eines wohlwollenden Kreises zu unterwerfen. Der eigentliche Schriftleiter und die Seele des Bundes war Kinkel; Johanna war „die Königin" oder „Direktrix"; sämtliche Mitglieder hatten Spitznamen: Kinkel — Wolterwurm; Alexander Kaufmann — Rosenkäfer; Beyschlag — Balder; Johanna — Nachtigall u. s. w. Die Tendenz des Blattes sprach Kinkel in dem Eingangssonett aus:

Geehrte Herrn, warum doch lächeln Sie
Daß diese Blätter sich Maikäfer nennen?
Erst lernen Sie den tiefen Sinn erkennen
Und des Maikäfertumes Poesie.

Maikäfer sind kein unvernünftig Vieh,
Nicht Ochsen, die geistlos auf Vieren rennen,
Mückvögel nicht, die sich im Licht verbrennen —
Nein: Meister des Genießens nenn ich sie.

Digitized by Google

In stetem Dusel von dem Rauch der Düfte,
In unartikuliertem heiterm Brummen
Durchschwirren selig sie des Abends Schein.
So schwärmt aus diesen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liedern, Späßen, grad und krummen —
Geistreichen Freude, den Philistern Pein.

Die Zeitschrift bezweckte den Genuß des Augenblicks. Auf häufigen Ausflügen in die schöne Umgebung Bonns waren dann die Stoffe, die man zur Verarbeitung ausgewählt hatte, der Gegenstand der anregenden Unterhaltung. Der erste Jahrgang des Maikäfers war auf dunkelgrünem Papier geschrieben; da es später schwer war, immer neue Stellungen des Maikäfers zu ersinnen, so begann man im zweiten Jahrgang als Titelvignette Bilder zu den einzelnen Beiträgen zu liefern. Jeder Mitarbeiter durfte das Blatt für einen Tag behalten und mußte seinen Beitrag während dieser kurzen Zeit einschreiben, ohne die Arbeiten der anderen vorher zu lesen. Es war ein fröhlicher Dichtertraum, wie er sonniger und frischer nicht zu denken war.

Die ersten Mitglieder waren zunächst der talentvolle Alexander Kaufmann, ein Bonner Kind, der sich durch Formvollendung in seinen zahlreichen Beiträgen auszeichnete.

Der spätere fürstlich Löwensteinische Archivrat in Wertheim am Main Alexander Kaufmann, geb. 14. Mai 1817 in Bonn, gest. in Wertheim 1. Mai 1893, studierte in Bonn die Rechtswissenschaften, wurde durch Simrock auf altdeutsche Litteratur geführt und durch den Maikäferbund insbesondere zur poetischen Thätigkeit angeregt. In Berlin verkehrte er viel mit den Brüdern Grimm, Tieck, Humboldt, Gruppe, Eichendorff u. a. Im Jahre 1857 vermählte er sich mit Mathilde Binder aus Nürnberg, die unter dem Dichternamen Amara George ihre schon im jugendlichen Alter von siebzehn Jahren verfaßten „Blüten der Nacht" (Leipzig, 1856) herausgegeben hatte. Nach ihrer Verheiratung trat sie 1858 zur katholischen Kirche über. Alexander Kaufmann hat in der Einleitung zu seinen „Gedichten" (Düsseldorf, 1851) seine Dichtung selbst in heiterer Weise gezeichnet. Im Jahre 1853 erschienen die „Mainsagen", 1872 „Unter den Reben". Sein historisches Werk: „Caesarius von Heisterbach" hat ihn auch als vorzüglichen Geschichts- und Kulturforscher bekannt gemacht. Seine Muse ist vorwiegend keck, lebenslustig; nichtsdestoweniger fehlen ihm nicht die tieferen Akkorde der sanften Wehmut und innigen Gemütlichkeit, wie dies sein Lied „Der Freund" beweißt. Seine Gedichte: Einladung, Mainacht, Verrat, Der Vandalen Auszug, Die Mönche von Johannisberg gehören zu den besten und stimmungsvollsten Perlen der deutschen Litteratur[1]). Johanna Kinkel sagt über ihn: „Seine reiche Phantasie ergoß Lieder wie ein Blütenregen im Lenz".

1) Vergl. „Alexander Kaufmann". Nachruf von Hermann Hüffer. Nr. 398 der Kölnischen Zeitung vom 14. Mai 1893.

Digitized by Google

Das größte Original und dabei der gutmütigste Mensch in dem Kreise der Maikäfer war Arnold Schlönbach. Er trug gewöhnlich einen Frack und ein Barett, was ihn zu einer sehr drolligen Erscheinung machte. Seine exzentrischen Pläne und Einfälle gaben der lustigen Gesellschaft oft Stoff zur Heiterkeit. So gab er einst feierlich seinen Abschied, weil er den Beruf in sich fühlte, zur Bühne zu gehen und die Rollen von Tyrannen und Volksbedrückern zu spielen. Er reiste in Wirklichkeit von Bonn ab, kehrte aber unter dem homerischen Gelächter seiner Freunde bald wieder zurück. Karl Arnold Schlönbach, geboren 31. August 1807 auf einem Hüttenwerke bei Wissen an der Sieg, war von 1841 bis 1842 als Studiosus der Landwirthschaft, später als Domänenamtssekretär zu Mülheim am Rhein angestellt, wo er Kinkel kennen lernte und in den Dichterkreis des Maikäferbundes eingeführt wurde. Dies entschied seinen Hang nach poetischer Entwicklung und freisinniger Weltanschauung, sodaß er bald den Staatsdienst aufgab. Nach manchen Kreuz- und Querzügen (Bromberg, Königsberg, Leipzig, Oldenburg) kam er nach Koburg, wo er die Tochter der berühmten Sophie Schröder-Devrient heiratete; er starb in Koburg am 17. September 1866. Er ist der Verfasser der Dichtungen: Aus der Blumenwelt (1852), Die Hohenstaufen, Epos in sechs Gesängen (1859), Ulrich von Hutten (1862), Was sich der Wein erzählt (1862). Die einzelnen Geschichten sind vortrefflich ausgeführt und zeugen von der großen Phantasie, Gestaltungsgabe und dem Humor des Dichters. Garibaldilieder (1862), Der Stedinger Freiheitskampf (1864), Menschen und Parteien (1864), Geschichte, Gegenwart, Gemüt (1847), Das deutsche Bauernbuch (1848), Dramatische Werke (1852), Originale (1853), Der letzte König von Thüringen (1854), Novellen und Erzählungen (1855), Weltseele (1854), Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schillerepoche (1856), Aus Vergangenheit und Gegenwart (1856).

Das dritte Mitglied im Maikäferbunde war Sebastian Longard, dessen Lieder den Reiz eines belebenden Naturgefühls tragen und vielfach an Heine erinnern. Sebastian Longard ist geboren am 15. November 1812 zu Koblenz; er studierte von 1837 bis 1840 in Bonn die Rechte. Von 1846 bis 1850 wirkte er als Advokatanwalt bei dem damaligen Apellationsgerichtshof zu Köln. Seit 1863 war er Rat bei dem Landgericht zu Aachen, hier starb er im Jahre 1892. Er ist der Verfasser der Schriften: Altrheinische Märlein und Liedlein (1843), Lieder und Balladen (1888).

Dem Maikäferbunde traten ferner Leo Hasse und Andreas Simons bei. Während von Hasse keine nennenswerten Beiträge vorliegen, so hat sich Simons durch die Vollendung eines wertvollen Werkes über die „Schwarzrheindorfer Kirche bei Bonn" ausgezeichnet (1846). Simons studierte 1842 zu Bonn zuerst Jurisprudenz und Philologie,

Digitized by Google

1843 bis 1845 Kunstgeschichte, wandte sich dann dem Studium der Architektur zu, führte 1850 bis 1854 den Bau der Michaelkirche zu Berlin aus, 1854 bis 1858 den Bau der Bank in Braunschweig nach eigenem Entwurf, wurde 1861 Professor der Baukunst am Städelschen Institut zu Frankfurt a. M., 1869 an der Technischen Hochschule zu Darmstadt und lebt seit 1895 im Ruhestande zuerst in Bonn[1]). Andreas Simons war langjähriger Pflegesohn der Mockelschen Familie in Bonn.

Der Maikäferbund blieb mittlerweile ein lustiger, von echt rheinischem Humor durchwürzter Kreis. Zeitgenossen berichten, daß Kinkel manchmal sogar über die Stränge schlug. In Mondorf an der Sieg besaß die Familie Alexander Kaufmanns ein Gut, das von den „Maikäfern" zur Sommerzeit oft heimgesucht wurde. Bei einem solchen Ausflug nahm Kinkel ein altes Nachtwächterhorn mit, und als die Gesellschaft gegen Mitternacht in Bonn anlangte, ließ er aus dem Horn die Töne des Nachtwächters erschallen, sodaß die schon in den Betten liegenden Bewohner ängstlich an die Fenster eilten, um zu sehen, wo es brenne. Kinkel aber verbarg das Horn sorgsam unter seinem Rock, sodaß niemand in dem unter ernsten Gesprächen dahinschreitenden Universitätslehrer den mutwilligen Hornisten vermutete.

Zu derselben Zeit gingen in Bonn die wunderlichsten Gerüchte über Kinkels Verhältnis zu Johanna. Das Presbyterium zu Köln sandte den Pastor Engels nach Bonn, um Kinkel wegen der Reinheit der Lehre, der Amtstreue und seines sittlichen Wandels zu einer Erklärung zu veranlassen. Das Presbyterium nahm Anstoß unter anderem daran, daß Kinkel mit Frau Mathieux im „Hirzekümpchen", einem Kaffeelokal Bonns, gemeinsam Kaffee getrunken habe; auch könne es die Heirat mit einer Katholikin, die von ihrem Manne geschieden sei, bei einem Geistlichen nicht billigen. Kinkel hat dem Herrn Pastor in jener Vermahnung gründlich gedient und den Diener am Worte des Herrn auf die Augsburger Konfession und den Heidelberger Katechismus verwiesen, die diesen Fall ausdrücklich vorgesehen haben. Im übrigen bestritt er der Aufsichtsbehörde mit klaren und deutlichen Worten das Recht, sich um sein Verhältnis zu Johanna zu kümmern, „selbst wenn es sich so verhielte, wie man vermute". Sechs Tage darauf wurde Kinkel als Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde zu Köln abgesetzt[2]).

---

1) Seit 1899 in Darmstadt.

2) Johanna ging auf ihres Gatten Stellung zu den Frommen in ihrem Brief vom 26. September 1849 ein, indem sie schrieb:

„In Bonn hatte sich eine Muckerclique festgesetzt. Kinkel fuhr ihnen wie ein Adler durch ihre Spinngewebe und riß die akademische Jugend mit sich fort. Als Eichhorn auf dem Gipfel seiner Macht stand, kroch bei seinem Besuche in Bonn die Professorenweisheit vor ihm und nahm stumm seine Forderungen hin: daß sich die Wissenschaft der Orthodoxie unterzuordnen habe. Die Gründe, die man vorschob, waren ganz ähnlich dem alten Prozeß, daß

Digitized by Google

Am 29. Juni 1841 sollte das erste Stiftungsfest des Bundes gefeiert werden. Seit Kinkel infolge seiner amtlichen Disziplinierung selbst seine Freunde flohen und seine Gegner mit bitterem Hasse verfolgten, waren auch zwei Mitglieder dem Bunde untreu geworden, Leo Hasse, dem Kinkel das herrliche Lied: „Der Welt Trotz" nachsang, und Alexander Kaufmann, dem eins seiner vorzüglichsten Gedichte: „Einem Verlorenen" gilt. Statt der Ausgeschiedenen traten zwei neue Mitglieder ein, Karl Fresenius und Jakob Burckhardt. Außerdem war Willibald Beyschlag schon vorher eingetreten. Geboren am 5. September 1823 in Frankfurt a. M., studierte er in Bonn 1840 bis 1842 und 1843 bis 1844 Theologie und wurde später Professor der Theologie an der Universität Halle[1]). Außer einer großen Zahl hervorragender theologischer Schriften veröffentlichte er „Godofred" 1888 und „Blütenstrauß vom Lebenswege" 1893. Er ist auch der Verfasser des interessanten Werkes: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre. 2. Auflage, Halle, 1896, das indes viel einseitiges Material für die Beurteilung Kinkels und seiner Zeit bietet. Zwischen diesen beiden, dem sechsundzwanzigjährigen Privatdozenten und dem achtzehnjährigen Studenten entstand bald nach ihrer Bekanntschaft eine innige Freundschaft. Beyschlag sagt selbst, daß im Sonnenschein eines solchen Freundesverkehrs sein jugendlicher Geist die schönsten Blüten getrieben habe, deren er zur Zeit fähig war (S. 117 a. a. O.). Das Ehepaar Kinkel wußte nach Beyschlag das Leben poetisch zu verschönen und mit einem Schimmer des edelsten geistigen Genusses zu verklären. Die schönsten Feierstunden seines Lebens (S. 121) sind im Frühjahr 1842 die Buchtfahrten auf dem Rheine, wo bei Maiwein und Gesang so manche poetische Stunde in vollen Zügen genossen wurde. Vergleiche auch das Gedicht: „Es glänzet zwischen dunkeln Bäumen" (S. 122). Beyschlags bester Freund war um diese Zeit Karl Fresenius, der gleichfalls dem Maikäferbunde beigetreten war.

Leider ist die innige Freundschaft zwischen Beyschlag und Kinkel im Laufe der Zeit vielfach getrübt worden. Wenn sich Beyschlag hierüber gelegentlich äußert, so muß man hierin seine Offenheit rückhaltlos anerkennen. Die Weltanschauung der beiden Freunde war zu sehr von einander verschieden, als daß auf die Dauer eine Harmonie der

---

es unchristlich sei, zu lehren „die Erde dreht sich um die Sonne". Kinkels Vertheidigung war von der Censur unterdrückt, „weil es unstatthaft sei, das Verfahren der Vorgesetzten zu tadeln". Kinkel hat die befreite Presse nicht dazu benutzt, jene Geschichte aufzuwärmen und seine persönlichen Verfolger offen zu beschämen, aber es ist eine alte Wahrheit, daß gemeine Naturen durch nichts ärger zum Haß und zur Rachsucht entflammt werden, als indem man mit ihnen Großmuth übt."

1) Gestorben 25. Nov. 1900 daselbst.

Digitized by Google

Geister hätte bestehen können. So schätzenswert daher die gelegentlichen Mitteilungen über Kinkel und den Maikäferbund sind, so berührt es geradezu peinlich und erscheint es zum mindesten unverständlich, wenn Beyschlag, eine überwiegend kritische Natur, (S. 355) folgendes schreibt: „So sollte ich zur Steuer der historischen Wahrheit und zur Aufklärung der Rheinprovinz (sic!) über einen nach großen Hoffnungen verloren gegangenen Sohn einen Aufsatz über Kinkels Entwickelungsgang schreiben. Das Thema war zeitgemäß, da Kinkels Irrgang und Schicksal weite Kreise bewegte und seine Person durch einen unreifen und radikalen Biographen Namens Strodtmann soeben in ein ganz falsches Verherrlichungslicht gerückt worden war. Und es konnte mich, der ich dem Kinkelschen Ehepaare so nahe gestanden, allerdings reizen, das psychologische Problem einer Individualität zu lösen, deren Innerstes nach meinem Verständnis weder wissenschaftlicher Trieb noch poetische Begabung, sondern praktische Energie war, und die infolgedessen nach dem Verlorengehen der demütigen christlichen Lebensziele auf den Weg der politischen Großmannssucht hatte geraten müssen. Andererseits widerstrebte es mir, eine solche psychologische Analyse an dem noch Lebenden, dem ich so nahegestanden, öffentlich vorzunehmen; erst als mein Bruder meine Bedenken bekämpfte und mich wie zu einer Pflichterfüllung antrieb, gab ich mich an die Arbeit und schrieb zu zwei Drittel hin; aber ich war nicht böse, als hernach die Uebernahme neuer Berufsaufgaben die Vollendung und Veröffentlichung hintanhielt."

Wir sind dem Herrn Professor auch nicht böse und freuen uns mit ihm, daß er diese Arbeit nur zu zwei Drittel vollendet hat. Zu einer objektiven litterarischen und künstlerischen Würdigung des Dichters scheint er nach dem Vorhergesagten am allerwenigsten berufen zu sein; freuen wir uns, daß er als Diener am Worte Gottes die „demütigen christlichen Lebensziele" nicht verloren hat und auf keinen falschen Weg geraten ist. Wenn er Strodtmann einen „unreifen" Biographen nennt, so mag man darin dem Herrn Professor nicht Unrecht geben, da Strodtmann bei Niederschrift der Biographie erst einundzwanzig Jahre alt war. Aber hat denn der Herr Professor nicht die Biographie des hoffentlich vor seinen Augen „reifen" Biographien Otto Henne am Rhyn zu Zürich gelesen[1])? Die Rheinprovinz brauchte im übrigen zur „Steuer der historischen Wahrheit" und zu ihrer eigenen Aufklärung auf Herrn Beyschlag nicht zu warten. Sie hat sich selbst aufgeklärt. Doch genug hiervon! Immerhin können wir es dem Urteile der Nachwelt getrost überlassen, über die „poetische Begabung" Kinkels weiter zu entscheiden. Jedenfalls wird der „Blütenstrauß vom Lebenswege" längst verwelkt sein, wenn „Otto der Schütz" in unvergänglicher neuer Kraft die Herzen der Deutschen weiter erobern wird. Daran wird

1) Vergl. auch Schorn, Lebenserinnerungen II, S. 52 u. 53.

Digitized by Google

auch der Umstand nichts ändern, daß nach der Meinung des Herrn Professors dem Dichter „die demütigen christlichen Lebensziele verloren gegangen sind." Wir verweisen auch auf einen hoffentlich „reifen" Biographen, den Litterarhistoriker Hermann Kurz, Band IV, Seite 213. Im übrigen werden wir am Schlusse unserer Abhandlung auf ein wesentlich richtigeres Urteil über Kinkel zurückkommen, das ein berufener Kenner und Kritiker, Wolfgang Müller von Königswinter, über seinen Freund gefällt hat.

Von Interesse für die Beurteilung Kinkels und seiner damaligen theologischen Freunde sind auch einige uns vorliegende Briefe aus der Jugendzeit. In einem Briefe an einen Studienfreund (?), Pastor Krafft in Elberfeld, sagt Kinkel (10. April 1842): „In der Litteratur ist Schweigen die Parole. Die Lyrik ist seit den sechs politischen Dichtern kaput. Kein Schade. Das Drama wird nun an die Reihe kommen und lebhafter alle Stände, Loge wie Galerie, fassen, als es die aristokratische Romantik thun konnte." Und in dem Briefe vom 7. August 1841: „Sie mögen mich behandeln, wie sie wollen, ein ehrlicher Junge hoffe ich zu bleiben heut und immerdar, und denen treu, die nicht zuerst von mir abfallen." Am 18. März 1842: „Im Namen des Gottes, der über dir und mir und über allen Gestaltungen der Menschheit ist. . . . Heute empfange ich seit einem vollen Jahre den ersten persönlichen Beweis, daß die protestantische Kirche ihren Prinzipien nicht völlig untreu geworden ist; denn ich ahne eine Versöhnung mit einer Gemeinschaft, die mich so lange ausgestoßen hatte. In Demut habe ich des Rufs gewartet, nun ist er da; wohl fühle ich gerade jetzt meine Unwürdigkeit, doch ich denke an den Gral und an Immermanns großes Wort:

Des Menschen That, die einzig kenntliche
Ist: fühlen sich im Stande der Erwählten!"

In dem Briefe vom 25. Mai 1843 aus Schloß Poppelsdorf (Himmelfahrt 1843) zeigt er seinem Freunde seine am 22. Mai mit Frau Johanna Mockel geschlossene Ehe an: „Wir wünschen sehr, daß du bei einem Besuche in Bonn dich von unserm Glücke persönlich überzeugst — einem Glücke, wie mein Leben bis jetzt kein ähnliches erfahren hat. Möge dir Kraft und trotziger Mannesmut bleiben, auch wenn dumpfe Atmosphäre der Geistlosigkeit und kaufmännischen Weltsinns dich umgiebt". (Der Adressat lebte damals im Wupperthale.)

Es ist dies derselbe Pastor und christliche Amtsbruder, der (nach dem Biographen Kinkels, Henne am Rhyn, S. 56) Kinkel im Kerker zu Rastatt zu bekehren suchte, von ihm sogar Trennung seiner Ehe verlangte und nach dem Fehlschlagen seiner Versuche den General von der Gröben gegen den Gefangenen bearbeitete [1]). Gott bewahre mich

1) Vergl. VIII dieses Buches: Geistiges und künstlerisches Leben im Wupperthale: Friedrich Roeber und sein Kreis.

Digitized by Google

vor meinen Freunden! Sind das die „demütigen christlichen Lebensziele", von denen Beyschlag spricht? Diesem unbegreiflichen Verhalten seiner früheren Amtsbrüder stellen wir das uns vorliegende Schreiben des Königlichen Konsistoriums zu Koblenz vom 3. August 1846 an die Pfarrer der Synode gegenüber, das folgendermaßen lautet: „Ew. Hochwürden veranlassen wir, den Pfarrern Ihrer Synode bekannt zu machen, daß wir den Kandidaten des Predigtamts, Dr. Gottfried Kinkel in Bonn, nachdem derselbe zum Professor extraordinarius in der philosophischen Fakultät zu Bonn ernannt worden ist, die erbetene Entlassung aus dem Kandidatenstande unter Anerkennung seiner früheren wissenschaftlichen und praktischen erfreulichen Leistungen auf dem theologischen Gebiete gewährt haben."

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Maikäferbund und seinen Mitgliedern zurück. Und da ist vor allen Karl Fresenius, der nachmalige Chemiker und Naturforscher, zu nennen. Karl Fresenius wurde am 26. Dezember 1818 zu Frankfurt a. M. geboren. Er studierte in Bonn von 1841 ab Chemie und Naturwissenschaften und wurde 1845 ordentlicher Professor der Chemie, Physik und Technologie am landwirtschaftlichen Institut zu Wiesbaden; als Schriftsteller ist er lediglich in seinem Berufe aufgetreten. Sein Name ist über die Grenzen unseres Vaterlandes weit hinaus bekannt geworden.

Ferner trat dem Bunde bei Jakob Burckhardt, geboren 25. Mai 1818 zu Basel. Er studierte 1841 in Bonn Theologie und Geschichte, wurde Professor der Kultur- und Kunstgeschichte zu Basel und ist der Verfasser verschiedener hervorragender Werke, die außer einer lichtvollen und geistreichen Darstellungsweise eine ungewöhnliche Litteratur- und Quellenkenntnis verraten. In dem ebenso gründlichen wie künstlerisch ausgeführten Werke: „Die Zeit Konstantins des Großen" (Basel 1853) schildert er den Uebergang aus dem Altertum zum Mittelalter, wie er in dem epochemachenden Werke: „Die Kultur der Renaissance in Italien" (Basel, 1860) ein geist- und inhaltreiches Gemälde des Ueberganges vom Mittelalter zur neuen Zeit giebt.

Seit 1893 hatte Burckhardt seine Vorlesungen an der Basler Hochschule eingestellt; die fünf Jahre, die ihm noch vergönnt waren — er starb im Jahre 1897 —, hat er dazu benutzt, auch über den Tod hinaus der großen Gemeinde nahe und gegenwärtig zu bleiben, die in ihm seit Jahrzehnten einen ihrer vornehmsten Lehrer sah. Aus der Fülle der Anschauung und Erinnerung hat er in seinem letzten Werke: Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien (Das Altarbild. Das Porträt in der Malerei. Die Sammler) IV (Basel, 1898) mit reicher und sicherer Hand Schätze auf Schätze hergegeben. Er war von je ein Meister des Stils, aber das Alter hat ihm noch eine ganz besondere Schönheit des Ausdrucks verliehen, sodaß das ganze Buch als ein verklärter Hymnus auf die Kunst erscheint, die es feiert. In der Zeit

Digitized by Google

des Maikäferbundes schrieb er seinen Aufsatz: „Die vorgotischen Kirchen am Niederrhein", der den feinfühligen und geistvollen Kunstkritiker schon in seiner Jugend verrät. Zu dem Jahrgang 1841 des „Maikäfer" hatte er sechzehn Nummern Lyrik beigesteuert; später blieb er korrespondierendes Mitglied. Als solches lieferte er dem Maikäfer das Liederspiel: Die Teufelsmauer und die Fortsetzung eines Romans vom Kandidaten Schnipselius. Aus dem Nachlaß Burckhardts gab Jakob Oeri heraus: „Griechische Kulturgeschichte", Band 1 u. 2. Berlin und Stuttgart, 1898, W. Spemann [1]). Die Schöpfungen Jakob Burckhardts auf dem Gebiete der Kunstgeschichte sind derartig epochemachend, daß er wohl mit Recht als das bedeutendste Mitglied des Maikäferbundes bezeichnet werden darf [2]).

Bei Gelegenheit des ersten Stiftungsfestes des Maikäferbundes wurde zunächst der gefeierte Dichter des Rheinliedes, Nikolaus Becker, zum Ehrenmitglied ernannt. Als Ehrengäste waren Herr und Frau von Binzer [3]) aus Köln und auch Arnold Schlönbach eingetroffen. Die männlichen Mitglieder versammelten sich um zehn Uhr in Kinkels Wohnung und zogen darauf vom Poppelsdorfer Schloß in die mit Blumen und Guirlanden bekränzte Wohnung der Königin Johanna in der Josephstraße. Dort waren die Damen Fräulein Auguste Heinrich [4]),

1) Vergl. auch H. Trog: Jakob Burckhardt. Eine biographische Skizze. Basel 1898. R. Reich. E. Gothein in den Preußischen Jahrbüchern, Band 90, S. 1—33. C. Neumann in der Deutschen Rundschau, Band 94, S. 374—400.

2) Vergl. Grenzboten II 1899, Heft 15: Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte.

3) August Daniel Binzer ist der Dichter des Burschenschaftsliedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" und des Liedes: „Stoßt an, Jena soll leben."

Der frühere Reichskanzler Fürst Hohenlohe hat ein Sonett an August Daniel von Binzer, den alten Burschenschafter, das 1866 entstanden ist, gerichtet:

An A. von Binzer.

Den frohen Sinn der Jugend zu erhalten,
Wenn auch das Alter schon die Locken bleicht,
Das ist's, was jeder wünscht, doch schwer erreicht,
Weil nur dem Glücklichen es vorbehalten.

Ob wir nun fröhlich mit den Stunden schalten,
Ob ihr phlegmatisch durch die Tage schleicht,
Und ob's im Busen stürmet oder schweigt,
Es muß das Herz doch nach und nach erkalten.

Doch seh' ich dich, so schwindet all mein Zagen;
Denn ungebeugt im Kampfe mit der Welt
Hast du das Alter aus dem Feld geschlagen.

Wer sich den Mut in diesem Kampf erhält,
Der bleibt, mag auch das Herz ihm leiser schlagen,
Von ew'ger Jugend Sonnenschein erhellt.

4) Lebte längere Zeit als Lehrerin in London, wohnt zur Zeit in Bonn.

Digitized by Google

Mala Thormann [1]), Mathilde Heuberger [2]), Anna Goldfuß [3]) und Linda Bernd [4]) schon als Gäste versammelt. Hier eröffnete Kinkel das Fest mit einer geistvollen Rede über die Tendenz, die Geschichte und den gegenwärtigen Bestand des Vereins und die Leistungen seiner Mitglieder. Dann erfolgte die Verlosung der Reihenfolge, in der die Preisaufgaben über Otto den Schützen — das diesmalige Thema — zur Vorlesung kommen sollten. Man sang das von Alexander Kaufmann gedichtete und von Johanna in Musik gesetzte Maikäfer-Nationallied.

Maikäfer flieg!

Maikäferlein wollt freien gehn,
Maikäfer flieg!
Goldkäfer sprach: So sei doch klug!
Bist ja noch lang nicht schmuck genug,
Maikäfer flieg!

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?
Maikäfer flieg!
Ei wie man nur so fragen kann!
Schaff dir erst goldne Flügel an,
Maikäfer flieg!

Maikäferlein wollt freien gehn,
Hirschkäfer sprach: So sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug.

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?
So schaff dir erst ein Prachtgeweih,
Als ob dein Vater König sei.

Maikäferlein wollt freien gehn,
Mistkäfer sprach: So sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug.

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?
Paß auf und höre meinen Spruch:
Schaff erst dir guten Wohlgeruch.

Maikäferlein flog weit und breit,
Wo kauft man goldne Flügelein
Und Hirschgeweih und Düfte fein?

Maikäferlein flog lang umher
Und ward ein alt Maikäferlein
Und blieb doch, wie Maikäfer sein.

Maikäfer ward betrübet sehr
Und sprach: Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt und kriege kein!

Und was man lernt aus der Geschicht?
Maikäfer flieg!
Wer alt ist, kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör, bedenk dich nicht zu sehr,
Maikäfer flieg!

Am Nachmittage las Johanna das von ihr verfaßte Liederspiel „Otto der Schütz" in einem Aufzuge vor. Dann las Kinkel sein unsterbliches Epos „Otto der Schütz" vor, das ihn als einen der ersten und besten Epiker der deutschen Litteratur bekannt gemacht hat. Nach der Mitteilung der Zeitgenossen [5]) fühlten die stumm an den Lippen

1) Ist schon im zwanzigsten Lebensjahre in Bonn gestorben.

2) Sie war die Tochter des Landrats Heuberger zu St. Goar, der mit Freiligrath und Geibel befreundet war. Vergl. Levin Schücking a. a. O.

3) Tochter des bekannten Zoologen Professor Goldfuß, Schülerin von Johanna Kinkel; die Eltern wohnten mit Kinkels im Poppelsdorfer Schloß. Anna heiratete später Herrn de Weerth zu Elberfeld, wo sie am 19. Sept. 1900 als Wittwe starb.

4) Lebt noch in Bonn. Sie schreibt an den Verfasser 4. November 1898: Es war uns Gästen immer ein beklemmendes Gefühl, über den Wert der Arbeiten ein Urteil abzugeben, wo bedeutende Männer wie Simrock, Kinkel und aufstrebende Talente dazu beitrugen. Ich selbst hatte öfters die Aufgabe, zu irgend einer Dichtung die Aquarellvignette zu liefern; auch Frau Johanna lieferte drastische und oft urkomische Bildchen zu heitern Erzählungen.

5) Vergl. Strodtmann, S. 258.

Digitized by Google

des Vorlesers hängenden Zuhörer, „daß seit dem Mittelalter die deutsche Litteratur nicht eine erzählende Dichtung besäße, die sich an Lieblichkeit und Frische mit diesem Epos messen dürfte, das Kinkel im Rausch seiner neuen Liebe in kurzer Zeit vollendet hatte. Die reinste und bezauberndste Sinnlichkeit der Natur, an der es unserer Poesie so sehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verse hervor, und die Verherrlichung einer edelen Minne verbreitete ihren rosigen Schein über die lauschenden Jünglinge und Jungfrauen.“ Dann folgte ein Romanzenkranz von Schlönbach und ein humoristischer Cyklus von zwölf Orgelliedern: „Das Schützenlied. In zwölf Volkstönen, gar lustig zu lesen und zu hören.“ Nicht enden wollender Beifallsturm brach gegen Ende der Vorlesung aus, und bescheiden beugte der Dichter seine Knie vor der Königin, die ihm den Lorbeerkranz um die Stirn legte. Die Eindrücke des vergangenen Tages gipfelten bei dem Dichter in dem Gedanken an seine und des Maikäferbundes Königin.

Die Maikäferzeitung brachte im Herbst desselben Jahres die Beschreibung einer Reise nach Nürnberg, die Kinkel mit seinem Freunde Fresenius gemeinsam unternommen hatte. Im Verkehr mit den Mitgliedern des Bundes fand Kinkel reichen Ersatz und Trost für das Unrecht, das ihm die Welt wegen seines Verhältnisses zu Johanna zufügte. In seinem Kreise verkehrte auch der geistreiche Dichter des Scipio Cicala, Universitätskurator Joseph von Rehfues (geb. 1779 zu Tübingen, gest. 1843 zu Bonn).

Als neue Mitglieder traten im Jahre 1842 hinzu Hermann Behn-Eschenburg[1]), Wilhelm Seibt[2]), Albrecht Schöler[3]) und A. Wolters[4]), von denen nur Schöler ein dichterisches Talent hatte.

Ein weiteres poetisches Fest feierte darauf der Bund durch eine Aufführung der Goethischen Iphigenie, mit deren Vorbereitung die Genossen lange Zeit beschäftigt waren. Ein auserwählter Kreis von Professoren, Bonner Familien mit ihren Damen füllte das eine Zimmer der Direktrix in der Wohnung zu Poppelsdorf, das andere mit seiner Flügelthür war die griechisch-einfache Bühne. Johanna spielte die Iphigenie, Andreas Simons den König, Schöler den Arkas, Kinkel den Orestes und Beyschlag den Pylades. Der letztere sagt von dieser Aufführung (S. 129): „Als wir nun so im griechisch-skythischen Kostüm,

---

1) Nachmals Professor in Zürich und daselbst gestorben.

2) Lebt als emeritierter Lehrer zu Frankfurt a. M

3) Schöler, geb. 11. Februar 1819 zu Winningen an der Mosel, studierte von 1841 bis 1844 zu Bonn Theologie, wurde später Pfarrer zu Andernach, wo er am 5. Januar 1863 starb. Er ist der Verfasser der „Geschichte des Hunsrücker Chronisten“ (1860 bis 1863). Er schrieb 1846 für den Maikäfer: „Das Mosel-Märchen“, das nicht ohne Geist und Geschmack ist.

4) Albrecht Wolters, nachmaliger Pfarrer zu Bonn, später Professor zu Halle, geboren 25. August 1828, gestorben 29. März 1878.

Digitized by Google

Kinkel und ich im Chiton und farbigen Ueberwurf, mit silbernen Stirnbändern in den gleichgescheitelten dunkelen Locken, im Glanz der Lichter standen, ward uns die Dichtung zur Wahrheit, und wir machten unsere Sache so gut, als man von uns erwarten konnte. Die Darstellung erntete reichen Beifall und mußte an einem folgenden Tage noch einmal wiederholt werden; daran schloß sich ein übermütig fröhlicher Abend."

Um die Fastnachtszeit wurde darauf im Poppelsdorfer Schlosse der Goethische Bürgergeneral aufgeführt und der Aufführung ein aus der spanischen Tagesgeschichte geschöpftes Fastnachtsspiel hinzugefügt. Hierbei machte namentlich die junge bildschöne Tochter eines Bonner Professors, Anna ....., als junge Bäuerin im roten Mieder, weißen Häubchen und kurzen Kleide und wiederum als spanische Majestät im Purpurmantel, eine Krone auf dem aufgelösten reichen goldblonden Haar, dem jungen Willibald Beyschlag das Herz schwer (S. 189). Vgl. auch S. 198 ff., wo Anna die Kränze und Guirlanden aus dem Walde bei der „Rosenburg" für das Stiftungsfest 1844 geholt und damit die Festräume geschmückt hatte. Um zehn Uhr morgens begann die Vorlesung. Fünf Arbeiten waren da. Zuerst las Beyschlag sein „Frühröschen", dann Wolters, dann Ackermann [1]). Der erste ein Märchen „Halloh und Hallih", der andere „Die letzten Romantiker und die letzten Abergläubischen". Kinkel las nachmittags nach dem Festessen „Im Heideweg" zu Endenich seinen „Grobschmied von Antwerpen", dann Johanna noch einen kleinen Schwank. Bei der Preisverteilung erhielt Kinkel den ersten, Beyschlag den zweiten, Wolters den dritten Preis. Hinterher wurde verraten, daß auch Wolters eine Stimme für den ersten Preis gehabt habe, und zwar die von Karl Simrock, der zum erstenmale in diesem Kreise erschienen war. Auch Beyschlag erhielt eine Stimme von der Angebeteten seines Herzens, der schönen Anna, der er als Nachbar bei Tische einen Kranz mit weißen Rosen aufsetzte; sie sah bezaubernd aus, wie die Königin des Festes, aber unbewußt (S. 201). Den Namen der schönen Anna verschweigt des Sängers und weiland Professors Höflichkeit wohlweislich. Was ist aus Anna geworden? Vielleicht verrät es uns der Nachlaß des damaligen Jugendfreundes, wenn wir seine „hintangehaltene bis zu zwei Drittel vollendete Arbeit über Kinkel" kennen lernen.

Vom Jahre 1843 bis 1845 wohnte das Kinkelsche Ehepaar im Schlosse Clemensruhe zu Poppelsdorf. Ueber die Feier des Stiftungsfestes spricht sich Johanna in ihren Erinnerungen folgendermaßen aus: Im Schlosse Clemensruhe bei Bonn, wo wir während unserer Ehejahre wohnten, wurden diesem Feste zu Ehren zwei Zimmer reich mit Blumen geschmückt, deren eins die freie Aussicht über den Schloßgarten nach dem fernen Siebengebirge gewährte. Der ätherblaue Hintergrund

1) Vergl. Beyschlag, Blütenstrauß

Digitized by Google

hob sich reizvoll gegen die dunkelgrünen Laubgewinde ab, die in Form eines gotischen Bogens die Thüröffnung bekleideten. Im Halbkreis saßen Männer und Frauen, die sinnenden Häupter mit Kränzen von Epheu und Rosen geschmückt, und bildeten das Gericht über die jüngsten Werke des heiteren Bundes, die hier zum erstenmal zum Vortrag kommen sollten. Dies Fest war von einem wahrhaft griechischen Hauche verklärt. . . . Hier saß Karl Simrock, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldensanges noch einmal aus den Fluten deutscher Vergangenheit förderte. Vor seinem ernsten Auge, vor den schweigsamen Lippen zitterte jeder junge Dichter. Und spät abends, wenn der Wettstreit beendet war, wie verwandelten sich die strengen Züge unter dem Kranz dunkelroter Rosen, wenn der Becher kreiste und die Scherze sprühten! So muß Anakreon um sich geschaut haben, alles zur wonnigsten Heiterkeit mit sich fortreißend. Hier entzückte uns Emanuel Geibel durch sein wundervolles Talent des Improvisierens, das an Glanz der Bilder, an Schönheit der Verse kaum seinen gefeilteren Liedern etwas nachgab."

Johanna lieferte im Jahre 1843 für den Maikäfer das Stück: Der letzte Salzbock, politisches Drama in fünf Aufzügen, eine Satire, deren Held als Missionar in China wirkt; Kinkel schrieb für das Blatt „Friedrich Rotbart in Suza" oder „Vasallentreue", ein schon im Juli 1841 geschriebenes Lieder- und Lustspiel in drei Aufzügen. Jakob Burckhardt sagt darüber in seinem Briefe an Kinkel vom 3. März 1843: „Der letzte Salzbock hat mächtig gewirkt, und ich will Hans heißen, wenn so etwas anonym auf dem Bonner Theater vorgebracht nicht besser amüsierte, als alle französischen Konversationsstücke". Und in dem Briefe vom 15. März 1843: „Ihr »Friedrich in Suza« müßte sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen. Es geht die Sage, Sie hätten ihn binnen vierundzwanzig Stunden geschrieben, was ich nicht fasse."

Johanna Kinkel schreibt am 17. Juni 1843 an einen Freund: Burckhardt und Emanuel Geibel waren bei unserer Hochzeit; nach der Trauung fuhren wir nach Rolandseck zu einem fröhlichen Mahl. Geibel improvisierte ganz prächtig, und erhöhte dadurch mehr und mehr die Stimmung der Gäste. Abends war noch ein Fest im elterlichen Hause, das sehr schön mit Blumen geschmückt war, und wo nebst einer von der Mutter äußerst behaglich eingerichteten Bewirtung, Musik und Poesie wieder das Beste zur allgemeinen Lust beitrugen. Die folgende Woche brachten wir einsam in unserm Schlößchen zu, dann reisten wir die Mosel aufwärts bis Trier, darauf nochmals rheinaufwärts bis nach St. Goar, wo wir mit Freiligrath und Geibel ein paar kostbare Tage verschwärmten. Die Frau des Ersteren gewann mir ganz das Herz, und ich zähle sie zu den edelsten Erscheinungen, die mir begegnet. Der Mann ist auch eine herrliche Persönlichkeit voll Bildung und Treuherzigkeit.

Digitized by Google

Jetzt haben wir uns in die Arbeit gestürzt, und werden uns hoffentlich ganz leidlich durch die Welt bringen, trotz allen Streichen der frommen Leute, die ein gottgefälliges Strafgericht über uns verhängen möchten. Wir sind so lustig wie die Kinder, und selbst die alten Eltern werden vor Freude an uns wieder jung. So oft wir nach Bonn kommen, freut sich das ganze Haus. Der Vater hat nie so wohl ausgesehen, und die Mutter vergißt Gicht und dumme Mägde, wenn der Gottfried seine Witze losläßt.

Mein Mann läßt sich Ihrem Hause bestens empfehlen. Ach kännten Sie ihn doch, um zu fassen wie unsäglich glücklich ich bin!

Schloß Poppelsdorf, 1. April 1844.

Geibel, von dem Du mir schreibst, hat uns im Sommer oft besucht. Er war schon Freund meines Mannes, ehe ich ihn in Berlin kennen lernte. Auf dem Stiftungsfest unseres poet. Vereins war er auch. Das war ein unvergeßlich schöner Tag. Durch einen Bogen von frischem Epheu und blühenden Rosen sah man hinaus in das himmlische ferne Land, wo der Rhein an den Siebenbergen hinströmt; unser Freundeskreis saß bekränzt im Halbrund, und die Dichter lasen ihre für dies Fest frisch geschaffnen Werke. In drei Monaten kommt der Tag wieder, doch wird diesmal der Geibel schwerlich so nahe sehn, um mit Anteil zu nehmen.

den 2. April 1844.

Liebe Emilie!

Das Frühlings-Erwachen ist himmlisch schön hier, ich wünschte Dir nur Einen Blick jetzt aus meinem Fenster. Es ist ein Paradies, das man nie ausgenießen kann. Mein Mann ist unbeschreiblich gut und lieb, ich kann ihn nie verdienen.

Auch das Jahr 1844 wurde für den Maikäferbund fruchtbringend. Dem engeren Anschluß an den Bonner poetischen Kreis und dem Verkehr mit den rheinischen Dichtern verdanken wir die schönsten Dichtungen der rheinischen Poeten. Schon früher gehörte dem Kreise an der talentvolle Laurentius Lersch (geb. 16. Juni 1811 zu Aachen; er studierte in Bonn 1829 Philologie und von 1836 ab Jurisprudenz und starb dort den 12. Mai 1849). Er ist der Begründer des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, der Verfasser der Dichtungen: Religiöse Gedichte (1832 bis 1834) und Der gute Gerhard von Köln (1845).

Jetzt wurde auch Ferdinand Freiligrath, der im Sommer 1844 auf seiner Reise nach Belgien einige Zeit in Bonn verweilte, ein Freund des Bundes. In der „Krone" zu Aßmannshausen, wo jetzt sein Denkmal den Rhein und seine Berge begrüßt, hatte Freiligrath gerade sein „Glaubensbekenntnis" vollendet und wollte von seinen Freunden —

Digitized by Google

vielleicht für immer — Abschied nehmen. In Bonn legte er die kühnen Gedichte, die von glühender Sehnsucht nach Freiheit und Völkerglück durchweht waren, dem Kreise der Freunde vor, von denen die meisten von einem gewissen frommen Schauder ergriffen wurden. Nur Kinkel verstand den Seelenschwung des kühnen Freiheitssängers und zog, als er an den Ufern des Rheins entlang mit ihm wandelte, den Freund fest und glühend an sein Herz.

Die Erfolge, die Kinkel mit der Zeit durch seine akademische Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte errungen hatte, brachten auch manchen frühern Freund dem Kreise des Maikäferbundes wieder näher. Der „verlorene" Rosenkäfer Alexander Kaufmann trat wieder in den Bund als treues Mitglied ein. Außerdem erwarb der Verein neue Mitglieder in Franz Beyschlag, geb. am 6. August 1826 zu Frankfurt a. M. Er studierte in Bonn Theologie, wurde evangelischer Prediger in Neumied am Rhein, wo er am 3. Januar 1856 starb. Er ist der Verfasser von „Heideröschen", Nachgelassene Gedichte, herausgegeben von seinem Bruder 1862.

Dann in W. Ernst Ackermann, geb. am 14. Oktober 1821 zu Königsberg. Er studierte 1843 in Bonn Theologie, Philosophie und Geschichte, er verweilte hierauf als Erzieher in einer russischen Familie in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, und erlag hier am 14. Juni 1846 dem Nervenfieber. Johanna sagt von ihm: „Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut W. Ernst Ackermann mit seinem lavasprühenden Geist durch unsre Reihen. Zu schrankenlos, um ein Gebild reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindlich, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten (1847), stand schon auf der Stätte, wo er vor einem Jahre noch in wildester Jugendentzückung geschwärmt, ein unberührter Pokal, seinen Manen geweiht." Nach seinem Tode erschien: Aus dem poetischen Nachlasse, 1848.

Auch Wilhelm Junkmann trat dem Bunde bei. Er ist geboren am 2. Juli 1811 zu Münster und studierte 1834 in Bonn Philologie. Später besuchte er von 1845 bis 1847 wieder die Universität Bonn, um dort das Doktoreramen abzulegen. Im Jahre 1855 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte an die Universität Breslau berufen, wo er am 3. November 1886 starb. Seine Schriften auf litterarischem Gebiete sind: Elegische Gedichte, 1836. Gedichte, 1844.

Gleichzeitig mit Alexander Kaufmann trat nunmehr Karl Simrock, der sich nach der Sitte der Bonner Professoren anfangs etwas vornehm zurückgehalten hatte, als Mitglied dem Bunde bei.

Karl Joseph Simrock, geboren am 18. August 1802 zu Bonn (dort gestorben am 18. Juli 1876), bezog 1818 die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studieren. A. W. Schlegels Vorlesungen

Digitized by Google

über deutsche Sprache und Litteratur entfachten in dem Geiste des talentvollen Jünglings die Vorliebe für die Litteratur. Seit 1822 in Berlin fand seine Neigung zur altdeutschen Sprache und Litteratur durch Lachmanns Vorlesungen neue Nahrung. Im Jahre 1822 Auskultator und 1826 Referendar beim Kammergericht in Berlin, wurde er 1830 wegen seines Gedichtes „Die drei Farben", in dem er die französische Julirevolution mit Begeisterung begrüßt hatte, aus dem Staatsdienste entlassen [1]). Auf seinem Weingute Menzenberg bei Bonn widmete er sich darauf ausschließlich dem Studium der altdeutschen Sprache und Litteratur und veröffentlichte im Laufe der folgenden Jahre eine Reihe der wertvollsten Arbeiten, teils Uebersetzungen, teils freie Bearbeitungen altdeutscher Denkmäler. Seine großen Verdienste um die deutsche Litteratur (Nibelungenlied, Amelungenlied) konnten denn auch auf die Länge der Zeit nicht unbeachtet bleiben, und so erfolgte 1850 seine Berufung als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an die Universität Bonn, an der er bis zu seinem Tod erfolgreich wirkte. Bei Gelegenheit der Enthüllung des Wolfgang Müller-Denkmals in Königswinter am 29. Juni 1896 wurde von dem Bonner Universitätsprofessor und Geheimen Justizrat Dr. Hermann Hüffer und von dem Verfasser die Ehrung dieses um die deutsche Litteratur so hoch verdienten Mannes durch ein Denkmal in seiner Vaterstadt Bonn angeregt, das im Laufe des Jahres 1902 durch den Denkmalausschuß in Bonn seiner Verwirklichung entgegensieht.

Von den auswärtigen Freunden wohnten dem Maikäferbunde auch Matzerath, Wolfgang Müller und der spätere Mitbegründer der deutschen Schillerstiftung, der geistreiche Schriftsteller Ludwig Braunfels bei (gest. als spanischer Konsul am 26. September 1885 zu Frankfurt a. M.).

Eine dichterisch fein beanlagte Persönlichkeit war Christian Joseph Matzerath. Er wurde als der Sohn eines Notars 1815 in Linnich bei Jülich geboren, studierte in Bonn die Rechte und ging darauf nach Köln zum dortigen Landgericht über. Im Mai 1840 Assessor, 1841 Hilfsarbeiter im Justizministerium wurde er darauf im Kultusministerium beschäftigt; dann trat er in den Verwaltungsdienst über und wurde am 1. Oktober 1847 Justitiarius bei der Regierung zu Aachen. Im Jahre 1856 wurde er Staatsmitglied der Köln-Mindener Eisenbahndirektion zu Köln, wo er in den Kreis seiner Freunde und Gesinnungsgenossen zurückkehrte. Ein schweres Augenleiden, das ihn fast ganz

---

1) In diesem Gedichte hieß es:

In drei Tagen ging ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit,
Weht am ersten noch die weiße Fahne,
Netzte sie der zweite rot mit Blut.

Digitized by Google

der Sehkraft beraubte, nötigte ihn, im Jahre 1866 sein Amt aufzugeben. Am 21. März 1876 starb er zu Köln.

Seine Gedichte geben Zeugnis von der großen Begabung für das Lyrische sowohl als für die kleinen epischen Formen, die Ballade, die Romanze und ganz besonders für die Idylle. Noch entschiedener tritt sein Talent in den Dichtungen hervor, in denen er sich selbstständiger bewegt, und die nicht weniger durch die poetische Durchdringung des Stoffes, als ihre reiche Sprache bemerkenswert sind.

Im Verein mit Simrock und Freiligrath gab er das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie" in zwei Jahrgängen (Köln, 1840 bis 1841) heraus. Außerdem Gedichte 1838 und Nachgelassene Gedichte 1877. In dem Jahrbuch finden wir u. a. die schönsten Gedichte von Wolfgang Müller von Königswinter, der sich hier noch C. W. Müller nennt (Wilhelm von Holland, Nächtliche Erscheinung zu Speyer, Deutschlands Wächter u. a.), Gedichte von Karl Immermann, Karl Simrock, Gustav Pfarrius, Ferdinand Freiligrath, Nikolaus Delius, Adolf von Marées, Levin Schücking, Nikolaus Becker, Wilhelm Smets, Gottfried Kinkel, Wilhelm Junkmann, J. M. Hutterus und Louise von Bornstedt. Matzerath singt in seinem Liede: Rheinlandschaft:

Die Siebenberge leuchten
Glüh auf im Abendschein,
Goldgrüne Wellen rollet
Der königliche Rhein.
Gefallen Burg und Zelle,
Der Bürger trägt die Wehr,
Wir brauchen keine Ritter
Und keine Mönche mehr!

Außerdem finden wir zum erstenmal hier Karl Simrocks: „Warnung vor dem Rhein."

Im Jahre 1844 wurde das Stiftungsfest des Maikäferbundes wiederum festlich begangen. Gottfried Kinkel gewann wieder den ersten Preis mit seiner erzählenden Dichtung: Der Grobschmied von Antwerpen. Johanna trug an diesem Tage ein reizendes Märchen aus ihrer humoristischen und satirischen Feder „Das vergessene Wort" zum Entzücken der Zuhörer vor. In diesem Märchen treten die Mitglieder des Bundes unter ihren Spitznamen auf, so Gottfried als Minister Urmaw(au), Abkürzung statt Urmaikäfer, Beyschlag als Balder, Schöler als Schölerissime, Bergknobold, Askan, Köbi (Jakob Burckhardt), Johanna endlich als Nachtigall. Auch in den folgenden Jahren waren die Mitglieder des Bundes nicht weniger fleißig und schöpferisch thätig; die alljährlich ausgeschriebene „Konkurrenz" brachte manche sinnige und künstlerische Gabe hervor.

Der siebente Jahrgang des „Maikäfer", auf Rosapapier geschrieben (1846), enthält zunächst ein modernes Märchen aus der Feder Balders (Beyschlag), „Das Geheimnis der Faulheit" von Kinkel, „Bruchstück

Digitized by Google

eines Moselliedes", „Die Weinhändler von Trarbach" von Johanna (die biederen Trarbacher hatten damals schon die Wein- und Liedermache erfunden), Musikalische Orthodoxie, eine Novelle von Johanna, „Margret", eine Erzählung von Kinkel, „Uberblick über die neuere Malerei in Belgien", „Engelbert der Heilige", eine biographische Skizze, „Elisabeth von Schönau", Mythologische Miscellen, Moselmärchen (letzteres von Albrecht Schöler in Winningen geschrieben), und eine große Anzahl Lieder und Dichtungen von Gottfried, Johanna, Beyschlag, Simrock („Dronomossan") und anderen.

Das Rundschreiben an die auswärtigen Mitglieder vom 5. Januar 1847 (Jahrgang 1847, in dem sich der Maikäfer auflöste) verlangte zur „Konkurrenz" für das nächste Stiftungsfest eine historische Novelle, die anderthalb Stunden zum Vorlesen nicht überschreiten durfte.

Alle diese Arbeiten bekunden, daß die Mitglieder des Maikäferbundes eine fleißige und geistreiche Feder führten, die ihnen und der deutschen Litteraturgeschichte nur zur Ehre gereicht.

Um diese Zeit war auch der „rheinische Poet" Wolfgang Müller von Königswinter dem Kreise der Bonner Dichter näher getreten. Rudolf Mayer-Krämer [1]) nennt ihn in seinem von ihm veröffentlichten „Briefwechsel Jakob Burckhardts mit Gottfried und Johanna Kinkel" Ehrenmitglied des Maikäferbundes.

Wolfgang Müller von Königswinter ist geboren zu Königswinter den 5. März 1816, er starb zu Neuenahr am 29. Juni 1873. Das deutsche Volk hat am 29. Juni 1896 diesem echt deutschen Dichter das wohlverdiente Denkmal in Stein und Erz an den Ufern seines von ihm besungenen Rheins in Königswinter gesetzt [2]). Wolfgang Müller, der von 1838 bis 1840 mehrere Semester in Berlin weilte, erwähnt fast in jedem Briefe Frau Mathieux, der er auch die Einführung bei Bettina in Berlin verdankte. Im September 1839 schreibt er an Alexander Kaufmann: „Der Matthieux (Johanna) danke für ihren Gruß und erwidere ihn. — — Sie ist auch in jeder Beziehung ein geniales Weib; sie versteht einen, und das thun zimperliche Gänse nicht," und in einem anderen Briefe: „Du führst mich zurück in die liebe Musenstadt, worin meine liebsten Erinnerungen haften. Trotzdem, daß Angela Oppenhoff meint, ich wäre nicht aufrichtig, wenn ich meinen Aufenthalt in Bonn die schönste Zeit meines Lebens nenne, so ist es doch wahr. Dort ist mir Leben und Poesie aufgegangen."

Es ist interessant, von Wolfgang Müller zu hören, wie er sich über seine „Poetischen Besuche" bei der Reise ins Siebengebirge [3]) aussprach, die er von Köln oft mit seiner Familie unternahm. Er sagt hierüber folgendes:

1) Vergl. Deutsche Revue 1899, Heft 1, S. 71.
2) Vergl. Nr. V 7 dieses Buches.
3) Vergl. Sommertage am Siebengebirge. Kreuznach 1867, XIV, S. 152.

Digitized by Google

„So schritt ich denn die Landstraße unterhalb Remagen hinab, die dicht zwischen die Felsen und den Fluß gezwängt ist, und an welche später noch die Eisenbahn gefügt wurde. Oben links auf dem Felsen steht ein neues Gebäude im gotischen Stile. Sei mir gegrüßt, freundliche Marienburg mit deinen gastlichen Besitzern! Heute kann ich dich nicht besteigen und mir das muntere Gespräch, die hübschen Geigen- und Pianosonaten und den duftigen Oberemmeler zu Gemüte führen. Gleich unterhalb, wo das Thal sich öffnet, welches den Arsbach aus der waldigen Schlucht des an glänzenden Fernsichten reichen Scheidskopfes bringt, schwenke ich mich links. Dort liegt in frisch angelegtem Garten ein neues blankes Haus. Das ist Herresberg.

„Hier wohnt Gustav Pfarrius, der Poet des »Nahethals«, der »Waldlieder«, eines Bändchens »Gedichte«, der Erzählungen »Zwischen Soonwald und Westrich« und »Schein und Sein«. Nun multa, sed multum. Wer diese Bücher mit Muße durchnippt, wird ihnen vielfache Genüsse danken und den Dichter herzlich lieben lernen, denn es offenbart sich in ihnen ein feiner Geist, eine reiche Erfahrung, eine liebenswürdige Weltanschauung und ein heiterer Humor, die sich stets reinster und edelster Formen bedienen. Wenn der Grundton der lyrischen Dichtungen auch in der Reflexion besteht, so hat Pfarrius doch auch häufig einen charmanten singbaren Liederzug. Und so verdiente er im allgemeinen bekannter zu sein, als er es in der That ist. Seltsam, genau haben die Franzosen seine Novellen mit Vorliebe übersetzt, während sie von unsern Landsleuten verhältnismäßig wenig gelesen worden sind. Glücklicherweise deklamiert man in der Schule und singt in heiterer Gesellschaft einzelne seiner Gedichte mit wahrem Vergnügen. »Der Trunk aus dem Stiefel« gehört zu meinen Lieblingsballaden. Und ganz allerliebst ist das Lied auf den »Siebenundfünfziger«, das in den Weinlanden lange Zeit in allen Kehlen war und dem Dichter manche köstliche Flasche von Rhein und Mosel einbrachte, die ihm von den Verehrern seiner Muse anonym, aber mit berühmt klingender Etikette zugesandt wurde. Vielleicht, dachte ich, liegt noch die eine oder andere im Keller zu Herresberg und kehrte ein. Ich traf den gemütvollen, liebenswürdigen Freund, der einst seines Zeichens ein Theologe war, dann Erzieher der Jugend zu Köln am dortigen Friedrich Wilhelms Gymnasium wurde und erst vor kurzem seine Stelle aufgegeben hat, im Kreise seiner freundlichen Frau und seiner blühenden Kinder. Der erwünschte Trank stand bald auf dem Tische der Terrasse, wo man einen herrlichen Blick auf den Rhein hat, und wir sangen das Lied des Dichters:

Im Jahre achtzehnhundertfünfzig und sieben
Da verbrannten der Kappus und die Rüben,
Da verbrannten die Braten
Der Geldpotentaten,
Doch Eins und das Beste geriet,
Davon soll erzählen dies Lied.

„Und als wir gesungen hatten, da plauderten wir noch lange über dies und das, was in der Zeit und in der Luft lag, denn es plaudert sich eben ganz allerliebst mit dem Dichter, der ein trefflicher, gerader, grundbraver und neidloser und guter Mensch ist.

„Aber ich darf mich nicht zu lange verweilen, denn ich habe noch einen weiten Weg vor mir. Der Freund giebt mir das Geleite bis an die Fähre von Unkel. Ich rufe: »Hol über!« ein Schiffer rudert mich auf die rechte Rheinseite. Im Boot gedenke ich eines anderen poetischen Genossen, der vor fünfundzwanzig Jahren dort in dem gelben Hause am Ufer des Rheins wohnte. Freilich schaust du nicht mehr aus dem Fenster herab, ich muß dir jetzt einen Gruß über den Ozean zu senden, denn du weilst im Britenlande, mein guter, lieber Ferdinand Freiligrath. Ja, es waren doch schöne sonnige Zeiten, als

Digitized by Google

du dich für eine Weile aus dem Handelsleben zurückgezogen hattest und hier der jungen Freiheit genossest. Du dachtest damals, ein Dichter könne sich so auf eigene Faust in die freie schöne Gotteswelt setzen, und die gebratenen Tauben kämen ihm in den Mund geflogen. So fiedeltest du hier in dem gelben Hause, das du die Strolchenburg nanntest, weil tagtäglich eine Menge von Strolchen ein- und auszog.

„Ja, es waren schöne sonnige Zeiten, wir wußten noch nichts von der leidigen Politik und von all dem sozialistischen und kommunistischen Kram, der bald nachher die jungen Gemüter berauschte und auch wohl vergiftete. Wir schwärmten nur für Poesie und wollten die ganze Welt in Poesie tauchen. Und welche schönen Lieder hast du hier gesungen! Das Lied von der Geliebten, die du hier fandest, das Lied von der seligen Verschollenheit. Und auch den alten Rolandsbogen, der damals in einer stürmischen Januarnacht zusammenbrach, hast du, ein zweiter Amphion, mit deinem Liede wieder aufgebaut. Ich, der ich am Rhein geblieben bin, werde es dir ewig Dank wissen, alter Romantiker, und ich halte diese That noch lange nicht für deine unbedeutendste Dichtung. Leider dauerte diese Herrlichkeit nur allzu kurze Zeit. Vorbei! Vorbei! Ich ziehe mit einer Thräne im Auge weiter.

„Der Weg führt mich durch Scheuern und Breitbach. Da öffnet sich rechts ein Thal in das Gebirge. An dem Bache hin schlängelt sich ein Pfad, ich schlage ihn ein, um mich nach Menzenberg zu wenden. Ich lasse den Hagerhof, ein im gotischen Stil restauriertes Gebäude mit seinem Park und mit seinen Teichen zur Rechten liegen. Nach einer Weile klopfte ich links an die Thür eines schlichten Sommerhauses. Ich bin wieder an einer Dichterwohnung angelangt, denn hier weilt in schönen Frühlings- und Herbsttagen Karl Simrock. Meine lieben Leser wissen, daß dieser Poet während der offiziellen Semester als Professor in Bonn wohnt und den Studenten Vorlesungen über altdeutsche Dichtungen und Mythologie hält. Bedarf er aber der Erholung, so macht er sich auf die Wanderschaft und besucht sein liebes Menzenberg. Ich bin so glücklich, ihn an Ort und Stelle zu finden. Da er der Besitzer der vortrefflichsten Weinberge des Thales ist, läßt er eine Flasche Eckenblut aus dem Keller holen, auf deren Etikette wir folgende Verse lesen:

Held Dietrich schlug Herrn Ecken
Zu Tod, den kühnen Mann,
Drum lassen wir uns schmecken
Das Blut, das ihm entrann.

Die Erde hats getrunken,
Die Rebe saugt es ein,
Zuletzt ins Faß gesunken
Ward es ein kühler Wein.

Und trinken wir des Weines,
So giebt das Heldenblut
Dem kühnen Sohn des Rheines
Erst rechten Heldenmut.

Wir fürchten keine Gegner
Auf dieser Erde Stern,
Lebt auch kein Ueberlegner,
Kein Dietrich mehr von Bern.

„Ihr müßt nämlich wissen, daß nach Simrocks Interpretation der große Held Dietrich von Bern den Riesen Eck hier im Menzenberger Gebiet, und zwar auf dem Weinberge des Dichters erschlagen hat.

„Aus dem Weinberge stiegen die Bilder vergangener Zeiten auf. Wir gedachten der Tage, wo wir uns vor einem Viertelsäkular zusammentrafen

Digitized by Google

und in diesen Gegenden gewissermaßen eine rheinische Dichterschule gründeten. Simrock war damals unser Senior und hatte schon manches tüchtige Werk hinter sich. Seine Übersetzung des Nibelungenliedes, der selbst Goethe das günstigste Zeugnis gegeben, lag vor, er hatte den »Walter von der Vogelweide« übersetzt, »Wieland der Schmied«, eine eigne Dichtung von festem und starkem Gefüge, war fertig, die von ihm gesammelten Rheinsagen enthielten viele trefflichen Balladen von seiner Hand. Überdies aber beschäftigten ihn schon damals alle jene großen Pläne, die er seitdem zur Ausführung gebracht hat, und die teilweise in eignen Dichtungen, wie das »Amelungenlied«, teilweise in Nachdichtungen, wie »die Gudrun, das kleine Heldenbuch, Parcival und Titurel, Tristan und Isolde, die Edda, der Heliand, der Beowulf« bestehen.

Gottfried Kinkel in Oberkassel, Alexander Kaufmann in Bonn und ich in Königswinter geboren, also gewissermaßen Nachbarkinder, sammelten uns schon in grüner Jugend um den Meister, der auch diesen schönen Gegenden entstammt war. Aber wir hatten nicht allein eine gemeinsame Heimat, wir fühlten auch alle denselben Drang, diese Heimat in Lied, Sage und Geschichte poetisch zu verklären. Simrock ging uns mit Rat und That an die Hand. In die zweite Auflage seiner Rheinsagen nahm er ein paar Gedichte auf, die er als Gymnasiast gemacht hatte. Andere Balladen, die während der Studentenzeit in Bonn entstanden, folgten in den spätern Editionen.

„Nun trat auch bald Freiligrath in unseren Kreis. Ich hatte ihn in Barmen aufgesucht. Wir beide gingen dann, als wir um Pfingsten auf dem Musikfest in Köln waren, zu Chr. Matzerath, der Referendar war. So entstand der Plan zu dem Rheinischen Jahrbuch, dessen Redaktion Simrock, Freiligrath und Matzerath als die ältesten des Kreises übernahmen. Das Buch erschien nur in zwei Jahrgängen, es wurde nicht aus Mangel an Erfolg fallen gelassen, sondern weil das Schicksal die Redaktoren auseinander warf. Matzerath ging nach Berlin, Freiligrath nach Darmstadt und St. Goar, so fehlte der notwendige Zusammenhang in der Redaktion. Außerdem verfolgten die Herausgeber nach und nach verschiedene Ziele. Nur Simrock blieb seiner Art und Weise treu. Freiligrath wurde in die Bewegungen der folgenden Zeit hineingerissen, Matzerath wandte sich der Beamtenkarriere zu. Indes hatte sich doch eine Gruppe von rheinischen Poeten zusammengefunden, deren unser Strom seit den Tagen des Mittelalters keine mehr besessen hatte. Der alte Fischart, Götz, Joh. Georg Jakoby, Goethe, Clemens Brentano und Heinrich Heine waren zwar Rheinländer gewesen, aber sie hatten die Heimat nie dichterisch vertreten.

„Wie glücklich waren wir damals, eine neue geistige Genossenschaft zu bilden. Wir hatten ein ähnliches Gefühl in unseren Seelen, wie es der Frühling in der Natur giebt, denn wir traten in den Lenz unsers Wirkens ein. Und in diesem Sinne ließ ich die Mitglieder des jungen Kreises an meinem geistigen Auge vorüberziehen. Von dem heißblütigen, offenen, geraden Freiligrath habe ich schon gesprochen. Er war ein wilder Sohn der Zeit, der sich in alle ihre Wirbel und Strömungen hineingestürzt hatte. Matzerath erschien als eine ganz entgegengesetzte Natur. Seine eigene Seelenstimmung und tüchtige klassische Studien hatten ihn zu einem Schüler Goethes und Schillers gemacht. Er besaß eine feine Ironie, die indes niemals verletzte, wie er sich überhaupt als eine durchaus reine und schöne Seele erwies, die sich deshalb von der Poesie abwandte, weil sie zu sehr durch andere Arbeiten in Anspruch genommen wurde.

„Mit Kinkel verlebten wir gleichfalls jene Tage, die er vielleicht selbst zu seinen schönsten und reinsten zählen wird. Der Schwerpunkt seines Talents war rhetorischer Art, er gefiel sich in großen Worten und wohlklingenden Phrasen, wie denn überhaupt bei ihm der Ausdruck den Gedanken überwuchert. Seine einfachsten und schönsten Lieder fallen, wie ich glaube, in diese Zeit. Wir liebten alle den schlichten und klaren Ausdruck für das, was wir sagten,

Digitized by Google

und so war er gewissermaßen gezwungen, in diesem Sinne zu reden. Es ist bekannt, daß er später in Kunst und Leben oft über diese Prinzipien hinausschoß Und so mag er selbst mitunter sehnsuchtsvoll an jene Tage der Unschuld und Kindheit zurückdenken. Sein rastloser Ehrgeiz hat ihn in viele unselige Verhältnisse gebracht. Wir wollen nicht mit ihm rechten. Nach meiner Meinung wäre er glücklicher geworden, wenn er sich nicht in all jene Agitationen geworfen hätte, die ihn so bittre Erfahrungen machen ließen. Zudem glaube ich, daß er sich mehr durch äußere Antriebe wie durch innere Notwendigkeit zwingen ließ. Daß ich ihm seine politischen Tendenzen nicht vorwerfe, beweisen wohl meine Worte über Freiligrath, den ich gerade deshalb so hoch halte, weil er nie etwas sprach und that, was nicht seiner innersten Ueberzeugung entquoll.

„Alexander Kaufmann war der jüngste nennenswerte Poet unseres Kreises. Er erwies sich als eine höchst liebenswürdige, echt deutsche Natur. Mit seinen kleinen Liedern und Balladen trat er stets scheu und unentschlossen, fast mädchenhaft hervor. Und doch kann er ganz zufrieden mit diesen anmutigen und reizenden Produkten sein, denn sie sind meist originell in der Erfindung, geistvoll in den Wendungen und dabei nicht selten von einem eigentümlichen Zauber des Ausdrucks. So gleichen sie duftigen Blumen, die verborgen im tiefen Walde blühn. Hoffentlich wird eine spätere und gerechtere Zeit sie besser würdigen, wie sie bis jetzt gewürdigt worden sind.

„Mit Ausnahme Kinkels, dessen Gedichte eine Zeit lang wegen der eigentümlichen Schicksale ihres Verfassers sich einer größern Aufmerksamkeit des Publikums erfreuten, und mit Ausnahme Freiligraths, der indes nicht zu den Rheinländern gezählt werden kann, haben wir anderen lange Jahre nicht besonders wohlgefällig von der Gunst des deutschen Publikums reden können. Die Gründe für diese Erscheinung sind nicht schwer zu finden. Unsere hauptsächlichste Thätigkeit begann in den Tagen, wo das junge Deutschland die Arena behauptete. Dann kam die Zeit der politischen Poesie, die mit der Revolution vom Jahre 1848 endete. Darauf folgte die Reaktion der Frömmler und Kopfhänger. Was galt damals das Bestreben, wieder echt nationale Stoffe im schlichten deutschen Sinne zu behandeln? Für die Kritik war der Rhein, dem es trotz seiner Industrie und seinem Handel an einem mächtigen Buchhandel fehlt, eine unbekannte Gegend. Und selbst die gelehrten Litteraturhistoriker, die damals dicke Bände schrieben, übersahen und ignorierten die umfangreiche Thätigkeit eines Simrock, der nicht allein Dichter war, sondern auch zu den berühmtesten Germanisten gehörte. Wir waren nicht modern genug. Als wenn die Poesie, die Bestand haben soll, sich mit den Tendenzen des Tages ausstopfen müßte. Glücklicherweise denkt das deutsche Volk in seiner Größe und Breite anders als die Prinzipienreiter der jüngeren Epoche. Simrocks ungewöhnliche und erfolgreiche Bemühungen um die Belebung der alten Dichtung sind in der That nicht verloren gegangen, sie brechen sich im Gegenteil von Tag zu Tag breitere Bahnen, während eine Menge von ephemeren Tendenzschriften, die bei ihrem Erscheinen in alle Himmel gehoben wurden, sich nur als Eintagsfliegen erwiesen haben. Und auch ich fange an, mit meinen Erfolgen zufrieden zu sein, aber auch ich danke es dem deutschen Volke und nicht den Wortführern in Journalen und Zeitschriften. Wir stehen uns als Schriftsteller am besten, wenn die Kinder unsere Gedichte in der Schule deklamieren, und wenn diese Lieder auf der Straße gesungen werden. Daß manch einem die grauen Haare darüber wachsen, nun, das ist zu allen Zeiten gewesen!“

Digitized by Google

Wir können von dem Maikäferbund[1]) und seinen Freunden nicht scheiden, ohne auch des warmherzigen Freundes dieser Dichtergruppe, des Dichters des Nahethals, Pfarrius, zu gedenken. Gustav Pfarrius wurde am 31. Dezember 1800 in Heddesheim bei Kreuznach geboren. Nach beendetem Studium der Theologie und Philologie in Halle und Bonn wurde er 1834 an das Friedrich Wilhelms-Gymnasium nach Köln berufen, wo er dauernd, auch während seines 1863 eingetretenen Ruhestands bis zu seinem Tode 1884 lebte. Seiner Feder entstammte eine Reihe von Erzählungen, Novellen und ein Roman „Sein und Schein," die im Boden seiner Heimat an der Nahe wurzelten. Der lange Aufenthalt in Köln begeisterte ihn für die christliche Kunst und ließ ihn das Kölner Dombaulied dichten: „Laßt Gesangesjubel, Freud und Fröhlichkeit mit dem Ruf erschallen: Unser Werk gedeiht", das viele Jahre an den Dombaufesten gesungen wurde. Im Wetteifer mit Simrock behandelte er Rheinsagen, wie vom Drachenfels, von Sinzig, vom Mäuseturm und Johannisberg, indem er den alten Erzählungen und Dichtungen immer eine neue Seite, zum Teil eine humoristische abzugewinnen wußte. Von seinem Studiertisch eilte er immer wieder gern in den Wald: „Komm mit, verlaß das Marktgeschrei, verlaß den Qualm, der dir sich ballt ums Herz, und atme wieder frei! Komm mit mir in den freien Wald!" Und nun schildert er in seinen „Waldliedern" nicht nur Frühling und Herbst im Walde, nicht nur den Quell und das Echo, die Sterne und die Spukgeister, sondern er läßt auch in sinniger Weise die Bäume und Vögel unter einander Zwiesprache halten und mischt auch ein reizendes humoristisches Käfer- und Käferinepos ein. Auch in seinen neuen Gedichten fehlt es nicht an Schwänken. Als er einst wieder das ganze Nahethal durchwandert hatte, faßte er die einzelnen Naturschilderungen und Sagengedichte in dem „Nahethal in Liedern" zusammen, in dem er teils tiefernst von dem durch die Felsenkirche gesühnten Brudermord bei Oberstein, von Heinrichs IV. Gefangenhaltung durch seinen throngierigen Sohn, teils begeistert von Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen auf der Ebernburg sowie von dem „Kreuz" in der „Nahe" und dem tapferen Kreuznacher Michel Mort, teils wieder heiter von der Brücke ohne Fluß bei Sobernheim, von der Erbauung des Rheingrafensteins durch den Teufel, der schließlich mit einer Eselsherde geprellt wird, und von dem Trunk aus dem Stiefel auf demselben Schlosse erzählt. Fröhlich erklingen seine Weinlieder, wie das berühmte auf den 1857er, das wir vorhin erwähnten.

Auch seiner Verdienste hat das deutsche Volk dankbar gedacht. Am 13. August 1898 wurde ihm in den Anlagen der Stadt Kreuznach ein würdiges Denkmal in Erz und Stein geweiht.

---

1) Dieser feierte sein letztes Stiftungsfest im Jahre 1847.

Digitized by Google

Nur der Sänger von „Otto der Schütz," Gottfried Kinkel, ist bisher noch nicht durch ein Denkmal verewigt worden, obgleich ihn die Mitwelt als einen Hauptvertreter der rheinischen Liederkunst anzusehen und zu schätzen allen Anlaß hat. Hoffentlich werden diese Studien dem deutschen Volke seinen Dichter wieder etwas näher bringen, um die alte Ehrenschuld des Rheinlands seinem Andenken gegenüber endlich abzutragen. Emil Rittershaus hat noch kurz vor seinem Tode keinen innigeren Wunsch gehabt, als daß Kinkels Bild in Erz und Stein erstehen möge[1]).

Nachdem nun Rittershaus entschlafen ist, glaube ich nicht allein das Recht, sondern die Pflicht zu haben, von der mir zu Lebzeiten des Dichters auferlegten diskreten Behandlung der Sache abzusehen und vor der Oeffentlichkeit zu bezeugen, daß es des Heimgegangenen sehnlichster Wunsch gewesen wäre, daß er die Ehrung des Dichters von „Otto der Schütz" auch noch erlebt hätte.

Und so will ich denn, dem Wunsche meines Freundes folgend, den, in meinem Besitz befindlichen Aufruf zu einem Gottfried Kinkel-Denkmal hiermit der Oeffentlichkeit übergeben:

Ein Denkmal für Gottfried Kinkel in Obercassel an Rhein und Sieg.

Mein Herz soll ruhen im Vaterland
Im Winde der blauen Sieg!
O Sieg, mein herrlicher Heimatfluß,
So klar, so kühl und mild,
Wie bist in deinem strudelnden Schuß
Recht deiner Männer Bild.
Gottfried Kinkel.

Wo sich Rhein und Sieg verbinden,
Dort an unsers Weinlands Thoren,
Dort, im Obercassler Pfarrhaus
Ward ein Dichter einst geboren.

Ueberm Rheine wehn und rauschen
Der Romantik Wunderfahnen,
Schäumend, brausend bricht der Siegstrom
Durch die Berge sich die Bahnen.

Rhein und Sieg, die beiden haben
Segenspendend ihrem Sprossen
Die Romantik und den Sturmsinn
Ins Poetenherz geschossen.

1) Vergl. V, 8 dieses Buches.

Digitized by Google

Sagt, ob an dem ganzen Rheine,
Sucht und forscht in jedem Winkel,
Je ein Lied erklang so duftig,
Wie der „Schütz" von Gottfried Kinkel!

Ob die Poesie des Stromes
Je erklang in solchen Weisen,
Wie die wunderbaren Klänge,
Die des Abends Frieden preisen!

Wie das Priesterwort, das mahnet
Abzuwälzen alle Sorgen
Und in stillen Feierstunden
Fühlen sich in Gott geborgen!

Das ist Rheines Musensegen,
Unsers Rheins geheimes Walten!
Weisen sind es, die im deutschen
Herzen ewig jung sich halten!

Weisen, die schon unsre Väter
Durften tief im Mark erfassen,
Und die einst noch unsrer Enkel
Herzen wonnig schlagen lassen!

Und die Sieg, das trotz'ge Mädel,
Mit dem Eichkranz in den Haaren,
Saht ihr nicht im wilden Sturmlied
Sie ihr Wesen offenbaren!

Immer hoffend, immer harrend
Auf der Freiheit Siegesfeier,
Gab dem Obercassler Kinde
Sie das Schwert zu seiner Leier!

Schier ist fast ein halb Jahrhundert
Seit der Sturmzeit nun vergangen,
Und vergessen darfs wohl heute,
Wem zu wild die Weisen klangen.

Doch den Dichter zu vergessen,
Der Unsterbliches gegeben,
Nimmer möcht für euch es passen,
Söhne aus dem Land der Reben!

In dem Schoß der Schweizer Alpen
Wurde der Poet begraben,
Doch er sagt: Mein Herz soll Ruhe
In der lieben Heimat haben.

Digitized by Google

Wo von Sieg und Rhein die Winde
Duftig, weich, balsamisch wehen,
Das Poetenherz wird immer
Neu im Liede auferstehen!

Deutsches Volk, an Monumenten
Fehlt dirs nicht an allen Ecken,
Doch vergebens sucht ich Kinkels
Ehrenzeichen zu entdecken!

Dort, wo Rhein und Sieg sich einen,
Wo getummelt sich der Knabe,
Bei dem Obercasseler Pfarrhaus
Spende deine Liebesgabe!

Dort, aus Rebengrün und Baumblatt,
Heim für Nachtigallenlieder,
Schau die breite Dichterstirne
Seh das mächt'ge Haupt hernieder!

Und beim Bilde des Poeten
Lasset jeden Lobspruch fehlen:
Gottfried Kinkel — diese Worte
Sind genug für deutsche Seelen!

Emil Rittershaus.

Der Gemeinderat zu Obercassel bei Bonn hat schon am 2. Dezember 1896 beschlossen, das Andenken Kinkels dadurch zu ehren, daß die Straße, in der er dort gewohnt hat, nach seinem Namen benannt wurde. Die rheinische Presse knüpfte schon damals hieran die Mahnung an das deutsche Volk, daß es Zeit sei, auch an Kinkel zu denken. „Dieses Denkmal ist ihm, dem Dichter, Deutschland schon lange schuldig geblieben, mag man auch politisch auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkte stehen: Kinkel ist doch der einzige gewesen, der in seinem nationalen Enthusiasmus für seine Ueberzeugungen mit seiner Person und seinem Leben eingetreten ist, während alle übrigen Freiheitssänger damals Reißaus nahmen“ [1]). Man denke nur an die Flucht Georg Herweghs. Wenn Freiligrath sich, trotz seiner innern Wandlung, auch später nicht mit seinem Vaterlande aussöhnen konnte, so muß es uns doppelt angenehm berühren, daß Kinkel diesen Wunsch in seinem innersten Herzen am Ende seiner Tage sehnlichst gehabt hat. Hierüber liegt das Zeugnis meines heimgegangenen Freundes Heyl vor, mit dem ich hier den Leser bekannt machen möchte.

Ferdinand Heyl (Wiesbaden) erzählt uns in seiner Erinnerung an Gottfried Kinkel [2]), daß dieser ihm in einer gemütlichen Stunde im

1) So schrieb mein Freund Friedrich Roeber.
2) Vergl. Gartenlaube 1892, Nr. 14, S. 216.

Digitized by Google

„Adler" zu Wiesbaden im März des Jahres 1882 anvertraut habe, wie er über seine politische Vergangenheit selbst dachte: „Ich bin am Rhein — o, wenn man wüßte, wie ich an seinen grünen Fluten hänge, wenn man wüßte, was man dem »Alten« für eine Freude hätte bereiten können, wenn man ihn heimberufen, ihn wieder zum Deutschen hätte werden lassen mit Deutschen! Wohl danke ich der Schweiz, daß sie mir wie vordem England ein Heim, eine Ruhestätte geboten hat, aber, Freund, ich leide, und zwar an zwei Uebeln, am Heimweh und am Fluche der politischen Berühmtheit!"

Man wird diesen Ausspruch in seiner für Kinkel bitteren Wahrheit verstehen, wenn man sich das Schicksal vergegenwärtigt, das so tragisch zwischen ihm und seinem Volke stand.

So ist denn der Dichter heimgegangen fern von seinem Vaterlande und seiner Heimat am Rhein, seine irdischen Ueberreste sind in dem Boden der freien Schweiz gebettet, sein Name lebt aber am Rhein und im deutschen Vaterlande unvergänglich fort.

Bei der Beerdigung Kinkels (am 16. November 1882) zu Zürich entwarf Johannes Scherr ein ergreifendes Bild von dem Lebensgange des Dichters. Die Zeit der Jugend und der ersten Mannesjahre zog an den Hörern vorbei, fast wie ein Idyll von den rebenumkränzten Ufern des Rheins. „Da kam das Jahr 1848, sagte Scherr; nur wer jene Zeit erlebt hat, kann es begreifen, wie jedes patriotisch fühlende Herz, jedes offene Gemüt, jeder frei denkende Sinn in die Wogen hineingerissen und von denselben davon getragen wurde. Wie im Studenten Kinkel der Poet, wie im angehenden Manne der freisinnige Gelehrte, so regte sich in dem mehr Gereiften der Politiker, der mit fast elementarer Redegewalt in den Streit der Parteien eingriff. Ein vielbewegtes und prüfungsvolles Dasein war ihm beschieden. Und eine Fülle von guten Göttergaben war ihm in die Seele gelegt. Er besaß in vorzüglichem Maße die Fähigkeit, das Große und Schöne zu sehen, zu verstehen und zu deuten. Eine elementare Macht der Beredsamkeit wohnte ihm inne: er fand für jedes Gefühl, für jeden Gedanken den entsprechenden Ton in seiner Brust, und darum hat er so gewinnend, so fesselnd, so anregend gewirkt, wo immer er das Wort ergriff."

Durch sein ungewöhnlich herbes und hartes Schicksal, durch die über ihn verhängte uud wirklich vollstreckte Strafe, noch strenger als das Gesetz, durch seine heldenmütige Aufopferung für seine Ansichten und für seine Partei lebt Kinkels Name im Munde des deutschen Volks, das mit treuer und inniger Teilnahme auf das Unglück wie auf den Wechsel seiner Schicksale sah. Er hat in des Wortes weitgehendster Bedeutung die Worte, mit denen er sein Epos „Otto der Schütz" beschlossen, an sich selber wahr gemacht:

Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.

Digitized by Google

Er hat sich selbst sein Schicksal geschaffen, er hat es aber auch selbst getragen als ein echter deutscher Mann! Der nun schlafende Sänger sagt in seinem Lied „Menschlichkeit", das ein hohes Lied der Menschheit genannt zu werden verdient, mit der Resignation des Weltweisen von sich:

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos schon gewohnt,
Und auf verschiednem Opferheerde
Die Götter mannigfach gethront.

Auch nach uns werden andre Frommen
Dem Herrn noch schönern Altar weihn;
Es werden junge Leiden kommen,
Und neue Freuden werden sein.

Mich irrt es nicht! Mit Liebesblicke
Schau ich der Zeiten Ringen an:
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die Menschheit geht die gleiche Bahn.

Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
Der froh nicht Eine Brust gemacht;
Daß nie nach Frost ein Lenz gekommen,
Der nicht Ein Lied der Welt gebracht.

Ich weiß, daß aus des Bechers Gusse
Ein Schöpferstreben aufwärts schießt;
Daß sich in süßem Frauenkusse
Ein milder Born von Kraft erschließt.

Ich weiß, daß überall der Himmel
Mit Wolken droht, mit Lächeln blaut,
Und nachts zum ernsten Sterngewimmel
Allwärts ein Auge gläubig schaut.

So schau ich ewig nur das Gleiche,
Das jede Menschenbrust durchzieht,
Und Brüder nur, wohin im Reiche
Des Weltenrunds mein Auge sieht.

Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit;
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.

Digitized by Google

2. Gottfried Kinkel und seine rheinische Heimat.

Der allzufrüh gestorbene, überaus talentvolle Sohn des Dichters, Dr. phil. Gottfried Kinkel, Privatdozent in Zürich, hat in einem noch wenig bekannten Manuskript uns das Leben seines Vaters bis zu dessen Tode erzählt. Diese Aufzeichnung erweckt um so höheres Interesse, als sie den Lebens- und Schaffensgang des Dichters in London und Zürich eingehender darstellt, als solches in den bisher erschienenen Biographien von Streckfuß, Strodtmann und Otto Henne am Rhyn geschehen ist und möglich war. Ich möchte daher diese Darstellung des Lebensbildes des Dichters und Politikers hier nochmals bringen.

Gottfried Kinkel wurde am 11. August 1815 als Sohn des strenggläubigen protestantischen Pfarrers Joh. Gottfr. Kinkel zu Obercassel bei Bonn geboren. Er studierte von 1831—1834 an der Universität Bonn, wo er theologische, philologische und philosophische Vorlesungen hörte und sich besonders eng an Augusti anschloß. Nachdem er ein weiteres Jahr in Berlin zugebracht hatte, bestand er im Januar 1836 zu Coblenz sein Licentiaten-Examen mit glänzendem Erfolge und habilitierte sich auf Anraten seines Lehrers Augusti im Frühjahr 1837 als Dozent für Theologie in Bonn. Zur Stärkung seiner Gesundheit unternahm er im Winter 1837/38 eine größere Reise nach Südfrankreich und Italien; längere Zeit hielt er sich in Rom und Neapel auf. Von dieser italienischen Reise brachte Kinkel die tiefe Liebe zur bildenden Kunst mit, welche ihn durch das Leben begleitet hat; er lieh in zahlreichen Gedichten der Bewunderung Ausdruck, womit ihn die Denkmäler des klassischen Altertums erfüllten. Im April 1838 in die Heimat zurückgekehrt, las er an der Universität Bonn mit immer steigendem Erfolge über Kirchengeschichte und Geschichte des Heidentums in den ersten christlichen Jahrhunderten und rückte im Frühling 1839 in die Stellung eines besoldeten Dozenten ein. Um dieselbe Zeit wurde er zum Religionslehrer am Bonner Gymnasium ernannt, übernahm auch einige Unterrichtsstunden an dem angesehenen Thormannschen Mädcheninstitut und wirkte seit dem Sommer 1840 als Hilfsprediger in Köln.

Das schöne Leben am Rhein, der tägliche Verkehr mit den bedeutenden Männern, welche sich damals in Bonn zusammenfanden, der Aufschwung der Nationallitteratur in den dreißiger und vierziger Jahren — alles dies mußte eine empfängliche Natur wie Kinkel lebhaft ergreifen und seine gesamte Thätigkeit günstig beeinflussen. Auf seine Vorlesungen wendete der junge feurige Docent den höchsten Fleiß; die seltene Formvollendung seiner Rede zog Studenten aus allen Fakultäten an, und oft hatte er doppelt soviel Zuhörer als der Ordinarius des Faches. Trotzdem verzögerte sich seine Beförderung; der Hauptgrund dafür war seine Verlobung mit einer Katholikin, der hochgebildeten Komponistin und Schriftstellerin Johanna Mockel, welche er im Mai 1843 heimführte. — Nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte,

Digitized by Google

daß die Theologie sein Lebensberuf nicht sein könne, trat er im Jahre 1845 zur philosophischen Fakultät über und veröffentlichte alsbald sein erstes größeres wissenschaftliches Werk: „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern“ (Bonn bei Cohen 1845). In diesem Buche wurde die genetische Entwickelung der christlichen Kunst bis zum zehnten Jahrhundert klar dargelegt und der gewaltige Stoff mit philosophischem Geiste durchdrungen. Besonders anziehend ist die Schilderung der Anfänge der altchristlichen Malerei; sie beruht auf den umfassenden Studien, welche der Verfasser in den römischen Kirchen und Katakomben gemacht hatte. Auf Grund dieser Schrift bewarb sich Kinkel beim Ministerium Eichhorn um die außerordentliche Professur der Kultur- und Kunstgeschichte, welche die preußische Regierung an der Universität Bonn zu gründen beschlossen hatte. Er wurde gewählt, erhielt aber trotz seiner Verdienste um die von ihm vertretenen Wissenschaften noch immer keine feste Besoldung. Seine Aussichten besserten sich erst, als er im Frühling 1847 aufgefordert wurde, mit einem Gehalt von 1000 Thlrn. jährlich in die Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zeitung einzutreten. Jetzt suchte man ihn in Bonn zu halten; der Kurator der Universität berichtete sofort an den Minister, welcher Kinkel nach Berlin kommen ließ und ihm eine jährliche Remuneration von 400 Thlrn. auswirkte.

Wir übergehen hier die Ereignisse des Jahres 1848, durch welche Kinkel in den Strudel der politischen Agitation hineingezogen wurde. Die stille, aber fruchtbare Arbeit des Lehrers und Erziehers war ihm so sehr zum Bedürfnis geworden, daß er, sobald er seine Freiheit wieder erlangt hatte, zur pädagogischen Thätigkeit zurückkehrte. Mit eisernem Fleiße erlernte er in wenigen Monaten die Sprache des Landes, welches mehr als fünfzehn Jahre der Schauplatz seines Wirkens sein sollte. Im Frühjahr 1853 wurde er am Hyde-Park-College, später am Bedford-College angestellt. Er vervollständigte in London mit Hilfe der großartigen Kunstsammlung des Britischen Museums, des India House und des Krystallpalastes seine kunsthistorische Bildung und legte in seinen Vorträgen über Kunstgeschichte großes Gewicht auf das Altertum, insbesondere auf die Entwicklung der griechischen Plastik. Er wurde dabei durch eine reichhaltige Sammlung von Photographien, Zeichnungen und farbigen Tafeln unterstützt, welche zur Veranschaulichung des Gesagten wesentlich beitrugen. Bald erhielt er von allen Seiten die Einladung, die in Damenkollegien gehaltenen Vorträge vor größeren Kreisen zu wiederholen; er reiste mehrmals nach Bradford, Manchester, Edinburg und später, in den Jahren 1864 und 1866, sogar nach Paris, wo die deutsche Kolonie ihn hören wollte. Die Ferien brachte er meistens am Meeresstrande zu. In Swanage (Dorsetshire) begann er, ohne Zweifel von der Betrachtung der assyrischen Denkmäler im britischen Museum angeregt, 1854 das gewaltige Trauerspiel „Nimrod“, in welchem die Entstehung des Königtums in den Ebenen Mesopotamiens geschildert und ein farbenprächtiges Bild einer verschwundenen Kultur entrollt wird. Das Drama erschien 1857 bei Rümpler in Hannover und wurde am 2. November 1878 in Leipzig, am 16., 19. und 22. Januar 1879 in Zürich aufgeführt. Eine andere auf das Altertum bezügliche Arbeit beschäftigte sich mit dem Mausoleum von Halikarnassus (Westermanns Monatshefte, Oktober und Dezember 1858; siehe jetzt „Mosaik zur Kunstgeschichte“. Berlin 1876). Der Verfasser hatte die im Jahre 1857 nach London gekommenen Ueberreste des berühmten Denkmals eingehend studiert und legte seine Beobachtungen in einem sehr anziehend geschriebenen Essay nieder, in dem auch die Geschichte der von Newton geleiteten Ausgrabungen eingehend besprochen wurde.

Im Jahre 1861 eröffnete Kinkel im Auftrage des königlichen Departements für Wissenschaft und Kunst im South-Kensington-Museum einen Cyclus von Vorträgen über alte und neuere Kunstgeschichte und setzte diese später

Digitized by Google

im Kryſtallpalaſt fort. Durch dieſe Vorleſungen wurde die Kunſtgeſchichte als Unterrichtsfach in England eingeführt. — 1864 begründete Kinkel mit Herrn D. Leitner den Londoner „Verein für Wiſſenſchaft und Kunſt", wurde bald deſſen Präſident und blieb in dieſer Stellung bis zu ſeiner Berufung nach Zürich, welche im April 1866 erfolgte. Er übernahm die Stelle eines Profeſſors der Archäologie und Kunſtgeſchichte an der damals noch von 600 regelmäßigen Zuhörern beſuchten polytechniſchen Schule und las jeden Winter Geſchichte der Kunſt des Altertums von Aegypten bis Pompeji, im Sommer Geſchichte der mittelalterlichen Kunſt. Dieſe Vorträge wurden namentlich in den erſten Jahren ſehr ſtark beſucht; ſpäter nahm, und zwar infolge der verminderten Frequenz des Polytechnikums, die Anzahl der Hörer etwas ab. Von den Nebenkollegien erfreute ſich insbeſondere die Erklärung der Gypsabgüſſe in der archäologiſchen Sammlung, welche jeden zweiten Sommer vorgetragen wurde, lebhaften Beifalls. Die Wärme, womit der Redner die Schönheiten der Gebilde alter Kunſt ſchilderte, mußte wirken, und Kinkel kam nur den Wünſchen des Publikums entgegen, als er ſich entſchloß, dieſe Vorträge in Buchform herauszugeben. Sie erſchienen im Herbſt 1870 unter dem Titel „Die Gypsabgüſſe der archäologiſchen Sammlung im Gebäude des Polytechnikums in Zürich", und wurden von der Kritik ſehr günſtig aufgenommen. Wenn auch der ganze Ton des Buches erkennen läßt, daß der Verfaſſer ſich an weitere Kreiſe wendet, ſo fehlt es doch andererſeits nicht an eindringenden Studien und mühevollen Unterſuchungen über wichtige Einzelfragen; es ſei hier nur an die Beſchreibung der Venus von Milo, das gegenſeitige Verhältnis des Skopas und des Praxiteles und die Bemerkungen über die archaiſtiſche Kunſtrichtung in der griechiſchen Plaſtik erinnert.

Seit dem Jahre 1867 intereſſierte ſich Kinkel für die Gründung einer Kupferſtichſammlung, welche den Bedürfniſſen des kunſtgeſchichtlichen Unterrichts dienen ſollte. Nachdem man mit kleineren Ankäufen den Anfang gemacht hatte, gelang im Sommer 1870 die Erwerbung der Bühlmanſchen Kupferſtichſammlung, welche der Eigentümer für 40 000 Fr. abließ. Dadurch gelangte das Polytechnikum in den Beſitz einer Sammlung, welche ihren Zweck vollſtändig erfüllt und auch von einem weiteren Publikum benutzt wird. Die alte Kunſt iſt hier durch zahlreiche Stiche nach Antiken, Oelfarbendrucke architektoniſche Zeichnungen, Photographien und größere Kupferwerke, wie Bouillons Musée des antiques vertreten. — Auch für die Vermehrung der Gypsabgüſſe nach Antiken war Kinkel thätig. Er beteiligte ſich wiederholt an den Vortragscyclen des Züricheriſchen Dozentenvereins, welcher ſeit 1851 öffentliche Vorleſungen veranſtaltete und den Ertrag derſelben meiſtens den Kunſtſammlungen des Polytechnikums und der Univerſität zuwendete. Als dieſe Vorträge im Winter 1870/71 ausgeſetzt wurden, trat er mit einigen Spezialkollegen zuſammen und arrangierte mit ihnen eine Serie von Vorträgen über alte Kunſt; aus dem Erlöſe wurde eine Vaſenſammlung begründet. Von 1866 bis 1882 war er auch ein eifriges Mitglied der antiquariſchen Geſellſchaft, in deren Mitte er manchen Vortrag hielt. Viele derſelben ſind in der „Moſaik zur Kunſtgeſchichte", ſeiner letzten größeren Publikation, abgedruckt; wir heben hier den geiſtvollen Eſſay „Ueber den verſchiedenen Charakter der antiken und der modernen Kunſt" und die eindringenden Forſchungen: „Wer hat den farneſiſchen Stier ergänzt?" und „Die Statue des Meſſerſchleifers in Florenz, ein Werk des XVI. Jahrhunderts", hervor.

In den letzten Jahren wurde Kinkel mehr als früher von Krankheit heimgeſucht; doch ſchien er ſich immer wieder zu erholen. Noch im Herbſt 1882 reiſte er nach Mailand, Mantua und Venedig. Mit der gewohnten Friſche eröffnete er Ende Oktober ſeine Vorleſungen am Polytechnikum — da traf ihn am 8. November ein Schlaganfall, dem er binnen fünf Tagen erlag.

Digitized by Google

Nach einem überaus arbeitsamen und wechselvollen Leben ist — wie wir den vorstehenden Schilderungen des Sohnes entnehmen, — der Dichter des „Otto der Schütz" heimgegangen.

Im Verein mit seinen beiden Lebensgefährtinnen, die alle Sorgen des Daseins in gleicher Weise wie die geistigen Freuden seines Dichtens und Schaffens mit ihm teilten, hat er aber allen Stürmen Stand gehalten und es durch unausgesetzten Fleiß auch zu einem verhältnismäßig glücklichen Wohlstand gebracht.

Das mir vorliegende Vermögensverzeichnis weist einen Aktivbestand von ungefähr 50000 Franken nach, abgesehen von dem 21000 Franken betragenden privilegierten Frauengut der zweiten Frau. Von Interesse ist auch der letzte Wille des Dichters, den ich in Nachfolgendem wiedergebe:

Testament

des Professors Johann Gottfried Kinkel von Zürich.
Wohnort: Nr. 239 Langgasse,
in der Gemeinde Unterstraß,
Canton Zürich,
Schweiz.

Letztwillige Verordnung
des Professors Johann Gottfried Kinkel in Unterstraß.

Der Wunsch, bei meinem Alter für die Versorgung meiner Frau und die standesgemäße Erziehung unserer heut noch minderjährigen Kinder nach Kräften vorzusorgen, veranlaßt mich, mein Testament zu machen und über mein Vermögen zu verfügen wie folgt:

Nach dem Tode meiner ersten Frau Johanna geborene Mockel fiel durch den Tod ihres Vaters, des Herrn Gymnasialprofessors Mockel in Bonn am Rhein, ein von demselben schuldenfrei besessenes Haus in der Josephstraße [1]) daselbst als Erbe an mich und unsere Kinder. Ich habe keinen der Ansprüche, welche ich an dieses Erbe hatte, geltend gemacht, sondern bei eingetretener Volljährigkeit des jüngsten Kindes aus jener Ehe an die drei damals überlebenden Kinder Gottfried, Adelheid und Hermann dieß ihr mütterliches Erbe übergeben, welches sie nach Verkauf des Hauses unter sich geteilt haben. Ich habe ferner aus meinem eigenen Erwerb die standesgemäßige und professionelle Erziehung der drei Kinder so lange fortgeführt, bis jedes derselben in seinen jetzigen Beruf und Erwerb eingetreten war.

Zur gerechten Ausgleichung dieser und noch anderer von ihnen genossenen Vorteile verordne ich, daß den Kindern aus meiner zweiten Ehe, Conrad, Percunos, Manfred, Erna und Gerda, resp. denen von ihnen, die mich überleben werden, insgesamt und zu gleichen Teilen ein fünftel meiner reinen Verlassenschaft von vornherein zufallen soll.

Sollte mein jetziges Vermögen durch unvorhergesehene Verluste sich so stark vermindern, daß bei meinem Tode das Erbteil noch unerzogener Kinder zur Vollendung ihrer standesmäßigen Erziehung oder ihrer Ausstattung nicht ausreicht, so bestimme ich, daß aus dem gemeinen Erbgute ein billiger Voraus im Sinne von § 1913 des Züricherischen Erbrechts hiefür vorweg genommen werde, und ersuche die betreffende Behörde, das Maß dieses Voraus durch billiges Ermessen zu bestimmen.

1) Hausnummer 13.

Digitized by Google

Bei meiner Verheiratung im Jahr 1860 mit meiner zweiten jetzt lebenden Frau Minna Emilie Ida, geborene Werner, setzte ich derselben von meinem damaligen über 600 Pfd. Sterling betragenden Jahreseinkommen ein Nadelgeld von 5% also 30 Pfd. Sterl. jährlich aus. Sie hat aber vorgezogen, dieß Nadelgeld einstweilen nicht zu beziehen, sondern hat die betreffenden Auslagen teils aus ihrem Eingebrachten, teils durch eigene Arbeit und aus kleinen Festgeschenken gedeckt. Ich habe erst in den letzten Jahren aus meinem durch Vorträge in Deutschland Erworbenen diese rückständigen Nadelgelder samt 5% Zinsen ihr ausgezahlt, und sie sind im Betrag von jetzt 20000, in Buchstaben Zwanzigtausend Franken als Frauengut in die Steuerrolle von Unterstraß eingetragen. Ich erkläre demnach, daß diese Summe, wie sie durch die Zinsen und das fernerhin jährlich an unserm Hochzeitstag (31. März) fällig werdende Nadelgeld von 750 Franken sich voraussichtlich vermehren wird, meiner Frau Minna als freies Eigentum gehört.

Ich habe gleichfalls die beiden Policen meiner Lebensversicherung bei der Schweizer Rentenanstalt auf zusammen 10410, in Buchstaben zehntausendvierhundertzehn Franken, nebst Gewinnanteilen, welche Policen in Verwahrung der Behörde des Schweizer Polytechnikums sich befinden, meiner vorgenannten Frau Minna unter dem 13. Mai 1879 zu Eigentum abgetreten und diese Abtretung auf die Rückseiten dieser Policen mit notarieller Beglaubigung meiner Unterschrift vermerkt, wovon seitdem auch schriftliche Anzeige beim Sekretariat des Polytechnikums und bei der Direktion der Rentenanstalt gemacht worden ist.

Mein und meiner Frau jetzt vorhandenes Vermögen ist vollständig in der zweiten Ehe erworben worden, und daß uns dieses gelungen, habe ich eben so sehr wie meinen eigenen Arbeiten, der Häuslichkeit, der Sparsamkeit und dem Fleiß meiner lieben und treuen Frau Minna zu verdanken. Neben Allem also, wozu das Gesetz sie berechtigt, namentlich der lebenslänglichen Nutznießung des vierten Teils der reinen Verlassenschaft und ihren Rechten an den Hausrat, ersuche ich dieselbe, falls sie mich überlebt, die Pflege und Erziehung unserer bei meinem Tod etwa noch minderjährigen Kinder auf ihre Kosten zu übernehmen, bitte die Vormundschaftsbehörde um Bestätigung dieses Wunsches; und verordne für diesen Fall, daß die Mutter bis zur Ausrichtung der Volljährigkeit der Kinder die auf dieselben fallenden Erbteile genießen und nutzen, ferner auch im Sinne von § 1949 des Zürichschen Erbrechtes, so lange ein minderjähriges Kind in ihrer Pflege bleibt, die halbe Nutznießung der Erbteile behalten soll, welche auf die einzelnen volljährigen oder ausgerichteten Kinder ihrer Ehe mit mir fallen. In vollem und wohlbegründeten Vertrauen auf Charakter und Befähigung meiner Frau bitte ich die vorgesetzten Behörden, derselben überhaupt alle Rechte gesichert und ungeschmälert zu erhalten, welche das Gesetz einer verwittweten Mutter in möglichster Weise einräumt.

Unter diesen Vorbehalten und Beschränkungen soll mein Vermögen an die mich überlebenden Kinder aus meinen beiden Ehen zu gleichen Teilen fallen. Diese Gleichstellung der Töchter im Erbteil mit den Söhnen will ich in Abweichung von dem Züricherischen Intestat-Erbrecht gewahrt wissen, und ich erwarte von meinen männlichen Erben und der als Vormundschaft handelnden Behörde, daß sie zu Gunsten der Töchter diesem billigen und prinzipiellen Wunsche willfahren.

Auf die Kinder der ersten Ehe gehen die Handschriften und Compositionen ihrer Mutter Johanna und alle bei meinem Tode bestehenden oder künftigen Honorarrechte an diesen Schriften, sowie einige Erinnerungsstücke aus dem Nachlaß ihres Großvaters, des Herrn Mockel, über.

Meine eigenen Handschriften und Briefe wünsche ich von meiner Frau bis zu ihrem Tode aufbewahrt, mit dem Recht, das, was ihr passend scheint, durch den Druck zu veröffentlichen. Alle hieraus so wie aus meinem ganzen geistigen Eigentum nach meinem Tode etwa noch einfließenden Honorare und

Digitized by Google

Tantièmen sollen dieser meiner Frau bis zu ihrem Tode als Eigentum zufallen, die von da aber einfließenden unter meine alsdann noch lebenden Kinder aus beiden Ehen gleichmäßig geteilt werden.

Ich ersuche die Meinigen, die ich alle mit herzlicher Liebe umfasse, über alle Fragen, die etwa in diesem meinem Testamente nicht ausdrücklich entschieden sind, wo möglich in friedlicher Verhandlung sich auszugleichen, meiner geliebten Frau nötigen Falles ihr Alter vor Sorge und Entbehrung zu schützen, sich gegenseitig nach Kräften beizustehen, und das kleine Erbteil, das ich nach einem arbeitsamen Leben Jedem übergeben kann, im Segen der Eintracht und in fröhlicher Erinnerung an mich zu genießen.

Unterstraß, den fünfundzwanzigsten Juni
achtzehnhundertneunundsiebzig.

Johann Gottfried Kinkel
Professor am Eidgenössischen Polytechnikum.

Testaments-Eröffnung.

Nachdem der Testator Herr Professor Dr. Johann Gottfried Kinkel von Zürich wohnhaft gewesen in Unterstraß laut Auszug aus dem Civilstandsregister der Stadt Zürich von heute 13. November 1882 sel. verstorben, wurde gegenwärtiges von ihm unterm 25. Juni 1879 hierorts deponierte u. sub Nr. 1647 des Test.-Reg. im Notariatsarchiv aufbewahrt gewesene eigenhändige Testament dem Notariatsarchiv enthoben und in der vom Erblasser innegehabten Wohnung in Nr. 7 von der Nordstraße Unterstraß in Anwesenheit:

1) Der Wittwe des Erblassers Minna Emilie Ida, geb. Werner, wohnhaft in Unterstraß.
2) Des Sohnes Hrn. Dr. phil. Gottfried Kinkel, Privatdozent, wohnhaft in Enge.
3) Des Sohnes Hrn. Conrad Perkunos Kinkel in Zürich, geb. 17./1. 1862.
4) Des Sohnes Hrn. Manfred Kinkel in Unterstraß geb. 15./3. 1863.
5) Der Tochter Frl. Erna Kinkel daselbst geb. 15./7. 1864 [1]).
6) Der Herren Stadtrat Landolt, Baltensberger und Waisenamtssekretär Vogel in Zürich,

nach gesetzlicher Vorschrift amtlich eröffnet. Die Urkunde selbst aber zur Aufnahme in das über den Nachlaß des Verstorbenen zur erhebende waisenamtliche Inventar der Waisenamtskanzlei Zürich übergeben.

Geschehen vom 8. Dezember 1882.

Notariat Oberstraß:
J. C. Schmid
Notar.

Das Testament des Dichters mutet uns in seiner ganzen Liebe zu den Seinigen wie ein zart empfundenes und einfaches Gedicht an; der Dichter hat sein durch den Tod der ersten Gattin, der genialen Johanna Mockel, im Jahre 1858 zu London verlorenes Herzensglück

1) Kinkel hinterließ bei seinem Tode 4 unmündige Kinder aus zweiter Ehe, die oben genannten unter 3—5 und ein Töchterchen Gerda, geb. 18. Dec. 1867 zu Zürich.

Kinder erster Ehe mit Johanna Mockel waren der oben unter 2 genannte Gottfried Kinkel, Dr. phil., geb. in Poppelsdorf 13./7. 1844, der dort vor Jahren auch seinen Tod fand; Johanna, geb. in Poppelsdorf 11./8. 1845, seit. 30./1. 1863 zu London; Adelheid, geb. in Poppelsdorf 12./8. 1846, lebt gegenwärtig als Wittwe des Kaufmanns Adolf von Asten zu Barmen; Hermann, geb. in Bonn 29./7. 1848, Ingenieur und Direktor der Eisenhütte zu Bieshitza in Rußland.

Digitized by Google

an der Seite seiner „häuslichen, sparsamen und fleißigen" zweiten Ehegattin wiedergefunden. Das Schicksal, das ihn bis zu seiner Uebersiedelung in die Schweiz so grausam verfolgt hatte, hat ihm an der Hand dieser Frau den Abend des Lebens erhellt und verschönt. Dies erfahren wir zu unserer Genugthuung aus dem letzten Willen des Dichters.

In Bonn war Kinkel zu seiner Zeit der populärste Mann, der schon durch sein bloßes Erscheinen zur Begeisterung überall hinriß und gegen den typisch gewordenen „zugeknöpften, anmaßenden und zurückhaltenden Professor" grell abstach. Seine Beziehungeu zu einfachen Bürgers- und Handwerksleuten sind in Bonn noch bei Vielen in lebhafter Erinnerung. Besonders hat er mit dem in dem Dorfe Endenich bei Bonn lebenden Wirte Cornelius Hartzheim enge und freundschaftliche Beziehungen bis an sein Lebensende unterhalten.

Eine halbe Stunde von Bonn, am Fuße des Kreuzberges, liegt das Dorf Endenich, an dessen einfache Genüsse und Freuden zur Kirmeszeit wohl noch mancher Musensohn in seinem Philisterium gerne zurückdenkt. Das dort an der Landstraße gelegene trauliche Wirtshaus mit schönem Garten und Kegelbahn „Zum Haideweg" war einst der Sammelpunkt bedeutender Geister, die sich hier nach vollbrachter Arbeit in der ländlichen Ruhe und Abgeschiedenheit beim Kegel und Dominospiel im Laufe der Jahrzehnte zu erholen pflegten. Als Kinkel in Bonn Privatdozent war und sich um ihn der in der deutschen Litteraturgeschichte berühmt gewordene „Maikäferbund" scharte, waren es die Dichter Alexander Kaufmann, Wolfgang Müller von Königswinter, Christian Joseph Matzerath, Willibald Beyschlag, Jakob Burckhardt, Karl Simrock, Gustav Pfarrius, Levin Schücking, Ferdinand Freiligrath und Emanuel Geibel (letztere als Gäste), die dort gerne bei dem biederen Wirte C. A. Hartzheim einzukehren pflegten. Hier wurden die Festessen zur alljährlichen Feier des Stiftungsfestes des Maikäferbundes abgehalten, hier war es, wo Kinkel seine Zuhörer durch den Vortrag seiner größeren Dichtungen, so u. a. am Peter- und Paulstage 1844 durch Vorlesung seines „Grobschmied von Antwerpen" entzückte. Wie so vielfach im akademischen Leben, so knüpften auch hier die Gäste über die Studienzeit hinaus weitere Beziehungen zu dem Wirte, die nicht nur einen metallischen Beigeschmack hatten. Dazu kam, daß in den bewegten politischen Zeiten des Jahres 1848 Kinkel hier im Kreise seiner Gesinnungsgenossen weilte, die sich „zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sowohl der Personen als auch des Eigentums" berufen fühlten, die „freiwillige Bürgerschutzwache" zu bilden. Immerhin ist es erklärlich, daß Kinkel nach diesen Begebenheiten und nach seiner am 29. Juni 1849 erfolgten Verhaftung im badischen Aufstande auch im fernen Auslande zu dem Wirt Hartzheim die bisherigen freundschaftlichen Beziehungen weiter pflegte, umsomehr, als dieser in selbstloser Treue die Verwaltung und Abwickelung

Digitized by Google

der Kinkelschen Vermögensangelegenheiten bewirkte. Johanna Kinkel übergab sogar dem treuen Freunde ihres Mannes bei ihrem Abschiede von Bonn als Andenken das nunmehr historisch gewordene Gewehr, mit dem dieser seiner Zeit in den frischen, fröhlichen Krieg nach der Pfalz gezogen war. Die Beziehungen Kinkels zu diesem einfachen Manne und Bürger sind für Ersteren bezeichnend und bestätigen das, was Johanna in ihrem Briefe vom 18. Mai 1848 (Preuß. Jahrbücher Band 97, Heft 3, S. 420) sagt:

„Ich glaube, wir sind in Bonn die einzigen, die mit Gewerbe- und Handwerktreibenden als mit ebenbürtigen Leuten verkehren, keinen Unterschied in der Anrede (Herr, Frau, Fräulein ꝛc.) und im Gruß auf der Straße machen, dies versteht sich natürlich von selbst, aber so stark ist der Unsinn hier, daß man so etwas bemerkt. Nun rufen die Centralbürgerversammlungen eine Gleichheit notwendig hervor, gegen die sich die Bewohner in der lächerlichsten Weise sträuben. Die Handwerker, die gern für ihre Interessen einen Ordner, Sprecher, Verfasser gehabt hätten, wandten sich an Kinkel als den einzigen, der immer freundlich mit ihnen gestanden. Natürlich nahm sich Kinkel ihrer Interessen an, und nun wurde er von der Professoren-Clique förmlich exilirt."

Aus dem Briefwechsel, den Kinkel mit Hartzheim führte, geht aber auch die weniger bekannte Thatsache hervor, daß der Dichter am Ende seines bewegten Lebens keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als daß es ihm vergönnt würde, wieder ein Deutscher zu werden. Wenn Freiligrath sich, trotz seiner inneren Wandlung, auch später nicht mit seinem Vaterlande aussöhnen konnte, so muß es uns doppelt angenehm berühren, daß Kinkel diesen Wunsch in seinem innersten Herzen sehnlichst gehabt hat. Der folgende Brief legt hierüber beredtes Zeugniß ab:

Zürich, 19. April 1872.

Geehrter und lieber Herr Hartzheim!

— — Sie können sich nicht denken, wie sehr ich mich auf diese Rheinreise freue, wir haben hier doch im Ganzen blos einen traurigen Abglanz des Deutschtums, ich will wieder einmal ganz reine deutsche Luft atmen.

Mit herzlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen Kinkel.

Am 30. Januar 1873 schreibt Kinkel an den Sohn eines verstorbenen Bonner Freundes:

Wir haben ein merkwürdig Stück Leben mit einander durchgemacht, und damals hat man wohl nicht denken können, daß unsere Bewegung von damals nach 22 Jahren an dem Ende anlangen würde, die Heimat Ihres Vaters, das Elsaß, mit Deutschland zu vereinigen. Ich habe Ihren verstorbenen Vater immer hochgeschätzt, und freute mich sehr, als er uns in unserem Exil noch einmal besuchte.

Das Glück, „wieder einmal ganz reine deutsche Luft zu atmen", ist dem Dichter nicht mehr im Leben zu Teil geworden. Er ist heimgegangen fern von seinem Vaterlande und seiner Heimat am Rhein, sein Leib ruht in fremder Erde; sein Name lebt aber am Rhein und im ganzen deutschen Vaterlande unvergänglich fort, das mit trauernder, inniger Teilnahme auf das Unglück wie auf den Wechsel seiner Schicksale sah.

Merkwürdiger Weise hat man am Rhein den rheinischen Dichtern

Digitized by Google

Ferdinand Freiligrath, Nikolaus Becker, Gustav Pfarrius, Wolfgang Müller von Königswinter, Emil Rittershaus und demnächst Karl Simrock Denkmale in Erz und Stein gesetzt, nur der Sänger des „Otto der Schütz" ist bisher vergessen worden, obgleich ihn das deutsche Volk als einen Hauptvertreter der rheinischen Liederkunst anzusehen und zu schätzen allen Anlaß hat. Es ist nicht schwer, den Grund zu erraten. Bei Errichtung von Denkmalen fallen in der Gegenwart den Mitgliedern und Freunden des Ausschusses Ehrungen, Orden und Titel in den Schooß. Man sagt sich auch, daß wir zuviel Denkmale schon haben und daß es unnütz ist, Mühe, Geld und Begeisterung zu verschwenden für einen schon toten Dichter, dessen politisches Idol der heutigen byzantinischen Richtung allzufern liegt. Warum also sich unnütz aufregen?! „Das ist kein Geschäft und bringt auch nichts ein" [1]).

Anders dachte man und denkt man in der „freien und freidenkenden Schweiz", die ihm auf dem Friedhofe zu Zürich ein Denkmal setzte.

Daß Kinkel von politisch anders Denkenden auch wieder gerecht beurteilt wurde, zeigen die Worte des Festredners bei der Feier des Winkelmann-Festes in Bonn am 6. Dezember 1882: „Kinkel bleibe das unbestreitbare Verdienst, der modernen Kunstwissenschaft ihren ersten akademischen Lehrstuhl durch seine Vorlesungen in Bonn zu einer Zeit gleichsam erobert zu haben, wo es noch des Kampfes bedurfte, ob überhaupt das Mittelalter in die Kunstwissenschaft aufgenommen werden könne. Kinkel sei durch und durch ein Kind rheinischer Erde und eine reine ideale Natur gewesen. In diesen beiden Eigenschaften lägen seine Stärken und seine Schwächen. Mit geringerem Idealismus würde wahrscheinlich seine politische Laufbahn vor Irrwegen bewahrt geblieben sein, *deren Reinheit, so abweichend man auch zu ihr stehen möge, von Niemand bestritten werden könne*".

Kinkel war mit einem Worte ein Mensch von idealem Fluge der Gedanken und goldreinem Herzen, der nur das Beste wollte.

---

1) In dankenswerter Weise hat der Verein „Sternschnuppen" in Bonn (auf Anregung des Verfassers), im Februar 1902 beschlossen, das Andenken Kinkels durch einen Gedenkstein in Obercassel für die Nachwelt dauernd zu erhalten. In gleicher Weise hatte der genannte Verein schon den Dichtern Freiligrath in Unkel und Nicolaus Becker in Bonn Gedenktafeln errichtet. Ehre diesen rheinischen Männern!

Digitized by Google

3. Die Wacht am Rhein.

Das Frühjahr 1848, dessen fünfzigsten Geburtstag wir im Jahre 1898 feierten, hatte eine geheime Kraft und einen wunderbaren Zauber auf die Gemüter unserer Vorfahren gelagert, der sie nach dreißigjährigem Schlafe plötzlich zum Bewußtsein und zum Gefühle dieser Kraft brachte. Es war eine merkwürdige Zeit, die, vom Geist der Freiheit angeweht, die unterdrückten armen Erdenbewohner die Ketten brechen hieß, in denen angeblich die Menschen lagen.

Deutschland und insbesondere der Rhein fühlte zuerst die Folgen der Erhebung des französischen Volkes. In den verschiedenen Städten der Rheinprovinz bildeten die Bürger Versammlungen, denen sich teilweise die Stadtverordneten und Gemeinderäte anschlossen. In diesen Versammlungen wurden die Forderungen des Volkes beraten und in stilvollen Adressen an den König gesandt. Die in Köln wühlende radikale Partei unter Führung von früheren Offizieren (Willich, Annecke und Dr. med. Gottschalk) streckte auch ihre Fühler nach Bonn aus, und in der Mitte des März traten dort sowohl Universität, als Stadtverordnetenversammlung und Bürgerschaft zusammen, um ebenfalls ihr Wort in die Wagschale der Menschheits-Rechte zu werfen. Das Parteileben wurde insbesondere von dem damaligen Professor der Kunstgeschichte Gottfried Kinkel organisiert, als am 15. März in Wien die Märzrevolution ausgebrochen war und Fürst Metternich, der bejahrte Leiter der europäischen Politik, den Laufpaß bekam.

Am 18. März erschien die Proklamation des Königs (Patent wegen beschleunigter Einberufung des Landtages), in der er so entschieden seine feste Erwartung für die künftige Umgestaltung Preußens und Deutschlands aussprach und den Wünschen des Volkes, wie sie fast in allen Petitionen und Adressen zum Ausdruck gekommen waren, zum größten Teile nachkam. Am Rhein herrschte ein großer Jubel und selbst das politisch so leblose Bonn geriet bei der Kunde von dem Patente in Entzücken, das aber durch die Gerüchte über den Straßenkampf in Berlin bald sich legte. Neben den großen politischen Fragen waren es auch die sozialen, die ihre Lösung verlangten. Der Arbeiterstand organisierte sich, und da er nicht auf der Bildungsstufe stand, um seine Wünsche und Forderungen in klarer und anschaulicher Weise

Digitized by Google

an maßgebender Stelle zu betonen, so wählte er sich in Bonn in der Person Gottfrieds Kinkels einen Mann, der mit ganzer Kraft und Selbstlosigkeit sich seiner Sache annahm. Sein ausgesprochener Idealismus flößte ihm eine besondere Anhänglichkeit und Hochachtung vor dem Handwerkerstand ein, dem zu helfen und für den zu kämpfen nunmehr sein Programm wurde. In seiner Antwort an die Deputation der Handwerker kam dies in begeisterten Worten zum Ausdruck: „Die Arbeit der Völker ist die Grundlage ihrer Freiheit, ihres Reichtums, ihrer Macht". Kinkel war, wie schon gesagt, ein Mensch von idealem Gedankenfluge und goldreinem Herzen, der nur das Beste wollte und durch den Einfluß seiner Persönlichkeit diejenigen, die ihm folgten, zur Schwärmerei, ja zur Thorheit reizen konnte. In dieser Beziehung sei hier nur an den denkwürdigen und abenteuerlichen Zug der Bonner Freischärler zur Erstürmung des Zeughauses zu Siegburg erinnert[1]).

In Vorträgen und gesanglichen Unterhaltungen wirkte er unermüdlich zur Aufklärung der Massen. Die von ihm redigierte radikale „Bonner Zeitung" wurde die Pflanzschule der Demokratie[2]), durch die er nicht nur in der Stadt, sondern auch in der Umgegend für die Forderungen der „Enterbten" eintrat.

Der Bonner demokratische Verein veranstaltete in den nächstgelegenen Dörfern vielfach Versammlungen, um das Landvolk anzuziehen und für seine Sache zu begeistern.

Unter diesen ländlichen politischen Idyllen spielte das nahe Endenich eine ganz besondere Rolle, und es dürfte bei der Vollständigkeit des uns vorliegenden Materials für weitere Kreise von Interesse sein, zu erfahren, daß die guten Endenicher das Verdienst haben, unser Vaterland vor den Volksbedrückern und Tyrannen bewahrt und geordneten, freiheitlichen Zuständen entgegengeführt zu haben. Die revolutionären Strömungen führten zur Abdankung eines Teiles des Gemeinderates. Die Endenicher erblickten als Ziel ihrer politischen Arbeit die „Aufteilung des Tannenbusch unter die Endenicher und Dransdorfer". Man wollte bei der Rodung das aufstehende Holz zum „Bau der deutschen Flotte" verwenden. Um das Ziel zu erreichen, schritten

---

1) Vergl. Der Zug der Freischärler unter Kinkel, Schurz und Annecke, behufs Plünderung des Zeughauses in Siegburg. Nebst Kinkels Verteidigungsrede vor den Assisen in Köln. 2. Auflage. Bonn, P. Hanstein, 1886.

2) Prinz Heinrich von Preußen mußte gelegentlich seiner Amerikafahrt am 4. März 1902 bei dem Festmahl der Stadt Chicago folgendes Lob des ihn begrüßenden Bürgermeisters über sich ergehen lassen: „Wir bewillkommnen Sie nicht allein wegen der Hochachtung und Bewunderung, die wir für den Deutschen Kaiser empfinden, als dessen Vertreter Sie die Botschaft der Freundschaft von Ihrer großen Nation bringen, sondern weil wir Ihr „demokratisches" Auftreten lieben." Was würde Kinkel dazu sagen, wenn er noch lebte?!

Digitized by Google

sie zur militärischen Organisation ihrer Bürger. Es ist ein gutes Stück rheinischer Geschichte, das uns aus dem „Wachtbuch der freiwilligen Bürgerschutzwache in Endenich“ entgegentritt. Die 14 Paragraphen enthaltenden „Statuten“ bezeichnen als Zweck der Schutzwache „die öffentliche Ordnung und Sicherheit sowohl der Personen als des Eigentums aufrecht zu erhalten“. Alle Bürger der Gemeinde von 20 Jahren und aufwärts können in die Schutzwache aufgenommen werden, die in 3 Kompagnien eingeteilt ist, befehligt von einem Hauptmann und drei Leutenants. Der Erstere hat die Pflicht, für jeden Abend eine bestimmte Zahl Wachmannschaft zur Wache auffordern zu lassen. Der Anführer der Wache hat die Patrouillen einzuteilen ꝛc., Instruktion entgegenzunehmen, den Rapport zu führen und die Emsigkeit der Wache zu kontrolieren. Die 3 Kompagnien hatten besondere Versammlungsplätze: die 1. vor Mählers Wirtshause, die 2. am alten Schützenhause und die 3. am Haidewege (Gastwirtschaft von Cornelius August Hartzheim), wo sie sich beim Generalmarsche so rasch wie möglich einfinden müssen; die ganze Schutzwache hat zum Versammlungsort den Schulplatz, wo sich der Hauptmann in diesem Falle vorfinden wird.

Hauptmann und Offiziere versammeln sich jede Woche zweimal (bei Hartzheim und bei Dreesen) abends nach 8 Uhr.

Die Patrouillenzeit ist von 10 Uhr abends bis 3 Uhr morgens. Die Wachen gehen mit Waffen, jedoch ohne Schußwaffen, mit letzteren nur auf ausdrücklichen Befehl des Hauptmanns. Die Kosten für das Wachtlokal u. s. w. werden aus freiwilligen Beiträgen bestritten. Die Wachen sollen nur auf friedlichem Wege einschreiten, und nur im Falle der Notwehr und zur Abhaltung von Verbrechen von den Waffen möglichst mäßigen Gebrauch machen.

So lauten die Statuten vom 12. April 1848, unterschrieben von:
C. A. Hartzheim, Hauptmann,
Dr. Hertz, Lieutenant,
Joh. Jos. Lingscheid, Lieutenant,
G. Maßen, Lieutenant,
Dreesen, W. Reuter, Girth, Johann Brenig, Büttel.

Die Waffenthaten der „Wacht am Rhein“ sind von den Wachthabenden in dem Wachtbuch getreulich vermerkt. Die Bemerkung: „Die Wachtmannschaft hat sich gut aufgeführt und ist nichts Besonderes vorgefallen“ ist die täglich wiederkehrende. Die Parole „Süddeutschland, Schleswig, Freiheit, Gleichheit, Endenich, Camphausen, Hansemann, Schweiz, Wien, Polen“ geben Zeugnis von dem weiten politischen Horizonte der Endenicher Stadtsoldaten, und es entbehrt die Parole der letzten Wache „Geht schlafen“ auch des humoristischen Beigeschmacks nicht. —

Digitized by Google

Die erste Waffenthat erfolgte in der Nacht vom 12. auf den 13. April: die Patrouille brachte ein verdächtiges Individuum zur Wache, den Franz Ippendorf, in Arbeit bei Schuster Linden in Poppelsdorf, der sich betrunken und deshalb den rechten Weg verfehlt hatte. Da der Patrouille diese Erklärung nur erdacht erschien, so hat sie bei dem Bürgermeister Anzeige erstattet.

Leutnant Hertz bemängelt am 15. April, daß die Wachtstube bis gegen Mitternacht von Unberufenen besucht würde, die dort Unterhaltung suchten und der guten Ordnung keineswegs nützten. Er beantragt einen „Regimentsbefehl".

Am 17. April wird ein verdächtiger junger Mann zur Wache geschleppt, der auf einem Heuboden des Conrad Kastenholz schlafend gefunden wurde. Mit einer derben Ermahnung, sich in Zukunft auf eine bessere Art zu ernähren, wurde er gegen Morgen „über die Grenze" transportiert.

Am 19. April spendet der Lehrer Leeser der Wache 10 Seidel Bier.

Am 29. wird die Wache durch den Ortsvorsteher ortspolizeilich revidirt.

Am 3. Mai übernimmt Nettekoven das Kommando, da Dr. Hertz zu einer „Kindbetterin" abgerufen wurde.

Am 6. Mai ist die Wache mehrmals beunruhigt worden, weshalb die Patrouillen verstärt wurden.

Am 14. Mai wird Peter Mey verhaftet, der mit einer Leiter bewaffnet, betroffen wurde. Befragt, sagt er aus, er habe der Magd des Herrn Eich einen Mai gesteckt. „Da der Gesichtsausdruck des Verhafteten mehr auf Dummheit und Verliebtheit als auf verbrecherische Absichten hindeutete, so wurde er nach einer angemessenen Vermahnung über die Unangemessenheit solcher zärtlichen Liebesbezeugungen in so kriegerischen Zeiten mit einem derben Rüffel entlassen — und dem Herrn Bürgermeister später vorgeführt."

Am 26. Mai ist nichts vorgefallen, „die Wache ist ruhig sitzen geblieben und hat ihr Pfeifchen geraucht."

Am 27. Mai stiftete die Wache Ruhe und Frieden bei einer Schlägerei bei Gastwirt Dahmen. Eine der streitenden Parteien befehdete darauf in der Nacht die Wachtmannschaft in der Wachtstube, in der sie alles kurz und klein schlug. Die Wachtstube wurde auf Befehl des Herrn Hauptmanns geräumt und der Ruhestörer an die Luft befördert.

Dies ist die letzte Heldenthat der „Wacht am Rhein", von der uns das Wachtbuch Kunde gibt. Es scheint darauf Ruhe eingetreten zu sein und die Wache selbst sich in Wohlgefallen aufgelöst zu haben.

Parole: „Geht schlafen"! Es kamen darauf die Urwahlen, die die biederen Endenicher in besonderem Maße in Anspruch nahmen und

Digitized by Google

sie zu folgender Erklärung mit 95 Unterschriften der dortigen Notabeln veranlaßten:

„Die unterzeichneten Urwähler der Gemeinde Endenich erklären hiermit zum Protokolle, daß sie durch ihren Wahlakt auf die durch die Gesetze vom März und April 1848 verbürgten Volksfreiheiten nicht Verzicht leisten, sondern lediglich sich der Gewalt der Thatsachen unterwerfen."

Endenich bei Bonn, den 22. Januar 1849.

Schon am 16. März 1848 hatten sich in Endenich die Mitglieder der Volks-Kommission von Endenich versammelt und folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Zunächst ist eine Vereinbarung darüber zu treffen, welche Punkte, als zur allgemeinen Wohlfahrt des gesamten deutschen Vaterlandes gehörig, der konstituierenden Versammlung in Frankfurt a./M. als Anträge der hiesigen Gemeinde vorzutragen seien.

2. Da die Versammlung in Frankfurt zunächst nur eine konstituierende ist, bei derselben also scheinbar liberale Bedürfnisse nicht recht zur Beratung kommen können, so müssen nur die Fragen der allgemeinen deutschen Verfassung und die Grundrechte des deutschen Volkes hier in Betrachtung gezogen werden.

3. Das ganze deutsche Volk muß in allen einzelnen Staaten und jedes Mitglied jedes Volksstammes gleiche politische Rechte haben; d. h. das allgemeine Stimmrecht, die allgemeine Wählbarkeit und Wahlfähigkeit, muß jedem deutschen Staatsbürger zustehen, der nicht durch rechtskräftiges Erkenntnis seiner Ehrenrechte verlustig erklärt ist, ohne Ausschluß der Armen.

4. Wir glauben, daß das Alter für die politische Reife, und zwar sowohl für die Wählbarkeit als Wahlfähigkeit gleichmäßig, nicht unter 25 Jahren zu setzen sei.

5. Wir sind der bestimmten Ansicht, daß eine unverfälschte und wahrhafte Ermittelung des Volkswillens und eine volle Mündigkeit des Volkes nicht anders, als durch die direkte Wahl der Volksvertreter zu erwirken sei.

Endenich den 16. März 1848.

Brenig	C. Hartzheim
Dr. Hertz	Dr. Richarz
Anton Offermann	Greuel
Honecker	H. Müller
	W. Schurz.

Der Abgeordnete Kinkel schrieb darauf an seinen getreuen Hauptmann Gastwirt Hartzheim in Endenich:

Mein lieber Freund! Aus unserer schwülen Luft sehne ich mich oft genug nach den redlichen Brunderseelen in Bonn und Umgegend, und wie oft

Digitized by Google

grüßen Sie mich da mit Ihrer unverdienten Liebe und Güte, die Sie noch im Augenblick jenes sausend schnellen Abschiedes von Bonn mir entgegentrugen! Wir haben hier treu aber fruchtlos gekämpft, uns steht eine Phalanx von Leuten entgegen, die leider nur zu gut wissen, warum sie rechts sind. Mit reiner Parteistimme haben sie die meisten von uns aus den Kommissionen ausgeschlossen, in denen wir wirklich mit Kenntnis und Segen auf die Gesetzgebung wirken konnten — was kann wohl aus der Gemeindeordnung werden, wenn man in den betreffenden Ausschuß — reiche Landräte von Adel wählt? Ist das nicht ein Hohn auf den Volkswillen? Dazu der unleidliche, alle Lebensfrische zerstörende Belagerungszustand, die infamen Kalumnien der Kreuzzeitung, die freilich mehr Spaß als Galle machen, und das freudlose Wesen draußen, wo es in Italien, Frankreich, Frankfurt u. s. w. doch eigentlich ganz hundeschlecht geht. Gleichwohl halten wir noch den Kopf über Wasser. Gewichen sind wir nur in der Amnestiesache, wo, wenn wir hier ganz starr blieben, das ganze Land an uns irre werden mußte. Sonst wird wenigstens die kleine Zahl von Männern einfach die strengen Grundsätze der reinen Demokratie vertreten und auf parlamentarische Siege (die stets Koalitionen und also Freiheitsniederlagen sind) keinen Wert legen.

Einen herzlichen Gruß an die Ihrigen, speziell auch an die Kinder, die meiner so freundlich denken, daneben aber an Ihre mutige Familie in Bonn. Ein solches Haus wie Ihres hält allein eine Fahne oben! Wenn es wahr ist, daß Gottschalck und Cornelie bei Ihnen weilen, so sprechen Sie Ihnen mein herzlichstes Gefühl aus. Ich habe heute, da wir zufällig keine Sitzung haben, früh 6 Uhr das Arbeiten begonnen, jetzt ist es 4 Uhr Nachmittags, nun muß ich noch an meine Frau schreiben, und dann gehe ich erst zum Mittagsessen. Die Arbeiten häufen sich, wenn man als ehrlicher Mann alles Einlaufende lesen und ordnen will, (und das thue ich) ins Uebermenschliche! Darum Entschuldigung, daß meine Feder so mit den Buchstaben fortläuft und die ganz müd abgeschriebene Hand nicht mehr fortkann.

Was Sie können, das thun Sie doch jetzt, beim Quartalwechsel, für Verbreitung meiner Zeitung aufs Land, zumal in die Schenken. Wenn uns nicht bald durch stärkeres Abonnement Luft kommt, so vermögen wir ein Unternehmen, das jetzt wirklich gut arbeitet, nicht fortzuerhalten. Können Sie nicht bei den demokrat. Nachbarvereinen die Bestellung mehrerer Exemplare bewirken? Einer für Alle, aber auch Alle für Einen!

Berlin, 30. März 1849. Brüderlichen Gruß!

Gottfried Kinkel.

Die Petition wegen Doppelbesteuerung habe ich noch nicht erhalten.

K.

Am 30. März 1849 richtete nunmehr Kinkel an seine Getreuen in Endenich folgendes Manifest:

An
die Bürger Wahlmänner der Gemeinde Endenich,
zur gefälligen weitern Mitteilung an ihre Urwähler.

Bürger!

Ihr am 14. abgesandtes Schreiben kam mir für die damals schwebenden Kammerhandlungen sehr gelegen und nährte in mir den Wunsch, daß es im Lande viele Wahlmänner-Kollegien geben möchte, welche ihre für die Volksrechte kämpfenden Abgeordneten so kräftig unterstützen, wie es von Ihnen geschieht. Es fand sich gleich wenige Tage darauf, nämlich in der Sitzung vom 19. März, eine mich verpflichtende Gelegenheit, Ihre Sache als einen Belag für die Ungültigkeit der Verfassung anzuführen. Als nämlich der Redner Heylandt (von der Rechten) die lächerliche Behauptung aufstellte, das Volk habe durch die auf Grund der Verfassung vorgenommenen Wahlen

Digitized by Google

gleichsam „in Urversammlungen über die Verfassung abgestimmt", meldete ich mich zu einer thatsächlichen Berichtigung und brachte Ihren Protest vor; ich sprach dabei: „Diese Akten enthalten einen Protest, von den Urwählern von Endenich, in meinem Wahlbezirk, unterzeichnet. Sie erklären damit zum Protokolle, daß sie durch ihren Wahlakt auf die durch die Gesetze vom März und April 1848 verbürgten Volksfreiheiten nicht Verzicht leisten, sondern lediglich sich der Gewalt der Thatsache unterwerfen." Dieser Protest ist von dem Wahlkommissarius angenommen, allerdings aber von einer andern Behörde zurückgeschickt worden mit der Erklärung, daß durch ein Reskript des Königlichen Ministeriums des Innern solche Proteste zurückgewiesen worden seien auf Grund des Paragraphen des Wahlgesetzes, welches verbiete, im Wahllokale Diskussionen zu halten oder Beschlüsse zu fassen. Es ist ein solches Ministerialreskript mir selbst entgegengetreten, indem in dem Lokale, wo ich als Urwähler mitzustimmen hatte, ein solches Reskript ebenfalls geltend gemacht wurde gegen etwa einzureichende Vorbehalte. Die Thatsache steht somit fest, daß dem Volke das Recht des Protestes verkümmert worden ist, und mit vollem Rechte machen die betreffenden Urwähler in ihrem Schreiben an mich darauf aufmerksam, daß „der Vermutung völliger Raum gelassen ist, daß ebenso wie den Protesten von Endenich (und aus einem andern Wahlplatz meines Kreises) auch noch sehr vielen andern aus der Monarchie der Eingang in die Kammer durch das Verfahren der Regierung versagt worden ist." Es ist somit eine Fiktion (Erfindung), daß das Volk unzweideutig in den Urversammlungen die Verfassung anerkannt und sein Recht nicht gewahrt habe. Es ist aber in diesen Urversammlungen, ich meine in den Wahlversammlungen von Seiten der Wahlkommissarien zu einer Kollekte für ein Schiff der Flotte aufgefordert worden. Es ist also etwas verhandelt worden trotz dem Wahlgesetz: es scheint, zu solchen Verhandlungen ist immer Zeit, wenn man Geld von dem Volke haben will. Ich muß aber erklären, daß außerdem die Art, aus dem Verbote von Diskussionen und Beschlüssen in der Versammlung auch die Verweigerung der Annahme von Protesten abzuleiten, mir wie eine Erschleichung aussieht."

Der Abgeordnete Urlichs, manchen unter Ihnen, wie ich denke, noch von Bonn her bekannt, bezog sich in seiner nun folgenden Rede ziemlich übermütig auf Ihren Protest, indem er das Benehmen des „Volks von Endenich" mit dem des „Volks von Hannover" verglich, das in einem ähnlichen Falle lieber gar nicht gewählt habe: sein Lohn dafür war ein verdientes Spottgelächter von der Linken. Später machte auch Herr von Vincke noch zweimal eine Wiederholung des Ausdrucks „Volk von Endenich", indem er dabei auf die Kleinheit Ihres Wahlbezirks anspielte. Nach der ungerechten Geschäftsordnung, welche damals die Rechte uns auferlegt hatte, konnte ich ihm nicht alsogleich darauf dienen, da ich das Wort nicht zu bekommen vermochte: es wird aber noch eine Gelegenheit kommen, den gerechten Landrat Herrn von Vincke an das „Volk von Endenich" zu erinnern. Einstweilen ergriff der Minister Manteuffel gegen mich das Wort, erklärte über jenen Bescheid nicht augenblicklich Auskunft geben zu können; er habe aber immer nur auf Gesetzesstellen mit seinen Verfügungen sich gegründet. „Was das erwähnte Schiff betrifft, für welches kollektiert sein soll, so ist mir erinnerlich, daß Jemand zu mir kam, welcher wünschte, diese Angelegenheit mit dem Wahlgeschäft in Verbindung zu bringen; ich habe jedoch den Antrag zurückgewiesen mit dem Bemerken, daß ich nicht in der Lage wäre, einen Census auf die Wähler zu legen. Ich erwarte also den Nachweis, daß dies dennoch geschehen sein sollte." Hierauf erwiderte ich unter der unanständigsten Unruhe der Rechten, die mich stets unterbrach und mürbe machen wollte: „Ich werde den gewünschten Beweis erbringen, daß von dem Wahl-Kommissär des Bezirks, in dem ich zu wählen hatte, in amtlicher Weise zu einer Kollekte für

Digitized by Google

ein zu erbauendes Kriegsschiff ist aufgefordert worden. Ich habe aber durchaus nicht die Erklärung von dieser Tribüne gegeben, daß ein Ministerial-Reskript vorgelegen habe, durch welches solche Kollekte geboten sei. Dann aber, wenn das von einem Unterbeamten auf seine Hand gethan worden ist, so verdient die Sache als eine Willkür gerügt zu werden, und deswegen ist der Beweis von mir zu erbringen, was ich thun werde."

Bürger von Endenich! Ich hoffe durch das vorstehend Gemeldete treu und genügend Ihren Auftrag an mich erfüllt zu haben, und bitte Sie nun, es mir zu erleichtern, daß ich mein Wort wegen Erbringung jenes Beweises lösen kann. Demnach wollen Sie mir folgendes melden:

1. Ob auch bei Ihrer Urwahlversammlung für ein Flottenschiff eine Kollekte beantragt worden ist?
2. Von wem und in wessen Auftrag die Kollekte vorgeschlagen wurde?
3. Wollen Sie einige Bürger beauftragen, bei dem Bürger, Referendar Schmitz, welcher Wahlkommissar für meinen Wahlbezirk gewesen ist, ebenfalls haltbare Erkundigung einzuziehen, ob nicht durch einen Befehl höherer Beamten solch eine Kollekte angeordnet war. Oder durch wen sonst?

Einen Bericht darüber wollen Sie mir hierherzenden, damit ich vorkommenden Falles ihn von der Rednerbühne aus benutzen kann.

Meine beiden Kollegen Bleibtreu und Becker, die beide zur Partei der gemäßigten Linken sich bekennen und im Sinne des Volkswohls stimmen, lassen sich Ihnen empfehlen. Sie werden uns drei stets bereit finden, redlich Ihre und unsre gemeinsamen Vorteile zu vertreten.

Es freut mich Ihnen zu melden, daß ich höchst wahrscheinlich die Ostertage in meinem Wahlkreis zubringen werde, und ich hoffe Sie, wenn es zu einer Urwählerversammlung in Bonn kommt, dort recht zahlreich zu begrüßen. Seien Sie überzeugt, daß Ihre Wahl mich mit Stolz erfüllt und ich keinen höhern Ehrgeiz empfinde, als den, ein getreuer, niemals wankender Volksbote zu sein.

Berlin, 30. März 1849.

Gruß und Handschlag!
Gottfried Kinkel.

Am Sonntag, dem 6. August 1849, huldigte die Bürgerwehr zu Endenich dem Reichsverweser Erzherzog Johann durch ein feierliches Hochamt, einen Nachmittagsgottesdienst mit Te deum einer Versammlung auf dem Gemeindeplatze und einem Schlußball mit Feuerwerk bei Hartzheim.

Die Regierung zu Köln fand sich darauf veranlaßt, gegen Hartzheim eine Untersuchung einzuleiten, „weil er in den Jahren 1848 und 1849 den von den extremsten Führern der demokratischen Partei, Dr. Gottschalk und Kinkel ausgehenden Versammlungen jederzeit sein Wirtschaftslokal geöffnet und hierdurch die vorgedachten Bestrebungen begünstigt und erleichtert habe". Derselbe habe dadurch, daß er noch in neuester Zeit, den 26. Dezember 1850, in seinem Wirtschaftslokale eine demokratische Versammlung abhalten ließ, in welcher u. a. auch der Redakteur der Westdeutschen Zeitung Dr. Becker (der spätere Oberbürgermeister von Köln) Reden gehalten, gezeigt, daß er auch jetzt noch seine Wirtschaftskonzession zur Beförderung von Unordnungen zu mißbrauchen geneigt sei. „Auf Grund dieser Thatsachen leiten wir

Digitized by Google

nach Maßgabe der § 71 und ff. der Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 das Verfahren auf Entziehung der Wirtschaftskonzession wegen Mißbrauchs derselben ein ꝛc. Köln, 30. Januar 1851.

Kgl. Regierung, Abt. des Innern
gez. Birk."

Auf die schriftliche Verteidigung des Angeklagten erfolgte das gestrenge Urteil:

Hartzheim erhält durch den Landrat von Hymmen in Bonn eine von der Königlichen Regierung in Köln ausgeteilte „protokollarische Verwarnung".

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Mit diesem Schlußakt endete das hochpolitische Schauspiel in unserem Nachbardorf am — Rhein.

„Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht
In Endenich am Rhein!"

Wenn man dieses Stück deutscher Politik hinter dem warmen Ofen auf der Wachtstubenbank heute nach fünfzig Jahren betrachtet, so weiß man nicht, ob man über den Ernst und die Führung verständiger Bürger durch bedeutende Geister zum politischen Kampfe lächeln, als über den Aufwand an Arbeit seitens der höheren Behörden mehr staunen soll. Wir sind mittlerweile als Deutsche den Kinderschuhen entwachsen. Wenn man aber bedenkt, daß in jener denkwürdigen Zeit jede freie Geistesregung und jegliches Bestreben, das schaffen zu wollen, was wir heute erreicht haben und sind, durch schroffen Geistesdruck niedergehalten und bekämpft wurde, so erscheint auch der kriegerische Sinn der biederen Endenicher erklärlich und begreiflich.

Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Digitized by Google

4. Musikalisches Leben in Bonn.

Seit den Tagen des größten Sohnes der Musenstadt Bonn, Ludwig van Beethoven, sind die Musen den Mauern dieser Stadt nie mehr fremd geblieben. Das Vermächtnis ihres großen Toten und seiner hervorragenden Lehrer und Freunde, des Kapellmeisters Franz Ries und des Hoforganisten Neefe, des Violinisten Andreas und des Violoncellisten Bernhard Romberg hat die folgende Generation treu gehütet und als ihr eigenes Erbe würdig angetreten. Die am 8. Juli 1810 in Bonn geborene Tochter des Gymnasiallehrers Mockel, Johanna, die nachmalige Gattin des Dichters Gottfried Kinkel, hatte schon in frühester Jugend den Unterricht des alten Ries, des ersten Lehrers Beethovens, genossen. Dieser Unterricht sollte für Johanna und das musikalische Leben Bonns in der Epigonenzeit entscheidend sein, da das hervorragende musikalische Talent Johannas in seltenem Maße für die Bonner Kreise anregend und fruchtbringend war.

War sie es doch, die seit Ende der zwanziger Jahre bis zum Ausbruche der Märzrevolution 1848 die Tonkunst in ihrer Vaterstadt zu hoher Blüte erhob und die Pflege derselben in den weitesten Kreisen sich angelegen sein ließ. Sie war die eigentliche Begründerin des „Bonner Gesangvereins", des Vorgängers des jetzigen „Städtischen Gesangvereins". Dieser Verein ist auch — wie wir vorhin gesehen haben — die Veranlassung gewesen, daß sich im Anfange der vierziger Jahre in Bonn ein Kreis jugendlicher Poeten, Gottfried Kinkel, Alexander Kaufmann, Arnold Schlönbach, Willibald Beyschlag, Matzerath, Simrock, Wolfgang Müller von Königswinter um ihre „Direktrix" scharte und den für die deutsche Litteraturgeschichte bedeutungsvollen „Maikäferbund" gründete. Ich habe es für nützlich gehalten, aus den mir vorliegenden Notizen Johannas über diesen Gesangverein das herauszuschälen, was für die Geschichte der Musikpflege in Bonn und für die Bonner Kreise von Interesse sein könnte, und möchte in folgendem die Leser mit der Geschichte dieses Vereins etwas näher bekannt machen, auf den die Bonner mit Freude und Stolz zurückblicken dürfen.

I. Der Verein bis 1832.

Eine förmliche Stiftung des Vereins läßt sich ebenso wenig, wie ein festes Gefüge desselben nachweisen; er entstand aus sehr kleinen

Digitized by Google

Anfängen und entwickelte sich in den ersten Jahren dadurch, daß immer einzelne Musikfreunde sich von neuem zu musikalischen Uebungen vereinigten, wenn auch ein festes Band das Ganze nicht mehr zusammenhielt.

Die erste Veranlassung gab im Jahre 1827 der erste Lehrer Beethovens, der Kapellmeister Franz Ries, der einige seiner Schülerinnen an einem Abende zu sich kommen ließ, um einander ihre fertig einstudierten Stücke wechselseitig vorzuspielen. Johanna Mockel spielte als 17jährige zuerst eine Sonate, dann Valeria Schram, zuletzt sang Auguste Haßkarl eine Arie. Bei der nächsten Zusammenkunft sang Johanna mit Auguste Haßkarl ein Duett, bei der darauffolgenden ein Terzett unter Mitwirkung ihres Vaters, des Gymnasiallehrers Mockel, und zwar aus der verschollenen Oper „Die weiße Dame" von Boieldieu.

Im Laufe der Zeit hatten einige Familien, deren Töchter Schülerinnen des alten Ries waren, ein musikalisches Kränzchen veranstaltet, einige junge Leute, die Tenor und Baß sangen, wurden hinzugezogen, und abwechselnd mit den Klavierstücken leichtere Ensemble-Stücke aus Opern wöchentlich aufgeführt. Das Einstudieren unter Begleitung von Cello und Violine übernahm Ries. Die Auswahl der Gesangstücke und deren Einstudieren fielen Johanna zu. Nach einiger Zeit beschränkte sich Ries nur auf die Beurteilung der Leistungen und die Direktion wurde seither ausschließlich Johanna überlassen.

Die Familien, in denen das musikalische Kränzchen gehalten wurde, waren die Eltern Johannas, die Familien Haßkarl, Schram, Breuer in den ersten zwei Jahren; dann Freitag, Frowein, Quoadt, Lukas, Müller und Oppenhoff.

Aufgeführt wurden Stücke von Mozart, Weber, Spontini, Hummel, Beethoven, Sonaten von Ries und außerdem Kompositionen von Auber, Boieldieu, Paer u. a. Gelichters (wie Johanna sich ausdrückt).

II. Der Verein von 1834—36.

Johanna war von 1832—33 teils in Köln, teils im Elternhause zu Bonn krank und übernahm erst im Winter 1833—34 und im folgenden Jahre die regelmäßige Leitung des Vereins. Der Gesang bekam jetzt die Oberhand. Auch sorgte sie dafür, daß ganze Opern oder doch vollständige Akte derselben zur Aufführung kamen. Um einen Vorrat wohl einstudierter Opern-Ensembles immer auf dem Repertoire des Winters zu haben und zufälligen musikalischen Bedürfnissen in Sommerkonzerten ꝛc. mehr Reiz und Teilnahme zuzuwenden, hielt Johanna an den Sonntag Vormittagen regelmäßig ein paar Uebungsstunden in ihrer Wohnung ab. Fremde Künstler, die in Bonn im Sommer Konzerte gaben, wurden auf diese Weise mit Erfolg unterstützt. Leider scheiterte diese Absicht später an den philiströsen Vätern

Digitized by Google

und Müttern der Schülerinnen, die es für unschicklich hielten, in dem Entreekonzert eines fremden Musikers zu singen, dessen Herkunft man nicht genau kannte. Da man die Armut der Bettler lieber begünstigte als die der Künstler, so stand die Bonner Gesellschaft ihr bereitwillig bei, als sie einige Konzerte zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins gab. Es kamen dabei zur Aufführung Figaros Hochzeit, Hassan von Weber, der Wasserträger von Cherubini, wobei die Herren Schäfer, Hasenklever, Carth, Ladner, Dr Lukas, Heimsoeth, Mockel, die Damen Haßkarl, Angela Oppenhoff, Julie Löhnis, Rosa Bernd, Grity Thormann, und Johanna Forstheim mitwirkten. Außerdem 1835 der erste und zweite Akt aus Don Juan, Quartett aus Idomeneo, Arie aus Euryanthe, Quintett aus Così fan tutte, Sextett aus dem Wasserträger, Stücke von Hummel, (Fiss-moll-Sonate) Beethoven, Armida von Gluck, Szene und Chor aus Faust von Spohr ꝛc. Von Herbst 1836 bis Frühjahr 1839 war Johanna in Berlin. Unterdessen bestand der Verein nur noch in losem Verhältnis fort. Bis zum Winter 1839—40 brauchte Johanna Zeit, um den eben in Auflösung begriffenen Verein wieder zusammenzubringen, zu neuen Arbeiten der Gemeinschaft anzuregen und durch frische Kräfte zu verstärken.

III. Der Verein 1840—43.

Zwei Konzerte zum Besten des Frauenvereins und der neu zu gründenden Elisabethschule führten das Interesse der Bonner Gesellschaft wieder dem Verein zu, in denen Johanna Sonaten von Beethoven mit Meisterhand spielte. Eine Menge kleinerer Kirchen- und Opernkompositionen und Klavierstücke wurden vor einer sehr gewählten Zuhörerschaft vorgetragen. 1841 wurde Mozarts Idomeneo aufgeführt (Elia-Bertha Forstheim, Electra-Angela Oppenhoff, Idamant-Peretti, Idomeneo-Leo Kaufmann, der spätere Oberbürgermeister von Bonn Leopold Kaufmann).

1842 kam Mozarts Requiem an die Reihe. Violine und Violoncello übernahmen zu dieser Zeit die Herren Mohr und Neußer.

Im März 1842 hatte der Verein den Vorzug, das von Johanna komponierte Liederspiel: „Otto der Schütz" aufzuführen, bei welchem Gottfried Kinkel die Dialoge vortrug und Bertha Forstheim, die Herren Peretti, Andreas Simons und Leo Kaufmann mitwirkten.

Die Aufführung der „Königin von Saba" war die erste, die nach der Verheiratung Johannas mit Gottfried Kinkel (22. Mai 1843) im Poppelsdorfer Schlosse gehalten wurde. In dem von Professor Treviranus eingeräumten botanischen Hörsaale konnte der Verein sich behaglicher entwickeln als früher. Johanna hebt hervor, daß der Verein sich einer vollkommenen dauernden Einigkeit erfreue und daß diese zum größten Teil darauf zurückzuführen sei, daß er stets äußerst vorsichtig in der Annahme neuer Mitglieder zu Werke ginge.

Digitized by Google

IV. Der Verein von 1843—46.

Das von Gottfried Kinkel gedichtete und das von Johanna komponierte Liederspiel „Die Assassinen" gelangte am 26. Juli zur ersten Aufführung. Nach der Geburt ihres ersten Kindes versammelte Johanna im August 1844 wieder den ganzen Verein zu neuem Eifer um sich. Johanna verzeichnet als die beste Aufführung, die der Verein bis dahin geleistet habe, die Jessonda von Spohr, bei deren Einstudieren Eifer und Freude bis zu Ende Stand hielten und die Damen Lida Freitag, Anna Goldfuß, Marie und Emilie von Salomon und die Herren Peretti, Letellier, Kerz, Focke und Wenigmann mitwirkten. Das Urteil der Mehrzahl der Zuhörer, dem sich Johanna anschloß, war: „Die Oper ist in Text und Komposition eine der besten, die je geschrieben worden ist".

Bei der am 9. März 1845 folgenden Aufführung des Oberon von C. M. v. Weber bemerkt Johanna: „Die Musik, obgleich reizvoll und fein gearbeitet, hat doch zu viel schwache Stellen, um auf die Dauer bei langem Einüben zu genügen. Sie ließ nach der vorhergegangenen Aufführung der Jessonda einen unvollkommenen Eindruck zurück; auch eignete sie sich der vielen Einzelstückchen wegen nicht so für eine Konzertleistung, als jene aus einem Guß geschaffene Oper."

Durch eine lange Krankheit ihres ältesten Kindes, die Geburt eines zweiten, lange Abwesenheit der Solistinnen, das zwischen einfallende Inaugurationsfest des Beethoven-Denkmals — August 1845 — erlitt der Verein[1]) einige Störung, bis 1. Februar 1846 Iphigenie in Aulis von Gluck zustande kam, in der Anna Goldfuß und Lida Freitag zum letzten Male vor ihrer Verheiratung auftraten und alle Hörer entzückten. Die beiden schönen Bräute wurden beim Finale unter lautem Beifall des Chores und Publikums bekränzt. Beim Einüben des Pietro von Albano von Spohr, der der Jessonda sehr nahe an Wert steht, steigerte sich die Freude des Vereins in erhöhtem Maße, da die Introduktion noch ein persönliches Interesse für den Kreis hatte, da ihm der Text stets das Schicksal der beliebten Sängerin Anna Goldfuß (der Tochter des Prof. Goldfuß) vor die Seele hielt. Anna lag während des Einübens, nur wenige Schritte entfernt, zu Tode am Nervenfieber erkrankt in der benachbarten Wohnung. Noch kurz vor ihrer Erkrankung hatte sie die Bonner Gesellschaft durch ihre „Iphigenie" erfreut.

Am 5. Dezember 1846 wurde im oberen Rathaussaale die Oper Hans Heiling von Marschner gegeben. Trotz der großen Mängel in Komposition und Ausführung hat diese Oper außerordentlichen Beifall

1) Der Stifter des Vereins, Kapellmeister Franz Ries, erreichte in diesem Jahre das 90. Lebensjahr.

Digitized by Google

gefunden. Leopold Kaufmann sang den Hans Heiling vorzüglich. Auch der Chor sang sehr gut, konnte aber nicht in seinem vollen Glanze erscheinen, „da der Komponist mit unverantwortlicher Faulheit die Chöre meist unisono gesetzt hat".

Am 31. Juli fand in der Lesegesellschaft darauf die Aufführung des Oratoriums „Israel aus Aegypten" von Händel statt. Unter den Zuhörern befand sich der „Ritter Neukomm", der sich sehr günstig über die Bestrebungen des Vereins aussprach. In diesem Jahre nahm der Verein auch seine ersten geschriebenen Statuten an.

V. Der Verein von 1847 bis zu seiner Auflösung.

Nachdem der „Berggeist" von Spohr zur nächsten Aufführung gewählt und dieserhalb schon 10 Proben abgehalten waren, überwucherten die politischen Interessen die Liebe zur Musik in Bonn und bei den Zusammenkünften des Vereins gewannen allmählich die Gespräche über das im Anzuge befindliche Gewitter der Revolution die Oberhand, das dem Schicksale Johannas und Gottfried Kinkels so verhängnisvoll werden sollte. Es wurde in Bonn mehr politisiert als gesungen, sagt Johanna. Die Mitglieder zeigten bei den Proben nicht mehr das erforderliche Interesse, blieben vielfach ohne Entschuldigung aus, zwei unentbehrliche Mitglieder mußten verreisen. Obschon Johanna kurz vor der geplanten Aufführung alle Mitglieder vorher schriftlich verpflichtet hatte[1]), zu erscheinen, ließ sich kurz vor der Probe die erste Sopranistin wieder absagen, „weil sie eben eine Einladung auf 7 Uhr zum Thee erhalten hatte" (die Proben fanden von 3—5 Uhr statt).

Johanna schreibt am 24. Juni 1847 an eine Freundin:

„Ob es nun wirklich wahr wird, daß wir aus Bonn herauskommen? Nur um der Großeltern willen thäte mirs leid, denen die Trennung von den Enkeln großen Schmerz machen würde. Sonst aber fesselt mich wenig mehr an Bonn. Mit unsäglicher Geduld hatte ich mir hier einen Musikverein herangebildet. Vor einem Jahr stand er auf seinem Höhepunkt und ersetzte mir die mangelnde Oper. Da wurden mir rasch nacheinander meine besten Sängerinnen weggeheiratet, die Sänger bekamen Anstellungen auswärts, und ich müßte jetzt die Arbeit von vorn wieder anfangen. Mit dem poetischen Verein ists (in anderer Weise) nicht viel besser gegangen. Die Mitglieder sind unterdes vors Publikum getreten und ruhen ein bischen auf den Lorbeern. Die Strebsamkeit der Jugend ersetzte früher den aufregenden Unterhaltungsstoff, der kleinen Städten immer fehlt. Was wert ist besprochen zu werden, lesen wir in der Zeitung vorher verhandelt, ehe es in die geselligen Kreise übergeht. Lokale Interessen und Persönliches wird Einem so unsäglich langweilig auf die Dauer. Endlich das Innerlichste erschöpft sich, wenn man sich allzunoft sieht. Und so geht unser Verlangen jetzt mehr und mehr: hinaus aus der Enge, in eine neue Lebensströmung hin.

---

1) In dem Rundschreiben erklären bei ihrem Namen Eduard und Max Fichte: kommen und sind ordentlich, Bernhard und Hans Brandis, Hartmuth Arndt, Eberhard de Claer: kommt; desgl. die Damen Hulda und Anna Wichelhaus, Minna Necker und Nanna Arndt.

Digitized by Google

Um nun nicht ungerecht zu sein, muß ich allerdings bekennen, daß ich als Lehrerin jetzt meine goldne Zeit feiere. Das Verhältnis zu meinen Schülerinnen kann gar nicht liebevoller und wirksamer an irgend einem andern Orte jemals werden, als es hier ist. Und daran ist gewiß die Beschränktheit aller künstlerischen Genüsse in diesem Orte Schuld. Was diesen Punkt angeht, bin ich ganz an meinem Platz, und mein Talent ist viel nützlicher als anderswo. Aber ich muß immer musikalische Gedanken ausgeben, ohne andern neuen Nahrungsstoff einzusaugen, als den ich mir mit dem ungeheuersten Zeitaufwand selbst zusammenscharren muß.

Ich muß wieder Musik genießen[1]) nach dieser jahrelangen Tagelöhner-Arbeit in meinem Fach. Leb wohl, grüße die lieben Deinigen von Deiner dankbar ergebenen Johanna Kinkel.

Johanna schreibt am Schlusse ihrer Memoiren:

Dies ist nur ein Beispiel von der Unzuverlässigkeit und Gleichgiltigkeit, mit der die Mehrzahl der Mitglieder seit längerer Zeit meine Geduld ermüdet hatten. Ich beschloß daher, nicht bloß diese eine Aufführung, sondern den Verein überhaupt dran zu geben, da die Resultate desselben ferner in gar keinem Verhältnis mehr zu den Opfern stehen, mit denen ich ihn bisher zu erhalten strebte."

So endete dieses von Johanna mit so vieler Aufopferung und künstlerischer Begeisterung ins Leben gerufene und Jahrzehnte hindurch glücklich geleitete Unternehmen. Das unerbittliche Schicksal vergönnte es ihr auch nicht mehr, von dem Augenblicke der Befreiung ihres Gatten aus den Zuchthausmauern zu Spandau den Boden ihrer geliebten Vater- und Musenstadt Bonn wieder zu betreten. Am 15. November 1858 fand sie in London, im Exile ihres Gatten, einen tragischen Tod.

Wie wir gesehen haben, hat Johanna das Vermächtnis Ludwig van Beethovens treu gehütet und auch die folgende Generation hat ihr Erbe würdig angetreten. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab waren es der „Städtische Gesangverein" [2]) und der „Beethoven-Verein", die sich die Pflege der klassischen Musik in Bonn angelegen sein ließen. Seit der Begründung des Vereins „Beethovenhaus" (vornehmlich durch den auch um manche andere, Kunst und Leben berührende Fragen, verdienten Professor Wilhelm Kuppe) ist die verständnisvolle Pflege der Tonkunst bis in die Gegenwart der Stolz und der Ehrgeiz der Bonner gewesen. Kein Geringerer, als der große Geiger Joseph Joachim, hat bei seinen wiederholten Besuchen Bonn's aus Anlaß von regelmäßig wiederkehrenden Musikfesten, die besonders der Ausübung der Kammer-Musik gewidmet sind, durch seine führende Mitwirkung diesen Künstlerfesten eine besondere Weihe verliehen. Möchte es dauernd so bleiben!

---

1) Vgl. im Uebrigen über die Beziehungen Johannas zu Felix Mendelssohn-Bartholdy den Aufsatz von Adeline Rittershaus in der „Neuen freien Presse" vom 19. April 1900.

2) u. A. auch unter Leitung des verdienten Musik-Schriftstellers Joseph von Wasielewski.

Digitized by Google

5. Musikalisches Leben in Düsseldorf: Felix Mendelssohn-Bartholdy[1]).

Wohl wenige deutsche Städte haben in ihren Mauern ein so vielseitig angeregtes geistiges Leben in einem verhältnismäßig kurzen Zwischenraum zur Entfaltung und Blüte kommen sehen, wie Düsseldorf.

Die unvergleichliche Gartenstadt hatte sich schon durch die Wirksamkeit des alten Burgmüller, des Vaters des allzufrüh dahingeschiedenen Komponisten Norbert Burgmüller, einen wohlverdienten Ruf auf musikalischem Gebiete erworben, der dort in den weitesten Kreisen den Grund zu einer geregelten musikalischen Bildung zu legen und den Eifer für die Tonkunst nach Kräften zu beleben bestrebt war. In Karl Immermann hatte die deutsche Dichtkunst und Bühne ihren großen Apostel wiedergefunden, der gerade hier mit glücklicher Hand seine reformatorische Thätigkeit entfaltete.

Seit dem Jahre 1826, in welchem Wilhelm von Schadow mit seiner jungen Künstlerschar in Düsseldorf einzog, schien hier eine neue Blüte der Kunst aufzugehen. Aus dieser Schule gingen ein Lessing, Sohn, Bendemann, Hübner, Schrödter und Schirmer hervor, deren Charakter wesentlich der romantischen Dichtung entsprach. Auch der jugendliche Ferdinand Theodor Hildebrandt, der nachmalige Lehrer und Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie (geb. 2. Juli 1804 zu Stettin, gest. 29. September 1874 zu Düsseldorf), kam mit Schadow nach Düsseldorf.

In diesen Kreis trat im Jahre 1832 zum ersten Mal, auf einer Reise nach Paris zum Besuche der rheinischen Kunststadt, der jugendliche Felix Mendelssohn-Bartholdy. Nach Jahr und Tag zog Mendelssohn schon als Musikdirektor in Düsseldorf ein. Er fand zunächst schwierigere Verhältnisse vor, als er erwartet hatte und in dem Privatkreise seines elterlichen Hauses gewohnt war. Schon die ersten Konzerte machten ihm viel Arbeit. Erst als Chor und Orchester Freude an der Sache und Achtung vor dem unermüdlichen Fleiße ihres Leiters empfanden, kam auch ein rechter Zug in die Sache. Zu diesen an-

1) Vergl. Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847 von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1865. Herausgegeben von Dr. Julius Rietz und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen von Ferdinand Hiller. Köln 1878. Verlag von Du Mont-Schauberg.

Digitized by Google

strengenden Geschäften hatte Mendelssohn mit der Zeit auch die Leitung der Oper bei dem neuen Theaterunternehmer Karl Immermann übernommen und war hierdurch mit einem Schlage als „Dreiundzwanzigjähriger" der Liebling der ganzen Stadt geworden.

Aber auch in seinen persönlichen Beziehungen entwickelte er nach dem Urteile der Zeitgenossen eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, Munterkeit und Beweglichkeit. Anregend und belebend, wie sein künstlerischer Geist war, gab er überall mehr, als er nahm. So war es denn kein Wunder, daß um diesen Liebling der Götter sich eine Schar von Freunden, Anbetern und Gönnern sammelte. Mendelssohn sah sich jedoch nach geraumer Zeit veranlaßt, von der Direktion der Düsseldorfer Oper zurückzutreten.

Wolfgang Müller von Königswinter hat das Verdienst, in seinem bekannten Werke: „Erzählungen eines rheinischen Chronisten, Karl Immermann und sein Kreis", Band 1, S. 48 (Leipzig, Brockhaus) die Gründe, welche für Mendelssohn hierbei entscheidend waren, in das rechte Licht gesetzt zu haben. „Das Wahre an der Sache ist" — so läßt er Mendelssohn selbst sagen — „daß mir die Arbeit über den Kopf wächst. Jedermann weiß, wieviel ich mit den Konzerten zu thun habe. Allerdings wurde ich in einem schwachen Augenblicke zu dem Versprechen hingerissen, die hauptsächlichsten Opern zu leiten, weil meine Freunde mich dazu drängten. Nun bin ich aber zu der Einsicht gelangt, daß ich mehr versprochen habe, als ich leisten kann. Ich verliere mich und meine Kompositionen über all dem Schaffen und Wirken in der Außenwelt. Da nun auch mein Freund Julius Rietz, den wir für die Direktion der Oper im Allgemeinen von Berlin berufen haben, sich überaus wacker und tüchtig erweist, wie ich es nicht anders erwartete, und da ich also durchaus überflüssig geworden bin, so hielt ich es an der Zeit, mich zurückzuziehen, um an meinem Oratorium Paulus zu arbeiten. Ein Künstler, der Etwas vor sich bringen will, darf sich aber nicht zu sehr zerstreuen. Ich habe bis jetzt noch zu wenig geleistet. Mit meinen Liedern und Klavierstücken ist erst der Weg zu einzelnen Herzen gebahnt. Mit meinem neuen Werke hoffe ich mir das Volk zu gewinnen, so Gott will!"

Mendelssohn, der sich in seinem Vertrage nur auf zwei Jahre verpflichtet hatte [1]), ging 1835 nach Leipzig, um die Direktion der der Gewandhaus-Konzerte zu übernehmen. Noch in demselben Frühjahr hatte er das Musikfest zu Köln und am 2. Juli 1835 sein letztes Konzert in Düsseldorf dirigiert. Auch die Eltern waren von Berlin herbeigeeilt, um den Triumphen ihres Sohnes beizuwohnen. Von den Zeitgenossen wird uns berichtet, daß selbst diejenigen, die Mendelssohn als einen fremden Eindringling angesehen und ihm

1) Vergl. Lampadius, „Felix Mendelssohns-Bartholdy", Leipzig 1848, S. 43.

Digitized by Google

manchen Verdruß bereitet hatten, durch sein Klaviercapriccio in H-moll versöhnt gewesen, jeder Mund des Jubels voll und zugleich der Trauer kein Ende gewesen sei.

In Leipzig vollendete er seinen Paulus. Am 22. Mai 1836, einem Pfingstsonntage, wurde dieses Oratorium zum ersten Male in Düsseldorf (im Beckerschen Saale) aufgeführt. Seit Johann Sebastian Bach, Händel und Joseph Haydn hatten die Meisten diese Form verlassen. Mozart widmete sich vornehmlich der Oper und Beethoven der Sinfonie. Nun schlug am Rhein mit einem Schlage ein junger sechsundzwanzigjähriger Komponist durch. Man überreichte bei dieser Gelegenheit dem Helden des Tages ein Prachtexemplar des Paulus, mit trefflichen Handzeichnungen von Hildebrandt, Adolf Schrödter, Julius Hübner, Eduard Steinbrück und Heinrich Mücke illustriert.

Das erste Werk, welches Mendelssohn nach seiner Abreise von Düsseldorf vornahm, war, daß er in Frankfurt am Main die Proben des von seinem erkrankten Freunde Schelble geleiteten Cäcilienvereins fortführte. Hier lernte der „Sohn der himmlischen Cäcilia" auch seine spätere Gattin, Cäcilia Jeanrenaud, kennen.

Aus dieser sonnigen Zeit des jugendlichen Schaffens und Strebens stammt ein Briefwechsel [1]) aus dem Nachlasse des treuen Freundes des großen Tondichters, des Professors Ferdinand Theodor Hildebrandt, zu Düsseldorf. Wahre Freundschaft verband die beiden Künstlernaturen bis an ihr Lebensende. Ging das Leben des Einen in sich rund und fertig abgeschlossen dahin, so waren dem Anderen im Laufe der Jahre, die er den Freund überlebte, mannigfache Prüfungen und Schicksalsschläge nicht erspart geblieben.

Diese Briefe sind geeignet, den Künstler und Menschen ihres Schreibers in einem klaren und ruhigen Lichte erscheinen zu lassen und über manche Vorgänge und Persönlichkeiten aus der damaligen Düsseldorfer und Leipziger Zeit Aufschluß zu geben. In dieser Hinsicht dürften sie auch das Bild der Persönlichkeit des großen Mannes, wie es aus den Briefsammlungen von Julius Rietz und Ferdinand Hiller uns entgegentritt, einigermaßen ergänzen.

Die Briefe aus Leipzig und Frankfurt vom Jahre 1835 und 1836 stammen aus des Meisters Jugendzeit, die Briefe vom Jahre 1847 sind wenige Wochen vor dem am 4. November 1847 erfolgten Tode Mendelssohns geschrieben.

Ich glaube daher den vielen Freunden der beiden Künstler und Freunde einige dieser Briefe von allgemeinerem Interesse bekannt geben zu sollen:

---

1) Diese Briefe sind mir von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt worden.

Digitized by Google

Leipzig, den 31. Oktober 1835
(während die Glocken schön zum Reformationsfeste läuten).

Lieber Hildebrand!

Habe vielen Dank für Deinen lieben, lieben Brief, für den ich Dir schon längst hätte danken und darauf antworten sollen (wäre es auch blos aus Eigennutz gewesen, um bald wieder einen zu bekommen), aber ich war die Zeit her sehr gehetzt und angestrengt und finde erst jetzt, da ich wegen einer kleinen Unpäßlichkeit das Zimmer hüten muß, die rechte Muße, um Deine freundlichen Zeilen so recht con amore erwidern zu können. Wohl war es eine gute Zeit, wo Du täglich ans Fenster kommen und in mein Frühstück hineingucken konntest, wo Du meinen Tagen dadurch gleich einen vergnügten Anfang gabst, und daran habe ich wohl oft schon gedacht, wenn ich leider ganz ungestört frühstücken konnte, überhaupt muß ich Deinen und Schirmers Brief nicht gerade durchlesen, wenn ich Euch meinen neuen Aufenthalt ganz und gar loben soll; denn für die vielen frohen Stunden, die wir zusammen hatten, finde ich hier wohl keinen Ersatz und Nichts, was daran erinnern könnte. Dafür aber gestehe ich Dir, daß ich erst hier recht empfinde, wie sehr viel mir in musikalischer Hinsicht dort abging, wie viele und ganz unnütze Quälerei ich mit manchen Dingen hatte, die nun einmal eben durch den guten Willen der Einzelnen nicht zu schaffen sind, und wie ich mich also in Beziehung auf mein öffentliches Wirken hier zufrieden fühlen muß. Das Institut der Konzerte, bei denen ich bin, besteht seit mehr als fünfzig Jahren, Alles ist im guten geordneten Gange, manche alte hergebrachte Gewohnheiten, die mich zuweilen rühren können, weil sie auf eine vergangene Zeit noch hindeuten, wie mich denn auch ein Zopf oder eine Perücke eines alten Herrn erfreuen kann — dabei ist das Orchester meistenteils jung und lebendig, ungemein sicher eingespielt, sogar einige berühmte Musiker darunter, ich habe einige meiner Ouvertüren mit mehr Ensemble und Genauigkeit gehört als jemals sonst, und habe dabei das Vergnügen, daß sie selbst Abends jeden augenblicklichen Einfall und Wink des Taktstockes verstehen und ausführen. Wenn Du das mit manchen Proben und Aufführungen, die wir zusammen erlebten, vergleichst, so kannst Du Dir denken, daß mir es hier in musikalischer Hinsicht wohler ist — aber wenn so ein Stück Maler-Akademie nach Leipzig mitten unter die Lerchen ziehen wollte, so wäre es doch ein lustiges Leben. Das geht nun freilich nicht, und so suche ich mich zurückzuziehen und fleißig zu arbeiten. Wenn mir es gelingt, so denke ich mich gegen den Frühling aufzumachen und ein paar Monate zu Fuß zu gehen; daß ich dann jedenfalls über Düsseldorf komme und wohl mal eines Morgens hineingucke, wie der Herr Maler frühstücken thun — das steht fest. Dazwischen liegt noch viel Schnee und Hagel und 15 Abonnements-Konzerte, (denn fünf sind erst vorbei) und hoffentlich manches Brieflein von Dir, und überhaupt eben ein paar lange Monate — aber ich freue mich doch schon jetzt darauf, sobald ich lebhaft daran denke. — Wie schlimm steht es aber mit der edlen Malerkunst zu Leipzig! Wer kam in der Messe her, und wird noch jetzt immer vom Abreisen zurückgehalten durch Bestellungen von Portraits? Wen hält Leipzig für ein geschicktes Kerlchen? Niemand anders als Professor Grünler[1]). Er malt mehrere dicke Buchhändler mit ihren Frauen, und alle rühmen, daß man fast gar nicht zu sitzen brauche und doch seien alle Bilder gleich „zum Erkennen". Ich suchte mehrere mal sehr geringschätzig von ihm zu reden, aber ohne Erfolg. Neulich stellte ihn mir sogar einer vor, aber ich war der

1) Ehregott Grünler, Professor und Hofmaler in Zeulenroda, malte anfangs historische Bilder, warf sich später auch auf die Darstellung von Thieren (Schafen), die ihm besser gelangen, als jene.

Digitized by Google

Düsseldorfer Akademie eingedenk, zu der ich halb und halb gehöre und ich betrug mich sehr grob und kurz, wegen der Wasserflüsse Babylons, und anderen Unfugs, den ich von ihm gesehen habe. Auch Genelli[1]) ist hier, schimpft auf ganz Leipzig, und die ganze Welt, und malt nichts. Neulich waren einige zwanzig Bilder ausgestellt, die vom Dresdener Kunstverein verlooft werden; das beste darunter war offenbar und nach allgemeinem Urteile der Hans Sachs von Oer[2]); mich freute es noch apart, wie ichs so fertig und schön gefirnißt sah, und mich der Zeit erinnerte, wo es halb unbemalt dastand, und ich Dir zum Portrait saß, und Du Oer Ratschläge mit der Fingersprache gabst, und ich die Nürnberger Thürme als Landschafter tadelte — es macht nun doch einen recht angenehmen Eindruck, und gefällt wie gesagt allgemein. Außerdem waren ein paar nette Gegenstände da, namentlich eines von Bürkel[3]), was mir indessen sehr obenhin gemalt schien, im Ganzen schien mir nur weniges Wert zu haben — ein Berliner Bild mit Pferden und Reitknechten war gräßlich langweilig — der eine Reitknecht muß als Würze eine Wäscherin umarmen — es bleibt doch langweilig. Dagegen habe ich ein Kupferwerk gesehen, das mich sehr amüsiert hat: es sind Pinellis[4]) Bilder zum Gedicht Meo Patacca. Kennst Du das? Es erinnert gar zu sehr an Rom, mit allem Prachtvollen und Dreckigen durcheinander. Noch muß ich Dir von einer Sängerin (der Schwester des Malers Grabau)[5]) erzählen, die hier ist, und die Du einmal hören solltest, wenn sie Beethovens Lieder singt. So etwas Vollkommenes ist mir selten bei einer deutschen Sängerin vorgekommen, und die Düsseldorfer Musensöhne würden schwärmen, wenn sie diesen glockenreinen Vortrag hören könnten. Wenn sie ein bischen hübsch wäre, und jünger, so müßte ich mich auf der Stelle verlieben und thäte den ganzen Tag nichts, als Lieder komponieren, während ich jetzt an der Vollendung des Paulus fleißig arbeite. Aber verzeih, daß ich Dir so viel von mir und meinen Umgebungen erzähle, was Dich vielleicht gar nicht interessieren mag. Ich thue es aber mit Absicht, weil Du auch gar zu wenig, oder gar nichts von der Deinigen schreibst; bitte, lieber Hillenbart, hole das bald nach, und sage, was Deine Familie macht, ob die Prinzen noch leben oder schon gemordet sind, was Du für Bilder im Kopf hast, erzähle mir von Schadows und von Euch allen, auch vom Theater und Immermann, da es mich interessiert, vom Singverein und dem Rat der Alten, und vor allen Dingen schreib mir bald mal wieder. Mit herzlichen Grüßen an Deine Frau und Mariechen bin ich Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Frankfurt a/M. den 26. Juni 1836.

Lieber Hildebrand!

Hiebei erfolgt ein Brief der Firma Breitkopf & Härtel mit dem es so zusammenhängt. Sie schreiben an mich und baten, ich möchte Dich bitten,

---

1) Bonaventura Genelli, Zeichner und Maler, geb. 27. September 1800 zu Berlin, gest. 13. November 1868 zu Weimar, ließ sich nach seiner Rückkehr von Italien, 1832 in Leipzig nieder, um dort für den Doktor H. Härtel einen Saal in dessen Gartenhause mit Fresken zu schmücken.

2) Theobald von Oer, der aus Westfalen stammt und später als Maler in Dresden wohnte.

3) Heinrich Bürkel, Genre- und Landschaftsmaler.

4) Bartholomeo Pinelli, Maler, geb. 1781 zu Rom, gest. daselbst 1. April 1835. (Meo Patacca, Dialect.)

5) Der Landschafts- und Thiermaler Christian Grabau, geb 1809 zu Bremen, der mit Vorliebe Wasserfälle darstellte und sich insbesondere durch seine Thierstücke auszeichnete.

Digitized by Google

Du möchtest erlauben, daß sie für ihre musikalische Zeitung Dein Portrait von mir in kleinem Format stechen (oder lithographieren) ließen. Ihre Absicht schien zu sein, Dein Bild in Leipzig kopieren zu lassen, und da ich vor der Leipziger Portraitmalerei und -stecherei höllischen Respekt habe, so schrieb ich ihnen zurück, sie würden besser thun, die Sache Dir mitzuteilen und anheim zu stellen; weil Du vielleicht in Düsseldorf selbst oder in Köln solch einen Stich besorgen und besser machen lassen kannst, als sie in Leipzig. Sie fragen nun also bei Dir an, ob Du diese Gefälligkeit haben wolltest? Da denn doch das Portrait in jedem Falle herauskommen sollte, so wäre mirs natürlich lieber, wenns gut würde, und dazu kannst Du gewiß am besten verhelfen. Nimm die Belästigung nicht übel, die Dir dadurch entsteht, und thue mir und Härtels, wenn Du es kannst, den Gefallen, Dich des Dinges anzunehmen, damit ich mit einem vernünftigen Gesicht in die Welt komme.

Wenn es möglich ist, so antworte ihnen recht bald auf ihre Bitte, und fielen dann zugleich ein paar Zeilen an mich mit ab, so wäre das freilich desto prächtiger; wenn auch weiter nichts drin stände, als was Du und die Deintgen machen, und wie es Schadow mit seiner Gesundheit geht.

Ich lebe hier sehr angenehm und mit vielen liebenswürdigen Leuten; doch brauche ich noch Zeit mich von den Düsseldorfer Arbeiten zu erholen, deren Anstrengungen ich erst hier zu fühlen anfing. Rossinis Anwesenheit hier hat alle Musiker in Alarm versetzt, und mir viele Freude gemacht, weil er der geistreichste, amüsanteste Gesellschafter ist, den man in der Welt finden kann. Auch Musik haben wir manches Mal mit einander gemacht, und ich werde Dir lustige Anekdoten von ihm zu erzählen haben; Schade daß Du sie nicht gleich selbst erzählen kannst; es wäre etwas für Dich. Er ist ein toller Prinz. Auch von der hiesigen Ausstellung werde ich mancherlei zu erzählen haben; ein charmantes Bild von Schelfhout[1]) war wieder da, und überhaupt mehrere hübsche Sachen. Die Madonna von Deger[2]) und die Landschaft von Pose schienen alle Frankfurter Kunstkenner sehr zu entzücken, und es wurde darüber viel gekannegießert hin und her. Gestern erhielt ich einen kurzen Brief von Woringen, worin er mir wieder alles mögliche Unangenehme über das Düsseldorfer Musikfest und Musikwesen nachträglich auszutrinken giebt; es wird wohl nicht so schlimm sein, wie er es ansieht, in keinem Falle aber sprich ihm davon.

Ich habe aber keine Schreiblaune, weil ich in 3—4 Wochen wieder in Düsseldorf zu sein denke und dann Alles besser mündlich sagen kann, einen Abend müssen wir dann wieder bei Dir mit Schirmer allein zubringen, und wenn noch Pflaumen da sind, so bitte ich Deine Frau, sie bis dahin aufzuheben. Essen will ich sie dann schon.

Lebe nun wohl, Hildebart! Grüße mir Schirmer und Bendemann vielmal und lebe wohl. Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Frankfurt a/M., den 10. Sept. 1847.

Mein lieber Hildebrand! Habe vielen Dank für Deinen freundlichen Brief, den ich so eben bei meiner Ankunft hier empfing. Und sage auch Deinen Collegen vom Musik-Comité meinen Dank für das Vertrauen, das sie mir durch ihre Anfrage beweisen. Daß mich die Sache, von der es sich handelt,

---

1) Andreas Schelfhout, Landschaftsmaler, geb. 1787 im Haag, gest. das. 1870.

2) Ernst Deger, Historienmaler, der mit den Brüdern Andreas und Karl Müller aus Darmstadt und Franz Ittenbach aus Königswinter die Fresken in der Apollinariskirche zu Remagen am Rhein und später die Fresken in der Schloßkapelle der Burg Stolzenfels gemalt hat.

Digitized by Google

lebhaft interessiert und daß ich daher gern den besten Rat geben möchte, der sich nur ersinnen läßt, das brauche ich Dir wohl nicht erst zu versichern. Aber es wird mir schwer werden; denn seit ich von Rietz' Abgang hörte, habe ich oft gedacht, wem ich wohl diese Stelle wünschte und habe niemand herausfinden können, der unbedingt paßte und für den sie unbedingt paßte. Ehe ich mich daher näher ausspreche, möchte ich Dich bitten mir zu sagen (es versteht sich unter dem Versprechen meiner Verschwiegenheit) wer sich bei Euch gemeldet hat. Vielleicht ist einer darunter, der besser paßt, als einer von denen, an die ich gedacht hatte; und ist das nicht der Fall, so will ich meine Vorschläge machen so gut ich kann.

Sollte sich keiner finden, der von allen, dem Verein und dem Comité gleich bei Nennung seines Namens per Acclamation angenommen würde, wolltet Ihr dann nicht vielleicht dem Beispiele des hiesigen Cäcilien-Vereins und der Mainzer Vereine folgen und für jeden Bewerber einen Abend (oder mehrere) bestimmen, wo sie vor sämtlichen Mitgliedern eine Probe ihres Dirigierens und Einstudierens, ihres Klavierspiels und ihrer ganzen Art ablegten, wonach dann die Wahl sich richten könnte? Solch ein Verfahren hat manches Tadelnswerte, aber es ist nicht zu läugnen, daß beide Vereine, der hiesige wie der Mainzer, schon mehreremal sehr gut dabei weggekommen sind. Man zahlte den Bewerbern blos die Reisekosten hin und her, ließ sie nach Belieben ein Werk zum Einstudieren auswählen, welches sie konnten oder worauf sie sich vorbereitet hatten, nahm auch (wenn ich nicht irre) irgend ein ihnen unbekanntes und bildete sich so sein Urteil. Die Herren Schott in Mainz und irgend einer Deiner hiesigen Bekannten würden Dir gewiß alle Details darüber besser angeben können, wenn Du sie wissen wolltest.

Wünschest Du nun meine Antwort bald, lieber Hildebrand, so schreibe mir bald nach Empfang dieser Zeilen hieher, Adr. hôtel d'Angleterre. Ich bleibe noch 5—6 Tage hier; nachher ist meine Adresse wieder Leipzig. Wie gern ich Dir auf alle Deine Fragen mit meiner besten Auskunft zu Diensten bin, brauche ich nicht erst zu sagen.

Für die Idee mit der Partitur meines Elias und den Unterschriften darin für Rietz danke ich Dir und allen sehr herzlich; es hat mir sehr große Freude gemacht. Und daß Du alles dumme Zeug behältst, was mir beim Anschauen Deiner schönen Bilder durch den Kopf fährt und was ich folglich Dir auch gleich sage, das hat mich fast beschämt. Aber Du weißt ja, wie es gemeint, und wie sich niemand mehr darüber freut als ich, trotz der vielen kuriosen Redensarten, die dabei zu hören sind. Hoffentlich sehe ich Deinen Othello recht bald; die Desdemona steht mir wohl immer vor Augen, seit ich Dein Bild kenne, und so muß es jedem gehen.

Nun grüße mir Frau und Kinder recht herzlich und sei von den meinigen gegrüßt. Immer Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Leipzig, den 1. Oktober 1847.

Mein lieber Hildebrand!

Unter den neun Bewerbern, die Du mir in Deinem letzten Briefe nennst, steht Hiller so entschieden obenan, daß nach meiner Meinung kein Zweifel darüber sein kann. Er ist durch sein Talent, seinen Ruf und seine Uebung den andern von Dir Genannten, ja ich glaube Allen überlegen, die sich irgend in Deutschland für eine solche Stelle finden ließen. In dieser Ueberlegenheit liegt das einzige Bedenken, das ich dabei zu nennen wüßte: ich gestehe Dir offen, daß mir die Stelle nicht bedeutend, nicht umfassend genug für Hiller scheint, und daß ich daher nicht glaube, daß sie für ihn paßt (natürlich ich sage Dir dies unter uns, denn es würde manchen Dortigen verletzen, wenn er es erführe). Ich fürchte, daß Hiller auf die Länge mit der dortigen Wirk-

Digitized by Google

samkeit nicht zufrieden sein kann, und zwar aus musikalischen und noch mehr aus persönlichen Gründen — indeß er muß das am Ende besser beurteilen können, als ein Anderer und was seine Kenntnisse und Leistungen, mit einem Wort seine künstlerische Befähigung zu dieser Stelle anlangt, darüber kann, wie gesagt, nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Von den Uebrigen ist eigentlich nur Hermann Schornstein, den ich aus früheren Zeiten als einen guten Musiker kenne; die Anderen sind mir so gut wie ganz unbekannt. Meinen Vorschlag mit der Konkurrenz muß ich nicht recht deutlich gemacht haben; denn von öffentlichen Concerten, die als Probe dirigiert wurden, ist dabei die Rede nicht, sondern nur von den regelmäßigen, wöchentlichen Uebungen des betreffenden Vereins. Indeß braucht daran natürlich nicht weiter gedacht zu werden, wenn es sich von Leuten anerkannten Rufs und bewährter Tüchtigkeit handelt. Dabei bleibe ich aber, daß bei mehreren einander ziemlich gleichen Bewerbern es kaum ein besseres Mittel geben dürfte, die Frage zu entscheiden.

Den Auftrag wegen der Jenny Lind kann ich nicht unbedingt übernehmen. Ich habe sie zu lange nicht gesehen, um etwas von ihren Plänen zu wissen, und es fehlt mir augenblicklich an Gelegenheit, die Correspondenz mit ihr wieder anzuknüpfen. Vielleicht komme ich mit ihr wieder im Laufe des Herbstes zusammen, dann könnte ich sie darüber fragen; aber auch das kann ich dem Comité nicht versprechen.

Erst gestern Abend bin ich von Berlin wiedergekommen, und — — —

Hier bricht der Brief ab. An dieser Stelle ist vermerkt:

N. B. Die andere Hälfte dieses Briefes habe ich an die Kronprinzessin von England abgegeben. Hildebrandt.

Diese andere Hälfte muß wohl einen besonderen Wert durch ihren Inhalt gehabt haben, abgesehen davon, daß es einer der letzten Briefe des großen Tondichters vor seinem am 4. November 1847 erfolgten Tode ist. Nach der Dr. Rietzschen Sammlung schrieb Mendelssohn noch einen Brief an seinen Bruder Paul, an den General von Webern in Berlin von Interlaken aus und am 25. Oktober 1847 seinen letzten Brief von Leipzig aus an seinen Bruder Paul.

Seit diesen denkwürdigen Tagen hat kein größerer Tondichter den Boden Düsseldorfs je wieder betreten. Mit Recht erblicken wir daher in dem Zeitalter Felix Mendelssohn-Bartholdys eine Glanzepoche dieser Kunst- und Industriestadt, die sich seit langer Zeit schon zu ihrer großen Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung des Jahres 1902 gerüstet hat. Möchten die schönen Künste auch ferner ihr vornehmstes Erbteil bleiben!

Digitized by Google

6. Karl Simrock.

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut,
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Mut!

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht;
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höh'n
Und blickest hinab in den Strom!

Und im Strome, da tauchet die Nix' aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn.

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken faßt dich und Graus:
Nun singst du nur immer: Am Rhein, am Rhein!
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

Am 18. August 1902 werden es hundert Jahre, daß in Bonn der Germanist, Sagenforscher und Dichter Karl Simrock geboren wurde, den der Leser dieses Werkes bereits in Nr. V 1 als ein vornehmes Mitglied des „Maikäferbundes" kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Säkularfeier und der Umstand, daß in diesem Jahre das Denkmal (nach dem Entwurfe des Bildhauers Albert Küppers) für den Dichter Simrock zu Bonn im Hofgarten enthüllt werden wird, legt mir die angenehme Pflicht auf, auch dieses aufgeklärten Sohnes des Rheinlandes in meinem Buche besonders zu gedenken. Nach Beethoven ist Simrock der größte Sohn seiner rheinischen Vaterstadt. In Nachstehendem wollen wir daher kurz dem Lebens- und Entwickelungsgange, dem Wirken und Schaffen des Dichters folgen.

K. J. Simrock wurde am 18. August 1802 zu Bonn geboren, als das 10. und jüngste Kind des kurfürstlichen Hofmusikus Simrock, der sich nach

Digitized by Google

der Flucht des Kurfürsten Max Franz (1794) ganz auf den Musikalienhandel geworfen und das später weltbekannte Verlagsgeschäft (jetzt in Berlin) begründet hatte. Der Vater Simrocks gehörte zu den Verehrern Napoleons, während der Sohn sich schon in früher Jugend den Bestrebungen der deutschen Romantiker anschloß. Diese wirkten in jenen Jahren zum größten Teil in Heidelberg, so Clemens Brentano und Achim von Arnim, die des Knaben Wunderhorn herausgaben, Görres, der seine wissenschaftlichen Abhandlungen über altdeutsche Dichter schrieb, die Brüder Boisserée, die mit großer Liebe die Werke älterer deutscher Malerschulen sammelten. Nur wenige ahnten damals, daß das Wirken der Romantiker eine neue Zeit bedeutete, und ebenso wenig, wie sehr diese Männer durch Erweckung des deutschen Mittelalters das geistige Leben ihres Volkes bereicherten. Simrock wuchs in diesen Anschauungen heran, und seine ganze spätere Thätigkeit bewegte sich auf dem von den Romantikern wieder erschlossenen Gebiete. Seine Schulbildung erhielt er auf dem in jener Zeit ganz nach französischer Art eingerichteten Lyceum seiner Vaterstadt. Seit 1818 widmete er sich daselbst dem Studium der Rechtswissenschaften, hörte daneben A. W. v. Schlegels Vorlesungen über „Deutsche Literatur und Sprache" und versuchte sich dann selbst in zahlreichen Gedichten. Seit 1822 setzte er in Berlin seine juristischen Studien fort, wobei jedoch die Vorlesungen Lachmanns von nachhaltiger Wirkung auf seine Geistesrichtung waren. Nachdem er 1823 Auskultator geworden und 1826 die Staatsprüfung bestanden, trat er als Referendar beim Kammergericht in den Staatsdienst ein. Praktische Arbeiten und poetische Beschäftigungen gingen von da ab immer Hand in Hand. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Almanachen, die Simrock in dieser Zeit lieferte, arbeitete er auch größere Werke aus, namentlich die so vortrefflich gelungene Uebersetzung des „Nibelungenliedes". Jetzt aber sollte dem Dichter eine trübe Wolke am Horizonte aufgehen. Die stürmische Begrüßung der Julirevolution in einem Gedichte „die drei Farben" (1830)[1] kostete ihm seine Stellung im Justizdienst. Noch 2 Jahre blieb er in Berlin. Seitdem lebte er meist auf seinem Weingut Menzenberg bei Bonn, wo er neue Ideen für seine späteren Bearbeitungen schöpfte. Das romantische Rheinthal mit seinem schönen Siebengebirge und den umherliegenden malerischen Landschaften mußte unwillkürlich auf das Gemüt des Dichters einen anregenden Einfluß gehabt haben. Hier widmete er sich ausschließlich literarischen Arbeiten aus den Schätzen der älteren deutschen Nationalliteratur. Wenn Grimm, Lachmann und Anderen das Verdienst zugeschrieben wird, daß sie durch ihre gelehrten Forschungen den Zugang zu der mittelalterlichen Poesie eröffnet haben, so ist Simrock das große Verdienst zuzuschreiben, daß er die älteren deutschen Sänger durch seine trefflichen Uebersetzungen aus dem Kreise der Forscher dem Volke wieder näher gebracht hat. Gehen wir daher etwas näher auf seine Schriften ein.

An die schon oben angeführte Uebersetzung des „Nibelungenliedes" schloß sich bald darauf die Uebersetzung „des armen Heinrich" an. Hieran schlossen sich 1840 „zwanzig Lieder von den Nibelungen", nach Lachmanns Andeutungen wieder hergestellt, und die Gedichte Walters von der Vogelweide, die Simrock gemeinschaftlich mit W. Wackernagel übersetzte. Eine andere verdienstvolle Arbeit in dieser Gattung ist die Uebersetzung des „Parcival und Titurel" von Wolfram von Eschenbach. Bei seiner Bearbeitung der „Deutschen Volksbücher" ging Simrock immer auf die ältesten Ausgaben

---

1) Daß man in Preußen auch sonst dem Dichter nicht gerade sehr geneigt war, geht ferner daraus hervor, daß er erst im Jahre 1868 einen Orden — den Roten Adlerorden 4. Klasse — erhielt, während er schon früher den Maximiliansorden erhalten hatte.

Digitized by Google

zurück. Zu letzteren gehören die von ihm zuerst herausgegebenen Volksbücher und Sagen: „Gregorius auf dem Stein", die Legende „Johannes von Hildesheim", „von den h. drei Königen", die Historie vom „König Apollonius", die Legende von der „Meerfei und dem Ritter Staufenberg", die Quelle aller späteren Sagen von den Undinen. Zu denjenigen Volksbüchern, die Simrock in der alten echten Gestalt herstellte, gehören die vier Haimonskinder, Fortunatus, die Geschichte der sieben weisen Meister ꝛc. Auch das alte Puppenspiel Faust führte Simrock aus den verschiedenen Quellen nach Möglichkeit auf seinen ursprünglichen Zustand zurück. Zu seiner Hauptaufgabe aber machte er die Bearbeitung alles dessen, was in den verschiedensten Quellen von der uralten Heldensage unseres Volkes übrig geblieben ist, teils durch Uebersetzung, teils durch eigne Dichtung. Den Anfang seines „Deutschen Heldenbuches" machen Uebersetzungen, und zwar zuerst die des Epos „Gudrun"; dann folgt die „Sigfriedssage", so weit sie im Nibelungenlied enthalten ist. Einzelne Episoden, welche das Nibelungenlied nicht enthält, sind im dritten Bande vereinigt, dem der Dichter den Namen des „Kleinen Heldenbuchs" gegeben hat. Die Krone dieses Bandes ist das Epos „Walter und Hildegunde", welches Simrock völlig umdichten mußte, da die Sage blos in einem lateinischen Gedichte auf uns gekommen ist. Den Schluß macht das von dem frisch poetischen epischen Gedichte „Wieland, der Schmied" eingeleitete Amelungenlied, den Sagenkreis Dietrichs von Bern umfassend. Den Stoff und ungefähren Umriß enthält die „Wilkinasage", deren Anordnung und Ausführung ganz Simrocks Werk ist. Seine Uebersetzung Shakespeares vollendete er nur zum Teil, abgesondert erschien Macbeth. Mit Shakespeare beschäftigt sich auch noch ein anderes Werk, welches Simrock unter dem Titel „Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen" in Gemeinschaft mit Echtermeyer und Hentschel herausgab. Von seinen selbständigen Schöpfungen sind zunächst die „Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter" zu erwähnen, in denen er sich als einen unserer besten Balladendichter bewiesen hat. Seine gesammelten Gedichte enthalten Balladen, Lieder, Canzonen und Zeitgedichte. Sein Liederkreis „Schweizerreise" zeichnet sich durch glückliche Naturschilderung und innige Empfindung aus. Glut der Farbe findet man bei ihm selten, doch entschädigt dafür die heitere Weltanschauung und der Humor seiner Lieder. Simrocks prosaische Schriften bestehen, außer einigen kleineren Aufsätzen, die er für Zeitschriften lieferte, in den litterargeschichtlichen Einleitungen, die er seinen Bearbeitungen der mittelalterlichen Dichter beigefügt hat. Von ihm ist auch der Text zum „Malerischen und romantischen Rheinland".

Seine Verdienste um die deutsche Litteratur konnten denn auf die Länge der Zeit nicht unbeachtet bleiben, und so erfolgte im Jahre 1850 auf ehrenvolle Weise seine Berufung zur Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Bonn, an der er bis an seinen Tod, 18. Juli 1876, erfolgreich wirkte [1]).

---

1) Außerdem ist Simrock der Verfasser folgender Schriften: Gedichte, 1844. — Martinslieder (mit H. Düntzer), 1847. — Rheinisches Jahrbuch für Poesie u. Kunst; hrsg. (mit Freiligrath und Matzerath); 2. Jahrg., 1840—41. — Shakespeare als Vermittler zweier Nationen, 1842. — Die deutschen Volksbücher, nach den ächtesten Ausg. hergestellt; 58 Hefte, 1839—67; II, 1869. — Reinike Fuchs; hrsg., 1845. — Der ungenähte Rock (G. des 12. Jahrh.), 1845. — Johannes Faust (Puppenspiel), 1846. — Der gute Gerhard von Köln (E. nach Rudolf von Ems), 1847. — Kerlingisches Heldenbuch, 1848. — Die geschichtlichen deutschen Sagen, 1850. — Lauda Sion (Altchristliche Kirchenlieder, lateinisch u. deutsch), 1850. — Altdeutsches Lesebuch, 1851. — Die deutschen Volks-

Digitized by Google

Karl Simrock

Digitized by Google

Wie ein kalter Regen und unbegreiflich kühl wirkt daher das Urteil des zeitigen Nachfolgers Karl Simrocks im germanistischen Lehramte, Professor Dr. Wilmanns, der (nach der Bonner Zeitung vom 27. Febr. 1902) in einem Vortrage im Allgemeinen deutschen Sprachverein in Bonn „zu Ehren Simrocks" ungefähr Folgendes ausführte: „Es fehlte ihm bei allen diesen Arbeiten (Parzival, Tristan, Sebastian Brant, Gudrun, Nibelungen und Amelungenlied) nicht an Beifall, aber trotzdem blieb die große Wirkung aus. Schuld daran waren das Versmaß, das auf die Dauer unerträglich wirkt, sodann der Umstand, daß Simrock ‚als Dichter' sich mehr an den Verstand als an das Empfinden seiner Leser wendet, und schließlich der Mangel an schöpferischer Gestaltungskraft." Wenn dieses Urteil auf die schematisch „gegebenen" Uebersetzungen der altdeutschen Dichtungen beschränkt sein sollte, so wollen wir dem „Lehrer der germanistischen Wissenschaft" nicht widersprechen; der Uebersetzer ist überhaupt kein Dichter und auch kein anderer Professor verlangt von jenem „schöpferische Gestaltungskraft". Wenn der Herr Professor sich indes mit den wunderbar vollendeten Gestalten der rheinischen und deutschen Heldensage und allgemeinen Sage in den „eigenen" Dichtungen Simrocks vertraut gemacht und das Urteil der allein hier maßgebenden „litterarischen" Kritik beachtet hätte, so würde er zu einem so allgemeinen, oberflächlichen Urteil über seinen „Kollegen von der Sprachweisheit", der im „Nebenamte" auch deutscher Dichter war, nicht gelangt sein.

Die „schöpferische Gestaltungskraft" hat Simrock in den vielen geradezu vollendeten epischen Gedichten und Balladen, die aus dem Wunderborn der deutschen und rheinischen Sage von ihm geschöpft,

---

lieder, gesammelt, 1851. — Die Tochter Sion oder die minnende Seele (G. des 13. Jahrh.), 1851. — Die Edda, die ältere u. jüngere; übers. u. erläut., 1851. — Bertha die Spinnerin, 1853. — Das deutsche Rätselbuch, 1853. — Walther von der Vogelweide, übers., 1853. — Dann sein Hauptwerk: Handbuch der deutschen Mythologie, 1853—55. — Tristan und Isolde von Gottfr. von Straßburg, übers.; II, 1855. — Legenden, 1855. — Der gute Gerhard und die dankbaren Toten, 1856. — Heliand, n. d. Altsächsischen, 1856. — Das deutsche Kinderbuch, 1856. — Lieder der Minnesänger, 1857. — Deutsch Sionsharfe, 1857. — Der Wartburgkrieg, geordnet, übers. u. erläut., 1858. — Die Nibelungenstrophe u. ihr Ursprung, 1858. — Beowulf (Ep., übers. u. erläut.), 1859. — Deutsche Weihnachtslieder, 1859. — Gedichte. Neue Auswahl, 1863. — Lieder vom deutschen Vaterland, 1863. — Die Frithjofs-Sage, übers., 1863. — Deutsche Märchen, 1864. — Shakespeares Gedichte, deutsch, 1867. — Freidanks Bescheidenheit. Neudeutsch, 1867. — Loher und Maller (Ritterroman, erneut), 1868. — Deutsche Kriegslieder, 1870. — Lieder vom deutschen Vaterlande aus alter und neuer Zeit, 1871. — Dichtungen (Eigenes u. Angeeignetes), 1872. — Sebastian Brands Narrenschiff; hrsg., 1872. — Faust (Volksbuch u. Puppenspiel), 1873. — Fr. v. Logaus Sinngedichte, ausgewählt, 1874. — Friedrich Spees Trutznachtigall, verjüngt, 1876. — Schimpf u. Ernst nach Joh. Pauli, ausgewählt, 1876. — Italienische Novellen, ausgewählt u. übers., 1877. — Ein kurzweilig Lesen von Till Eulenspiegel; hrsg., 1878. — Der Märkische Eulenspiegel, 1880.

Digitized by Google

verarbeitet und „kräftig gestaltet" worden sind, wie wenige andere Dichter des Rheinlandes in ganz hervorragendem Maße bewiesen. Freilich war er kein Genie, wie Richard Wagner, der die Welt der Nibelungen und die Wunder des Grals neu belebt hat, allein er hat doch manches im „Rheinland wenigstens" bekannte Gedicht verfaßt und ist im weiteren deutschen Vaterlande durch sein wirkungs- und stimmungsvolles Lied: „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein" (1836) bisher unvergessen geblieben. Ein einziges unvergessenes Lied, das die Volksseele fort und fort bewegt, spricht nach den Erfahrungen der hier allein in Betracht kommenden „litterarischen Welt" für die Annahme, daß Simrock, trotzdem er Germanist und Uebersetzer war, auch deutscher Dichter mit „schöpferischer Gestaltungskraft" sein konnte und wirklich war.

Vergleichen wir mit Vorstehendem das Urteil der maßgebenden Kritik:

„Wie er selbst sagte, ist sein Ziel „das Herz des Volkes", er will in ihm das erstorbene Vaterlandsgefühl wieder ins Leben rufen und thatsächlich gehörte er zu den besten und ist einer der erfolgreichsten, die bis zum Jahre 1870 des vorigen Jahrhunderts dafür gesorgt haben, daß die Bemühungen Jacob Grimms in der Bildung und Gesinnung der Nation Früchte trugen[1])." Und weiter: Der Dichter Simrock gehörte zu den sympathischsten Erscheinungen aus dem Gefolge Uhlands und Chamissos. Er hat ein paar kleine Stücke geschaffen, die uns, wie die „Warnung vor dem Rhein" und das „Ständchen" ans Herz gewachsen sind und unvergänglich scheinen. Er hat auch sonst in der leichten Lyrik, im fröhlichen Gesellschaftsliede, in der historischen Ballade und im derben holzschnittmäßigen Schwank vortreffliches geleistet, in schelmischer Satire und im urwüchsigen Kernspruch oft den Nagel auf den Kopf getroffen. Auch seinen größeren Sagendichtungen fehlt es nicht an echter Poesie, die dem besten aus der alten Ueberlieferung abgelauscht scheint[2]).

Und was erst sagt der hier wohl kompetente Litteraturhistoriker Heinrich Kurz IV S. 215 in seiner Geschichte der deutschen Litteratur?

„An Simrock ist in seinen eigenen Poesieen zunächst die Gesinnungstüchtigkeit und die begeisterte Vaterlandsliebe zu rühmen, die als die Grundlage seines poetischen Schaffens bezeichnet werden kann. — Seine Darstellung ist immer ruhig, gebildet und den besungenen Stoffen angemessen. Aus seinen Liedern tönt uns warme Innigkeit entgegen; sie sind reich an schönen Gedanken, die er meist in gedrängter Form, aber immer klar und wirkungsvoll darstellt. Sie besingen die Liebe und die Natur (die Schweizerreise) mit gleich tiefem Gefühl.

Ganz vortrefflich ist er im geselligen Lied, in welchem er mit liebenswürdigem Humor zum heiteren Genuß des Lebens auffordert (Bonner Faschingslieder), wobei er jedoch nie die Grenzen des Ziemlichen überschreitet, wie denn schon Mäßigung ein Charakterzug seiner Dichtung ist. Mit W. Wackernagel und Franz Kugler hat er schöne Terzinen gedichtet („Wein, Weib, Ge-

1) Vergl. Allgem. Deutsche Biographie, Band 34, S. 384.

2) Vergl. auch die Simrock-Litteratur: Nicolaus Hocker, „Karl Simrock. Sein Leben und seine Werke". Leipzig 1877. — Heinrich Düntzer, Erinnerungen an Karl Simrock, Picks Monatsschrift für Westdeutschland II (1876) 321—345. 501—531. III (1877) 1—18. 159—186.

Digitized by Google

sang"). Noch entschiedeneres Talent hat er für das Epische, und seine „Deutschen Sagen", die ernsten, wie die heiteren, gehören durch ihre höchst anschauliche Darstellung und ihre poetische Durchführung zu den besten Erscheinungen in dieser Gattung u. s. w."

Wo bleibt da der angebliche „Lobredner Simrocks" im Bonner Sprachverein? Wir sehen, er steht so ziemlich allein da![1])

Vielleicht lernt er den „Dichter" durch die Lektüre seiner eigenen Dichtungen, wie beispielsweise „Ständchen", „Mit Liebchen", „Pommerische Wünsche", „Der Schelm von Bergen" u. s. w. kennen und anders beurteilen. —

Leider ist der Dichter infolge eines größeren Vermögensverlustes eine zeitlang schwermütig gewesen. Dies hat ihn aber nicht gehindert, nach Ueberwindung dieser Krankheit mit neuer Kraft und seltener Geistesfrische weiter zu schaffen und „schöpferisch zu gestalten".

Der Verfasser hatte schon in jungen Jahren als Besucher seiner Vorlesungen den Vorzug, dem Dichter näher gestanden zu haben[2]). Von frühester Jugend ab verband auch innige Freundschaft den Dichter mit dem Vater des Verfassers, der im Jahre 1819 mit seinem Freunde Heinrich Heine und mit Karl Simrock die „allgemeine deutsche Burschenschaft" an der Universität Bonn gegründet hatte. (Vgl. Geschichte der Familie Joesten und deren Familienstiftungen. Bonn 1902 bei P. Hanstein). In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts habe ich manche Stunde der Erholung mit dem Dichter zugebracht und zähle ich zu meinen schönsten Erinnerungen die Jahre, in denen auch Wolfgang Müller und später Berthold Auerbach uns mit ihren Besuchen beglückten. Bei diesen poetischen Spaziergängen habe ich oft recht tief in die Seele des Dichters schauen können. In der „Zueignung" zu meinem heimatlichen Liederstrauß „Im Spiegel der Zeit. Stuttgart 1892" habe ich dieses freundschaftlichen Verkehrs dankbar gedacht:

„Wie zu den Alten sich gesellt die Jungen
Am „alten Zoll" noch schüchtern und noch leise:
Und wie dann offen, unentwegt im Leben
Ich mich den Musen habe gern ergeben."

Noch sehe ich den Meister der deutschen Heldensage lebhaft vor Augen, wie er im Schlapphute, die beiden Hände meist auf dem Rücken, den Elfenbeinstock haltend, sinnend und nachdenkend auf seinem gewohnten Wege zum „alten Zoll" einherschritt.

---

1) Vergl. im Uebrigen Adalbert Schroeters deutliche Kritik von Wilmanns „Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. Bonn 1882" im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Jahrg. III 1882. Sp. 379: „Aber das litterarhistorische oder biographische Bild eines Dichters wie Walther schaffen zu können, dazu reichen rein philologische Potenzen nicht aus, schriftstellerisch künstlerische müßten sich jenen verbinden", u. s. w.

2) Bereits im Jahre 1867 habe ich im „Illustrierten Familien-Journal" (S. 389) Simrocks Biographie gebracht.

Digitized by Google

Simrock hatte einen überaus schlichten, geraden und offenen rheinischen Sinn und war Freunden gegenüber stets ausgiebig, anregend und voll fröhlichen Humors.

Mit Freuden habe ich daher als Vorsitzender bei der Enthüllung des Wolfgang Müller-Denkmals in Königswinter im Juni 1896 die Gelegenheit ergriffen, meinen Freund Professor Dr. Hermann Hüffer die von uns lange vorher verabredete Anregung zur Errichtung eines Denkmales für Simrock zum Ausdruck bringen zu lassen. Dieser Gedanke fand damals allgemein jubelnde Zustimmung[1]). Das eine aber darf nicht vergessen und unausgesprochen bleiben, daß der Gedanke der war und bleiben muß, den Dichter Simrock, und nicht den Professor, Uebersetzer und Germanisten Simrock durch ein Denkmal zu ehren und sein Andenken für die Nachwelt dauernd zu erhalten.

In dem Aufrufe vom November 1896 ist dies auch zum Ausdruck gebracht worden mit den Worten:

„Alt und Jung kennen und lieben ihn als das „Haupt der rheinischen Dichterschule", als den Sänger des Liedes: „Zieh nicht an den Rhein".

So möge denn das Denkmal Simrocks in Bonn den Zeitgenossen und der heranwachsenden Jugend davon Zeugnis ablegen, daß nur die Liebe und Treue zum deutschen Vaterlande, zur Heimat und deren geistigen Entwickelungsgeschichte den Menschen wahrhaft zu beglücken und seinen höheren Zielen entgegen zu führen vermag!

Hier am Rhein lebt Simrocks Poesie in dem Duft der Rebengeschneine, den sagenumwobenen Burgen, ruhmreichen Städten und im dankbaren Herzen der fröhlichen Rheinländer weiter fort.

„An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut." — — —

1) Vergl. auch V 1 S. 102, 105 und 109 dieses Buches.

7. Wolfgang Müller von Königswinter.

Lebensgang und Schöpfungen des Dichters.

Wer im Leben Gelegenheit hatte, am Fuße des Drachenfelsen das liebliche Städtchen zu bewundern, die Reize der großartigen Naturschönheit und Romantik zu genießen, welche auf diesem schönen Stückchen Erde verschwenderisch vereint sind, — dem wird es auch ganz natürlich erscheinen, daß hier die Wiege eines Dichters stand.

Und ein Dichter von Gottes Gnaden war es, der in dem freundlichen Königswinter geboren ward, ein Dichter, den ganz Deutschland kennt und lieb gewonnen hat und der kein Geringerer ist, als der „rheinische Poet", unser liebenswürdiger Landsmann Wolfgang Müller von Königswinter.

Unser Dichter wurde am 5. März 1816 zu Königswinter geboren und ihm von dem Vater Dr. med. Johann Georg Müller in der Taufe die Namen Peter Wilhelm Karl beigelegt[1]). Der Vater lebte damals als praktischer Arzt in dem jetzt in das Hotel Rieffel umgewandelten Hause in der Hauptstraße, an welchem vor Jahren eine Marmortafel zum Andenken an den dahingeschiedenen Sänger angebracht worden ist[2]).

---

1) Die betreffende Geburtsurkunde lautet: Im Jahr eintausend achthundert sechzehn am siebenten März, Nachmittags um fünf Uhr, erschien vor mir Clemens August Schäfer, Bürgermeister der Samtgemeinde Königswinter, der Herr Johann Georg Müller, Arzt, wohnhaft in Königswinter, mit der Anzeige, daß am Dienstag den fünften des Monats März, des Nachts um ein Uhr, ihm seine Gattin Johanna Catharina Fuchs ein Kind männlichen Geschlechts geboren, dem er die Vornamen Peter Wilhelm Karl beigelegt habe. Zeugen bei dieser Handlung waren: Heinrich von Zastrow neun und zwanzigjährigen Alters, Steuerkontroleur, wohnhaft in Königswinter und Heinrich Breitenstein neun und zwanzig Jahre alt, Gerichtsschreiber, wohnhaft in Königswinter. gez.: Johann Georg Müller, Heinrich von Zastrow, Heinrich Breitenstein. Nach Vorlesung unterschrieben sämtliche mit mir. gez.: Schäfer.

2) Dieselbe lautet: In diesem Hause wurde der Dichter Wolfgang Müller von Königswinter am 5. März 1816 geboren. Vergl. „Sommertage am Siebengebirge" (1867) Seite 13. „Da schreite ich denn die Hauptstraße entlang und gehe wieder einmal nach dem Hause hin, wo ich geboren bin. Meine Mutter sagt, das Licht habe mir in dem jetzigen Hotel Rieffel getagt, dasselbe habe aber damals eine ungleich einfachere und bescheidenere Fronte gehabt" u. s. w. Vergl. auch Rheinfahrt XIX Gesang Seite 201.

Digitized by Google

Dr. Müller siedelte bereits im Jahre 1819 zur Uebernahme einer Kreisphysikusstelle nach Bergheim im Jülicher Lande über, woselbst der Sohn die ersten Jugendeindrücke empfing. 1827 zog unser Wilhelm zu Verwandten nach Düsseldorf, woselbst er bis 1833 das Gymnasium besuchte. Sein damaliger Lehrer, der spätere Professor in Tübingen, Fichte, entdeckte zuerst sein dichterisches Talent, welchem er den Preis bei einem Wettbewerb zuerkannte. Die Eltern siedelten auch bald nach Düsseldorf über, woselbst ein reger Verkehr mit den Malern Andreas Achenbach, Jakob Becker, Alfred Rethel u. A. stattfand. Lernte er in deren Umgange die Kunst verstehen und würdigen, so nahm sich auf der anderen Seite auch der Maler und Dichter Robert Reinick des jungen Poeten freundlich zur Einführung in die Poesie an. Im Herbst des Jahres 1835 bezog Wilhelm die Alma mater in Bonn, um nach dem Wunsche des Vaters dem Studium der Medizin sich zu widmen. Hier begann eine sonnige Zeit. Im Hause Kinkels und Simrocks machte er bald die Bekanntschaft mit Matzerath und Freiligrath, Kaufmann und Delius, deren Umgang für den jungen Studenten fruchtbringend und bestimmend sein sollte. Auch die Berührung mit Tieck in Dresden, den er 1838 auf der Reise nach der Universität Berlin aufsuchte, war nicht ohne nachhaltigen Eindruck.

In Berlin kam er in den lebendigen Zirkel der Bettina von Arnim, hatte Gelegenheit, mit dem heiteren Kopisch, dem feinen Kunstkenner Kugler, dem romantischen Eichendorff und den geistsprühenden jungen Dichtern Gutzkow und Laube zu verkehren.

Im Jahre 1839 promovierte er als Doctor medicinae und 1840 trat er nach dem medizinischen Staats-Examen zur Ablegung der Militärpflicht bei den Ulanen in Düsseldorf als Chirurgus ein.

Als junger Vaterlandsverteidiger ließ er zu Düsseldorf 1841 zuerst seine „Junge Lieder" und 1842 seine „Balladen und Romanzen" erscheinen, die von dem Publikum außerordentlich günstig aufgenommen und von dem strengen Kritiker Wolfgang Menzel als „frische, schöne und treue Landschaftsmalereien" bezeichnet wurden.

In den „jungen Liedern" eröffnet den Reigen ein formvollendetes, sinniges und von echt deutscher Empfindung durchwehtes Widmungsgedicht an Ludwig Uhland, dessen sich sein Vorbild nicht zu schämen braucht:

„Du Geist voll Männertugend,
Du Herz, in Liebe mild,
Stets warst du uns'rer Jugend
Ein ewig helles Bild.

Du bist's auch mir gewesen
Auf meiner Sängerfahrt:
Ich hielt am deutschen Wesen,
Ich hielt an deutscher Art."

Digitized by Google

In damaliger Zeit gab es noch nicht so viele berühmte „Müller", wie heutzutage, wo das Brockhaussche Konversationslexikon mehr als 40 hervorragende und wahrhaft verdienstvolle Männer mit dem Namen „Müller" aufweist. Damals war Wilhelms Namensvetter, der bekannte Dichter der „Griechen-Lieder", ein vielgenannter Name[1]), und lag es daher für unseren Wilhelm nahe, sich durch Abänderung seines Namens von seinem Namensgenossen zu unterscheiden. Müller entschloß sich, seinen Vornamen in „Wolfgang" umzuändern und setzte aus Anhänglichkeit an die Heimat den Namen seiner Geburtsstadt Königswinter hinzu.

Nachdem der militärische Rock in Düsseldorf ausgezogen war, sehen wir unseren Wolfgang Müller 1842 auf Studienreisen in Paris, um in den dortigen Spitälern praktische Erfahrungen für seinen ernsten Beruf weiter zu sammeln.

Kaum hatte er dort mit Heinrich Heine, Georg Herwegh und Franz Dingelstedt Bekanntschaft gemacht, so rief ihn der plötzliche Tod seines, von dem Sohne mit zärtlicher Anhänglichkeit geliebten, Vaters nach Düsseldorf zurück. Ergreifend ist sein Gedicht: „Am Grabe des Vaters" (1842) Seite 230 in „Gedenk' verscholl'ner Tage" 3. Auflage 1868:

„Ich hätte gern das Leben dir geschmückt,
Dein greises Alter hätt' ich gern beglückt,
Dir hell gemacht die hohen Lebenstage.
Doch thatest du zu früh die Augen zu,
Du gingst zu früh, zu früh zur ew'gen Ruh' —
Zu früh sing' ich dir diese Totenklage!"

Wolfgang war nun auf sich und seinen eigenen Erwerb angewiesen. Seine früheren Beziehungen zu verschiedenen Malern und Bürgern in Düsseldorf legten ihm den Gedanken nahe, in dieser schönen Gartenstadt seine Praxis als Arzt aufzunehmen.

In Düsseldorf hatte er Karl Immermann und seinen Kreis, Mendelssohn-Bartholdy, Robert Reinick, Hasenclever und Will schätzen gelernt; der allzufrüh dahingeschiedene talentvolle Musiker und Komponist Norbert Burgmüller war dort, wie er selbst sagt, sein erster Freund gewesen[2]).

Der poetische Hauch und Duft Düsseldorfs zeitigte 1846 im frischen geistigen Verkehre daselbst das epische Gedicht „Rheinfahrt" (in 30 Gesängen, Frankfurt).

Diese erste größere Dichtung stellt Natur und Leben, Kunst und Geschichte des Rheines in lebensvollen Gemälden dar, die freilich nur

1) Gestorben 1827 zu Dessau. Außerdem war ein Zeitgenosse der Professor der althochdeutschen Litteratur Wilhelm Müller zu Göttingen, der Verfasser von „Geschichte und System der altdeutschen Religion", „Mittelhochdeutsches Wörterbuch" und „Niedersächsische Sagen und Märchen".

2) Erzählungen eines rheinischen Chronisten. Band 2, Seite 334.

Digitized by Google

lose zusammengehalten werden, aber, für sich betrachtet, von großer Wirkung sind.

In diesem Epos sehen wir unendliche Innigkeit, Wärme, Wahrheit und Wohllaut so anmutig gepaart, daß man mit Recht davon gesagt hat, daß hier des Dichters eigenstes Wesen so recht aus der Natur, dem Leben und der Geschichte seiner Heimat emporgewachsen erschien.

Begleiten wir den auf dem Höhepunkt seines Schaffens stehenden Dichter nunmehr einen Augenblick in sein trautes Heim.

In Emilie Schnitzler, der Tochter einer altangesehenen Kölner Patrizier-Familie, fand er seine an tiefem Gefühl für alles Schöne, Wahre und Gute gleich empfängliche Lebensgefährtin, die ihm im November 1847 die Hand zum ewigen Bunde reichte.

In dem anmutigen Heim des jungen Ehepaares fanden die Freunde eine beneidenswerte Häuslichkeit, deren Glück und Frieden die im Jahre 1847 (zu Frankfurt) erschienenen „Gedichte" begeistert wiederspiegelten.

Es muß eine in jeder Beziehung glückliche Ehe gewesen sein, deren Glück in dem Liederbuch „Gedenk' verscholl'ner Tage" zum Worte kommt. Hier finden wir das tief empfundene Gedicht „An Walli" (1840), „Der Braut" (1847), das Hochzeitslied und „Der Frau" 1847). Hier bekennt der Dichter:

Wir schwelgen freudig hochbeglückt
In vollster Seligkeit,
Und wer uns liebt, sieht uns entzückt,
Und wer uns haßt, voll Neid.

Mein Kind, wir seh'n so morgenfrisch
In diese schöne Welt,
Wir wissen: Haus und Bett und Tisch
Ist drin für uns bestellt.

— — — — — — — — — — — — —

So ziemt sich's, daß kein Glück uns fehlt,
Das uns kein Unglück schreckt;
Uns haben Launen nie gequält,
Nie Eifersucht geneckt.

Eine wahre Perle deutscher Lyrik bildet in dieser Sammlung sein bekanntestes unsterbliches Lied:

Aus Deinem lieben Munde
Vernahm ich's tausendmal,
In meiner Augen Grunde
Sähst Du des Himmels Strahl.

Doch seh ich in den Deinen
Die Welt so groß und weit,
Den Himmel und die Erde
Und ihre Seligkeit.

Digitized by Google

Unzweifelhaft müssen es die Augen seiner Emilie gewesen sein, die den Dichter zu diesem lyrischen Kunstwerke begeistert haben.

In dem Gedichte „Weihe" (Mein Herz ist am Rheine! Hannover 4. Aufl. 1871) spricht er es auch offen aus:

Doch meist durchweht die Klänge
Dein Bild in Licht und Lust:
Du hast die schönsten Sänge
Geweckt in meiner Brust!

Die Gedichte „An der Wiege" und „Mit den Buben" schildern des Dichters Vaterglück im Kreise seiner Kinder Max, Paul und Hans. „Schlaf, Else, schlaf" (1856), welches an sein Töchterchen gerichtet ist, zeugt von tiefer Empfindung.

In die Zeit des Genießens und unentwegten Schaffens drangen wie ein Blitz vom heiteren Himmel die politischen Wirren des Jahres 1848. Bei Ausbruch der Revolution wurde Wolfgang Müller von der Stadt Düsseldorf nach Frankfurt ins Vorparlament entsendet und später als Deputierter derselben Stadt in die National-Versammlung gewählt. Seine Leier war von dieser bewegten Zeit nicht unberührt geblieben.

Mit den schwungvollen „Oden der Gegenwart", Düsseldorf 1848, begrüßte er den Umschwung der Dinge, und mit kühner Geißel verstand er es, in seinem satirischen Märchen „Germania", Düsseldorf 1848, die Gegner zu befehden.

Es ist ein Glück für den Dichter gewesen, daß ihn der politische Rausch nicht allzulange und ganz seiner Muse abhold gemacht hat; nachdem sich die Wogen der Unruhen in unserem Vaterlande allmählich beruhigt hatten, zog auch die Göttin der Dichtkunst ihren Sohn wieder liebevoll in den Schooß zurück.

Das „Kinderleben in Liedern und Bildern", mit Theod. Mintrop, Düsseldorf 1850, die Gedichte „Zu Goethes hundertjähriger Geburtstagsfeier" Gedichte, Düsseldorf 1849, waren kaum erschienen, als er schon im Jahre 1851 mit seinem Rheinsagenbuch „Loreley", 4. Auflage Leipzig 1873, hervortrat.

Das letzte Werk, eine Art poetischer Bädeker, enthält mehr als hundert durchweg treffliche und meisterhaft gelungene Rheinballaden. Da ist keine Ruine, keine Klippe im Strome, keine Stadt, kein wesentlicher Ort, an welchen des Dichters erinnerungsreiches Fühlen nicht eine Weile haften bleibt, und überall ist der Ton in Vers und Inhalt meisterhaft getroffen, nirgends eine Wiederholung oder Erschlaffung zu bemerken. Der Dichter hat dafür gesorgt, daß auch jedes Bedenken zur abfälligen Beurteilung geneigter Kritiker beseitigt wird; es scheint fast, als ob in dieser Balladensammlung die Virtuosität die schöpferische Phantasie überwiege. Als die bekanntesten und besten dieser Balladen nenne ich die „Kurfürstliche Rechtspflege", „Der Bauer und die Kavaliere", „Der Vicar von Walporzheim", „Schwert und Pflug", „Rächt-

Digitized by Google

liche Erscheinung zu Speier", „Das Schloß im See", „Der rheinische Wettstreit" und das weltbekannte Gedicht: „Der Mönch von Heisterbach".

Wer hätte nicht schon die wundersame Geschichte gehört vom jungen Mönch im Kloster Heisterbach, der „lustwandelnd an des Gartens fernstem Ort, nachdachte „über Zeit und Ewigkeit?" Er konnte nicht begreifen, daß bei Gott ein Tag sein sollte „wie tausend Jahr" und tausend Jahr wiederum „wie ein Tag". Als er zurückkam von seinem Spaziergang, öffnete ihm ein fremder Mönch das Thor, fremde Klosterbrüder saßen auf den Bänken der Kapelle, Niemand kannte ihn. Er meldet sich beim Abt, es wird in den Kirchenbüchern nachgeschlagen und sein Name bei denen gefunden, die vor 300 Jahren im Kloster lebten.

Dabei ist im Klosterbuche vermerkt: „Er war ein Zweifler und verschwand im Wald".

Da bleicht sein Haar, sterbend stürzt er nieder und erkennt die Wahrheit des früher von ihm bestrittenen Satzes: „Ihm ist ein Tag wie tausend Jahr, und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag" [1]).

In rascher Folge erschien darauf 1852 „Die Maikönigin", eine Dorfgeschichte in Versen (Stuttgart 1852). Sie ist eine der reizendsten Rheinidyllen, ein Gemälde des Volkslebens und der Volkssitte, der heiteren Winzerfeste und der Naturtragödien, welche die arkadische Ruhe unterbrechen, der Wassernot und Feuersbrunst. An die Geschichte zweier Liebenden anlehnend, die durch Ausdauer auf Seite des Mädchens, durch Mut und Aufopferung auf Seite des Geliebten den Bauernstolz des Vaters besiegen, giebt der Dichter eine vortreffliche Darstellung des Dorflebens am Rhein, in dem nach einander die Weinlese, das Wirtshaustreiben, die Feier des Sankt Martinsabends, die Freuden des Winters, der Eisgang und das Maifest in anschaulichen Bildern vorgeführt werden. „Der einfache Stil und die Anmut der meisten Schilderungen", schreibt Rudolph Gottschall, „erheben dies Gedicht weit über das Niveau der versifizierten Dorfgeschichten".

Der 1854 zu Köln erschienene „Prinz Minnewin", ein Mittsommerabendmärchen, ist ein keckes, humoristisches Werk, reich an lieblicher Naturlyrik und an satirischen Glossen.

„Im Rattenfänger von St. Goar", eine rheinische Künstlergeschichte (Köln 1854) griff der Dichter mitten in das Leben hinein. Der Dichter ist darin wieder ganz in seinem Element, der Schilderung des Lebens am Rhein, von welchem er eine neue und eigentümliche Seite poetisch darstellt; die gerade für die Rheingegenden charakteristischen Eigenschaften mit ihren besonderen Färbungen hat er ebenso scharf auf-

1) Unser Altmeister Goethe sagte schon von der Natur: „Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht, Gegenwart ist ihre Ewigkeit". Diese Vorstellung scheint in allen Zeiten einen dämonischen Reiz gerade auf besonders tief veranlagte Köpfe ausgeübt zu haben.

Digitized by Google

gefaßt, wie glücklich dargestellt. Das bunte Leben und Treiben am Strome, die verschiedenen wunderlichen und absonderlichen philiströsen Charaktere — das Alles ist mit einem so feinen poetischen Duft gezeichnet, mit einem so liebenswürdigen Humor, mit einem so warmen, innigen Gemüte geschildert, wie das nur ein Dichter wie Wolfgang Müller vermag.

Die vorhin genannten drei Rhein-Epen lassen den Dichter ganz auf dem Felde seines Könnens erscheinen und setzen den Genius seiner Kunst in Conception und Durchführung außer allen Zweifel.

1856 schrieb er anonym das satirische Werk: „Heinrich Heines Höllenfahrt" (Hannover bei Rümpler). Kurz darauf erschien ein Band lyrischer Gedichte: „Mein Herz ist am Rhein" (Hannover 1857, 4. Auflage 1871) und dann „Gedenk' verscholl'ner Tage" (3. Auflage 1868), in dem folgenden Jahre die deutsche Reitergeschichte: „Johann von Werth" (Köln 1858).

In letzterer, welche ihm wie etwas Fremdes zu Gesichte steht, erkennen wir den Dichter kaum wieder, da die ernstere Betrachtungsweise des historischen Stoffes die Harmonie zwischen Inhalt und Form zu zerstören scheint.

Man wird den Dichter indeß entschuldigen müssen, wenn man in Betracht zieht, daß es kein leichtes Werk ist, einen so gewaltigen Krieger, wie Johann von Werth, in einer so großen Zeit während eines 30jährigen Zeitraumes in einer solchen Weise hinzustellen, daß sich die Ereignisse und Gestalten lebendig und interessant gruppieren, daß die Geschichte selbst nicht zu viel Raum einnimmt, daß die Schlachten nicht zu bunt aufeinanderfolgen, daß die kulturgeschichtlichen Punkte durchleuchten und daß man das Bild des Helden nie aus den Augen verliert. Wie der Dichter selbst sagt (Anhang S. 328), wurde die Aufgabe noch schwieriger durch die äußerlich verwickelten Staats- und Religionsverhältnisse zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Er hat selbst gerechte Bedenken gehabt; wir müssen aber anerkennen, daß er einen echt deutschen Gegenstand mit echt deutschem Geiste behandelt und einen Mann vortrefflich geschildert hat, der ein treuer Streiter für Deutschlands Einheit, Größe und Ehre war, der, jedem Glaubensbekenntnisse gerecht, fest und sicher den nationalen Zielen zusteuerte und der endlich, als er die höchsten Güter, für die er sein Leben lang mit der Faust gestritten hatte, in dem zerrissenen und gespaltenen Vaterlande verloren sah, an gebrochenem Herzen starb, aber noch im Sterben seine Hoffnung für eine große neue Zeit nicht fallen ließ. (Anhang S. 329.)

Folgen wir nun dem weiteren Lebensgange des Dichters.

Bereits 1853 war Wolfgang nach Köln, dem Heimatsorte seiner kunstsinnigen und für alles Poetische gleich empfänglichen Gemahlin, übergesiedelt, wo er bald nachher seine ärztliche Berufsthätigkeit ein-

Digitized by Google

stellte, um ganz der Kunst und Wissenschaft zu leben. In seinem bekannten, ritterburgartigen Wohnhause „am Apostelnkloster" Nr. 27[1]) daselbst, waren alle Dichter, Künstler und Gelehrte hochwillkommen, ein anregender Verkehr ward gepflegt und jede neue Blüte der deutschen Kunst mit Beifall begrüßt und aufgenommen.

Die Düsseldorfer Erinnerungen lebten alsbald in dem Buche „Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren" (Leipzig 1854), eine Reihe kunstgeschichtlicher Briefe, wieder auf; auch das „Düsseldorfer Künstler-Album" wurde in den Jahren 1851—52 und 1860—66 von seiner geschickten Hand redigiert[2]).

Bald darauf wandte er sich der Novelle und Erzöhlung zu. In kurzer Folge erschien „Nordisches Bauernleben", 10 Bilder von A. Tiedemand. Mit deutschem Text. Leipzig 1854; dann erschien das „Münchener Skizzenbuch" (Leipzig 1856), das Essay über „Alfred Rethel, Blätter der Erinnerung" (1861), den Schöpfer der Geschichtsbilder im Rathaussaale zu Aachen. In dieser Zeit hat der unabläßig arbeitsame Mann sich auch der Mühe unterzogen, zu den Kunstwerken des Wallraf-Richartz'schen Museums den Katalog sorgfältig auszuarbeiten[3]). Dann „Die Erzählungen eines rheinischen Chronisten" (1860—61, Leipzig 2 Bände). Die deutschen Adelsgeschichten: „Vier Burgen" (Leipzig 1862). Die ländlichen Geschichten: „Von drei Mühlen" (Leipzig 1865). Die Künstler-Geschichten: „Zum stillen Vergnügen" (Leipzig 1865). Das „Rheinbuch" (1856), Landschaft, Geschichte, Sage und Volksleben des Rheines schildernd. „Eine Fahrt durchs Lahnthal" (Wiesbaden 1865) und „Sommertage am Siebengebirge" (Kreuznach 1867).

Die deutschen Adelsgeschichten stellen den Widerspruch der Anforderungen des Adels mit den Fortschritten der Zeit in gut erfundener und meist geschickt entwickelter Erzählung dar. Die ländlichen Geschichten „Von drei Mühlen", Inhalt: Die Mühle am Hellbach. — Die Mühle im Scheidergrunde. — Die Mühle im Bingsthal, be-

---

1) An diesem Hause wurde 1896 eine marmorne Gedenktafel angebracht.

2) „Deutsches Künstler Album". Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. Herausgegeben von Ernst Scherenberg Düsseldorf, Breidenbach & Co., 1875. — In dankbarer Pietät hat Scherenberg den Jahrgang 1875 dem Andenken Wolfgang Müllers von Königswinter gewidmet, welcher im Verein mit Düsseldorfer Künstlern das Album begründete und ihm seitdem zuerst als Herausgeber und nachmals als Mitarbeiter immer nahegestanden. Caspar Scheuren, der langjährige Freund und Genosse des vorzeitig, im Sommer seines Lebens, geschiedenen Dichters, hat diese Widmung in einem jener fein empfundenen, stilvoll ausgeführten Blätter illustriert, welche stets zu den schönsten Zierden des Düsseldorfer Künstler-Albums gehörten.

3) Katalog des Museums Wallraf-Richartz in Köln. Verzeichnis der Gemälde-Sammlung. Verzeichnis der römischen Altertümer. (Köln 1862 und 1864. Verlag von DuMont-Schauberg.)

Digitized by Google

handeln einfache, aber durch lebenswarme Darstellung und gute Charakteristik anziehende Erzählungen.

1863 veröffentlichte Wolfgang noch das epische Gedicht: „Aschenbrödel" (Frankfurt 1863) und 1866 das „Märchenbuch für meine Kinder" (Leipzig 1866). Dann „Meister Stephan von Köln" und „Wilhelm von Jülich" [1]).

In dem Vorwort zu den „Erzählungen eines rheinischen Chronisten" schrieb er: „Ich habe mir die Aufgabe gestellt, eine Reihe von kulturgeschichtlichen Bildern zu liefern, welche die Entwickelung der Poesie und Kunst an den Ufern unseres heimatlichen Stromes in novellistischer Form, aber durchaus auf dem Grund und Boden der wirklichen Thatsachen schildern sollen, und gedenke, in denselben nach und nach die bedeutendsten Dichter, Bildner und Musiker, die entweder am Rhein geboren worden sind, oder gewirkt haben, in ihren Charakteren und Lebensschicksalen vorzuführen." Und dabei erschienen zwei Bände; der erste enthielt die Novelle „Karl Immermann und sein Kreis", der zweite „Aus Jakobis Garten", worin das Leben in Pempelfort und Goethes erster Besuch bei Friedrich Heinrich Jakobi und im Kreise der Pietisten bei Jung-Stilling in Elberfeld geschildert wird, sowie „Furioso", welcher die Jugendgeschichte Ludwig van Beethovens im Kreise der Familie von Breuning, des jungen Franz Gerhard Wegeler und der Jugendgeliebten Beethovens, Jeanette d'Honrath aus Köln, und der „Adelaide" enthält.

„Gestatten es mir Zeit, Muße und Teilnahme des Publikums", versprach schließlich der Verfasser, „so hoffe ich, diese Arbeiten und ihre Veröffentlichung fortzusetzen. Eine Novelle, in welcher Heinrich Heine die Hauptrolle spielt, ist bereits vollendet, eine andere, welche die Romantiker Clemens Brentano, seine Schwester Bettina, Achim von Arnim und ihren Kreis schildert, befindet sich unter der Feder." — Leider ist es zu keiner Fortsetzung gekommen.

1874 erschien noch „Das Haus der Brentano". Deutsche Romanbibliothek zu Ueber Land und Meer (2. Jahrg. No. 36). „Die kleine Veronika" (Düsseldorfer Monatshefte 1859 XII).

Diese Erzählungen des rheinischen Chronisten sind eine wahre Fundgrube für den Freund der Litteratur und Kunstgeschichte, denn der Verfasser ist bei seiner Arbeit nicht allein schriftlichen Urkunden aus den Kreisen, welche er schildert, sondern auch mündlichen Ueberlieferungen und eigenen Anschauungen und Erlebnissen gefolgt. „Ich darf wohl behaupten", schreibt Müller in Bezug auf „Karl Immermann und sein Kreis", „daß ich in den meisten Dingen Augenzeuge der dargestellten Katastrophen war. Immermann, Grabbe, Mendels-

1) Die beiden letzteren sind mit „Johann von Werth" vereinigt in dem Buche: Im Rittersaal. Rheinische Historien. (Leipzig 1874, Brockhaus.)

Digitized by Google

sohn[1]), Reinick, Hasenclever haben mir vor Augen gestanden, wie ich sie zu zeichnen versuchte, Norbert Burgmüller war mein erster Freund. Auch Stange und Lübke wurden nach dem Leben gemalt". Die Novelle aus „Jacobi's Garten" schöpfte der Verfasser aus den Mitteilungen des Geheimen Regierungsrates Faßbender, der interessante Thatsachen aus dem Munde des alten Kupferstechers und Professors Thelott hatte, der viel in Pempelfort gewesen war. Dazu ist noch zu bemerken, daß sich die Schilderungen auf lokale Anschauungen gründen, denn schon als Knabe kam der Dichter in das Pempelfortsche Haus. Für den „Furioso" boten sich in Bonn hinreichende lokale Studien. Der Verfasser suchte und fand Gelegenheit, von alteingesessenen Einwohnern die Ueberlieferungen der Vergangenheit zu erlauschen. Sein früherer Aufenthalt in Bonn als Student kam ihm dabei vortrefflich bei der lokalen Zeichnung zu Statten. Aber noch mehr, er lernte einen Jugendfreund Beethovens kennen. Als er im Herbst 1835 nach Bonn kam, traf er den Kapellmeister Ries in verschiedenen befreundeten Häusern, wo dieser als hochbejahrter Greis noch Stunden erteilte und wegen der Klarheit seines Wesens, sowie wegen der Lauterkeit seines Charakters hoch geschätzt war. Den Sohn des alten Kapellmeisters, Ferdinand Ries, der ein Schüler Beethovens gewesen war, sah der Verfasser gleichfalls; außerdem seinen Freund, den Professor Wegeler in Bonn. Durch all dieses Erleben, Schauen und Hören haben diese Novellen einen Reiz erhalten, wie selten derartige Dichtungen.

Im Jahre 1865 erfreute Wolfgang Müller die deutsche Lesewelt mit zwei Bänden Künstlergeschichten: „Zum stillen Vergnügen" (Leipzig 1865. Inhalt: I. Mit Hammer und Meißel. Geschichte des Ernst Fröhlich. Der Domschüler. Geschichte des Clemens Heil. II. Vom Pflug zum Pinsel. Geschichte des Theodor Barthofen. Waldtage. Geschichte des Wilhelm Heiden). „Wie der Titel des Buches", schreibt der Verfasser, „so heißt ein Wirtshaus in einem jener alten Rheinstädtchen, die in den engen, felsigen Windungen des herrlichen Stromthales liegen und mit ihren alten Thürmen und Mauern, mit ihren gotischen Kirchen und erkergeschmückten Giebeln wie Grüße aus einer gemütlichen Vergangenheit in die Gegenwart sehen." In diesem Wirtshaus kehrte der junge Dichter auf seinen Wanderungen gern ein; dort traf er Maler mit reichen Skizzenmappen, Freunde aus Düsseldorf, und dann ein fröhliches Leben. „Mitunter wetterte der Regen durch das Thal", berichtet Müller weiter, „dann hockten wir in den gemütlichen, mit altem Hausrat geschmückten Stuben und vertrieben uns in anderer Weise die Zeit. Unsere Maler zeichneten Skizzen oder Bilder. War ein Poet dabei, so gab er ein Produkt aus seiner Mappe zum Besten. Hatten wir einen Musiker unter uns,

1) Vergl. V 5 dieses Buches.

Digitized by Google

so mußte er ein Stück auf dem alten Klavier vortragen. Die lustigen Unterhaltungen für mich aber waren die Lebensgeschichten der Anwesenden, welche an kühlen und stürmischen Abenden erzählt, hinter der Glühweinbowle und dem flackernden Kamin unsere Aufmerksamkeit bis tief in die Nächte in Anspruch nahmen."

Der Kölner Freundeskreis Wolfgangs bestand aus Kölns ersten Männern, wie J. Bürgers, H. Claeßen, Ferdinand Hiller, G. Jung, C. Matzerath, E. Mayer, Gust. v. Mevissen, Dagobert Oppenheim u. A., welchen auch die Erzählungen eines rheinischen Chronisten gewidmet sind. Von ihnen sagt er selbst, „daß sie ihm seit einer zwanzigjährigen Bekanntschaft, die in heiterer, wohlwollender und ungetrübter Stetigkeit dahinzog, die vielfachste Aufmunterung und Anerkennung haben zu Teil werden lassen."

Das Jahr 1863 scheint ein Wendepunkt in der Werkstatt des Dichters geworden zu sein, der sich von da ab auch um die Gunst der dramatischen Muse, und zwar mit besonderem Glück, bewarb. Das Lustspiel „Sie hat ihr Herz entdeckt", das bekannteste Werk des Dichters, war der gefeierten Schauspielerin Friederike Goßmann gewissermaßen auf den Leib geschrieben: Am 2. November 1863 verhalf sie zu Nürnberg dem Stücke zu einem glänzenden Siege und führte dasselbe in das ständige Register der deutschen Bühne bis auf unsere Tage ein. Die Rolle der „Hedwig" ist und bleibt eine unverwüstliche Paraderolle für die „Naiven". War es daher zu verwundern, daß der Dichter veranlaßt wurde, auf der so glücklich betretenen Bahn weiter zu schreiten und eine Reihe von dramatischen Dichtungen zu zeitigen, von denen 1872 eine Sammlung „Dramatische Werke. VI Bände, Berlin 1872" erschien. (Inhalt: I. Sie hat ihr Herz entdeckt. — In der Kur. — Der Supernumerar. II. Die Frau Kommerzienrätin. — Sie macht alle glücklich. III. Wie das Stück, so das Glück. — Dornröschen. — Um des Kaisers Bart. IV. Ueber den Parteien. V. Incognito. — Amor und Psyche. VI. In Bann und Acht). Das letzte ist das fünfaktige Schauspiel: „Kurhut und Kaiserkrone".

Etwa zu gleicher Zeit (1868) hatte Müller die Eindrücke einer italienischen Reise in dem Buche „Der Pilger in Italien" (Leipzig 1868) in 180 formvollendeten und geistvollen Sonetten wiedergegeben.

In schwermütiger Stimmung über den 1868 erfolgten Tod seines zweiten Sohnes Paul suchte das schwergeprüfte Vaterherz Trost und Erholung wieder bei seiner ihm besonders liebgewordenen romantischen Muse, die ihm 1871 die köstliche Gestalt des „Zauberer Merlin" (Gedicht, Berlin 1871) zu schaffen gebot. Schien es doch, als ob dies traurige Ereignis verhängnisvoll für die Lebenskraft und Schaffensfreudigkeit des gebeugten Vaters werden sollte. Erst als der deutsch-französische Krieg ausgebrochen war, wurde dem Dichter die alte Spannkraft wieder zu Teil, welche ihm in begeisterter Vaterlandsliebe

Digitized by Google

und deutschem Nationalbewußtsein die Feder zu seinen patriotischen Streitliedern: „Durch Kampf zum Sieg" (1870) in die Hand gab. Nicht weniger vergaß er seiner Pflicht als alter Jünger Aesculaps, der den Dichter zu seinem ärztlichen Berufe zur hülfreichen Behandlung vom Schlachtfelde heimkehrender verwundeter Soldaten emsig Hand anzulegen hieß.

Hatte er schon früher in der „Weihe" zu dem „Gedenk' verscholl'ner Tage" mit Recht und Stolz singen dürfen:

Ich lieb' und ehr' vor allen
Mein deutsches Vaterland!

so sang er bei Ausbruch des Krieges hochbegeistert:

Auf, stolzes Hohenzollernhaus!
Auf, drauf und dran, führ' uns hinaus!

Und als der heiße Kampf beendet war, da sang er freudig:

O herrlich schöner Friede! Das heimische Land
Ist einig fest umschlungen vom herrlichsten Band!
Wir haben den Kaiser, wir haben das Reich!
Kein Reich ist auf Erden dem Vaterland gleich!

So war es ihm denn vergönnt, noch das Werden und Wachsen des deutschen Einheitsgedankens selbst erleben zu dürfen, er, der so sehnlichst und begeistert von dem Deutschen Reich und seiner Herrlichkeit in seinen Liedern gesungen hatte.

Nicht lange sollte er sich jedoch der Verwirklichung seiner schönsten Träume freuen; eine zunehmende Kränklichkeit zwang den „rheinischen Poeten", wie er sich selbst genannt hat, Heilung von einer zunehmenden Leberkrankheit in dem Bade Neuenahr im Jahre 1873 zu suchen. Aber vergeblich — am 29. Juni 1873 nahm daselbst ihn der Tod allzufrüh aus unserer Mitte, ihn, den hochgeschätzten Dichter, Bürger und Freund, beweint von seiner Gattin und seinen vier Kindern Max, Hans, Else und Toni[1]) und betrauert von allen denen, die ein Herz für die rheinische Heimat und die Poesie des deutschen Vaterlandes in ihrer Brust tragen.

---

1) Die noch lebenden Geschwister des Dichters sind: Lambert August Müller zu Antwerpen und Frau Wittwe Professor Becker zu Frankfurt a. Main — Die noch lebenden Kinder des Dichters sind: 1. Max Müller zu Gent; 2. Die Gattin des Malers Norbert Schrödl zu Kronberg im Taunus, Elise geb. Müller.

3. Professor Dr. Hans Müller, Erster ständiger Sekretär und Senator der Kgl. Akademie der Künste, Lehrer an der Kgl. Hochschule für Musik zu Berlin. Verfasser von: Lieder in Leid und Lust, 1873. Davos, 1875. Betrachtungen über das Studium der Kunstwissenschaft, 1878. Armins Tod, 1882. Musik Wilhelm von Hirschau, 1883. Hucbalds echte und unechte Schriften, 1884. Abhandlung für Mensuralmusik: Der König schläft (1887). Badische Fürstenbildnisse I 1888, II 1892. Wilhelm Kaulbach I 1892. Kronberger Liederbuch 1895. Dieser überaus talentvolle Sohn des Dichters ist leider schon im Jahre 1897 gestorben.

Digitized by Google

Wolfgang Müller

Digitized by Google

Auf dem Friedhofe zu Melaten in Köln wurden seine sterblichen Ueberreste von einer unabsehbaren Reihe Leidtragender am 3. Juli dem heimatlichen Boden wieder einverleibt. Sein Herz, das bisher nur am Rhein *gelebt* hatte, *schläft* nun am Rhein den ewigen Schlaf des Friedens.

Wolfgang Müller war es vergönnt, in einem überaus glücklichen Familienleben und großem Wohlstande, wie wenige Dichter bis an sein Lebensende zu schaffen.

Kaum 57 Jahre alt, ging er zu jung für die Dichtung hin, doch bewährt genug, um ein unsterbliches Andenken im deutschen Volke zu hinterlassen.

Weit über 30 Werke lyrischen, epischen, dramatischen und erzählenden Inhaltes hat uns Wolfgang Müller in seinem kurzen und thätigen Leben hinterlassen.

Vor und nach seinem Tode erschien noch: „Dichtungen eines rheinischen Poeten" (VI Bände, Leipzig 1870—76), dessen letzte Bände als neu „Rheinisches Märchenbuch" und „Rheinische Idyllen" brachten. Dann erschien noch: „Im Rittersaal" Rheinische Historien (Leipzig 1874 [1]).

---

1) Wolfgang Müllers Werke: 1. Junge Lieder. Düsseldorf 1841. — 2. Balladen und Romanzen. Düsseldorf 1842. — 3. Rheinfahrt. Episches Gedicht in 30 Gesängen. Frankfurt 1846. 2. Aufl. Leipzig 1872. — 4. Gedichte. Frankfurt 1847. 2. Aufl. Hannover 1857. 3. Aufl. 1868. — 5. Germania. Ein satirisches Märchen. Frankfurt 1848. — 6. Oden der Gegenwart. Düsseldorf 1848. — 7. Kinderleben in Liedern und Bildern (mit Theod. Mintrop) Düsseldorf 1850. — 8. Zu Goethes hundertjähriger Geburtstagsfeier. Gedichte. Düsseldorf 1849. — 9. Lorlei. Rheinsagenbuch. Köln 1851. 4. Aufl. Leipzig 1873. — 10. Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte in Versen. Stuttgart 1852. — 11. Prinz Minnewin. Ein Mittesommerabendmärchen. Köln 1854. — 12. Heinrich Heines Höllenfahrt (anonym). Hannover 1856. — 13. Der Rattenfänger von St. Goar. Köln, 2. Aufl. 1857. — 14. Mein Herz ist am Rheine! (Abdruck aus 4) Hannover, 2. Aufl. 1857. 4. Aufl. 1871. — 15. Gedenk' verscholl'ner Tage. Erinnerungsbuch (Abdruck aus 4) 3. Aufl. 1868. — 16. Johann von Werth. Eine deutsche Reitergeschichte. Köln 1858. — 17. Erzählungen eines rheinischen Chronisten. II Leipzig 1861. Inhalt: I. Karl Immermann und sein Kreis. II. Furioso. Aus Beethovens Jugend. Aus Jacobis Garten. — 17a. Das Verhältnis des Staates zu den bildenden Künsten. Berlin 1861. — 18. Aschenbrödel. Episches Gedicht. Frankfurt 1863. — 19. Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten. II Leipzig 1862. — 20. Von drei Mühlen. Ländliche Geschichten. Leipzig 1865. (Inhalt: Die Mühle am Hellbach. Die Mühle im Scheidergrunde. Die Mühle im Bingsthal.) — 21. Zum stillen Vergnügen Künstlergeschichten. Leipzig 1865. (Inhalt: I. Mit Hammer und Meitzel. Geschichte des Ernst Fröhlich. Der Domschüler. Geschichte des Clemens Heil. II. Vom Pflug zum Pinsel. Geschichte des Theodor Barthofen. Waldtage. Geschichte des Wilhelm Heiden.) — 22. Sie hat ihr Herz entdeckt. Lustspiel in 1 Aufz. Berlin 1865. — 23. Märchenbuch für meine Kinder. Leipzig 1866. — 24. Der Pilger in Italien, (180) Sonette. Leipzig 1868. — 25. Der Zauberer Merlin. Gedicht. Berlin 1871. — 26. Dichtungen eines rheinischen Poeten. VI Leipzig 1871—1876. (Inhalt: I s. o. 14. II. s. o. 3. III. s. o. 9. IV. s. u. 28. V. Rheinisches Märchenbuch. VI. Rheinische Idyllen.) — 27. Dra-

Digitized by Google

Sie alle zeugen von einer großen Fruchtbarkeit des Dichters, Denkers und Forschers.

Oft sind seine Lieder von deutschen Componisten in Musik gesetzt worden [1]).

„Ich hielt am deutschen Wesen,
Ich hielt an deutscher Art."
Wolfgang Müller von Königswinter.

Wolfgang Müllers Stellung in der deutschen Litteratur.

Wenn es wahr ist, daß die möglichst allgemeine Uebereinstimmung eines Volkes auf dem Gebiete des litterarischen Geschmackes und Genusses seine geistige und sittliche Einheit bedeutet, und daß diese Uebereinstimmung in der Anerkennung und Forderung des Besten sich ausspricht, so bleiben Schiller und Goethe immer noch der Mittelpunkt dieser sittlichen und geistigen Einheit.

---

matische Werke VI Berlin 1872. (Inhalt: I. Sie hat ihr Herz entdeckt. In der Kur. Der Supernumerar. II. Die Frau Kommerzienrätin. Sie macht alle glücklich. III. Wie das Stück, so das Glück. Dornröschen. Um des Kaisers Bart. IV. Ueber den Parteien. V. Incognito. Amor und Psyche. In Bann und Acht.) — 28. Im Rittersaal. Rheinische Historien. Leipzig 1874. — 29. Nordisches Bauernleben. 10 Bilder von A. Tiedemand. Mit deutschem Text. Leipzig 1854. — 30. Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren. Leipzig 1854. — 31. Das Rheinbuch. Landschaft, Geschichte, Sage, Volksleben. Brüssel u. Leipzig 1856, 1863. — 32. Münchener Skizzenbuch. Leipzig 1856. — 33. Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben Düsseldorf 1851—52; 1860—66. — 34. Alfred Rethel. Blätter der Erinnerung. Leipzig 1861. — 35. Eine Fahrt durch's Lahnthal. Mit Illustrationen. Wiesbaden 1865. — 36. Sommertage am Siebengebirge. Kreuznach 1867. — 37. Für Straßburgs Kinder. Berlin 1870.

1) Von diesen sind u. A. hervorzuheben: 1. Wanderlust am Rhein, „Das ist ein fröhliches Wandern", Männerchor von Alfred Dregert (Köln, Tonger). 2. Späte Lieder: „Es dunkeln die Berge", Gesang für 4 stimmigen Männerchor von Ferdinand Möhring (Köln, Tonger). 3. Drei Lieder für Männerchor: „Aus deinem lieben Munde" von Ed. Greve (Hannover bei Adolf Nagel). 4. Drei Lieder beim Wein: a) „Wirtstöchterlein", b) „Die Wissenschaft beim Rebensaft", c) „In der Schenke" für 4 stimmigen Männerchor von Alfred Dregert (Köln, Tonger). 5. Ausgewählte Männerchöre: Rheinsehnsucht, „Mein Herz ist am Rheine im heimischen Land" von Th. Voigt (Leipzig, C. F. W. Siegel). 6. Frühlingstraum: „Die Nacht ist mir gewesen" für Männerchor von Franz Otto Sturm (Solingen bei Otto Albert). 7. Sechs Gesänge für 4 Männerstimmen: „Im grünen Wald da mag ich gerne schweifen" von Julius Rietz (Leipzig bei Robert Seitz). 8. Drei Lieder für 4 stimmigen Männergesang: a) „Das Wandern könnt' ich gar nicht schön mir denken", b) „Die Wissenschaft beim Rebensaft", c) „Die Luft so still und der Wald so stumm" von Paul Blumenthal (Delitzsch bei Reinhold Pabst). 9. Zwei Lieder:

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger hat seit jenem klassischen Zeitalter die Dichtkunst auch unverkennbare Fortschritte gemacht, und dies gilt ganz besonders von den Stoffen und den Stoffbehandlungen. Nicht gering ist auch die Zahl der Dichter aus der sogenannten „Epigonenzeit", welche, in Schillers Fußstapfen gehend, ein großes Maß von Ideenkraft, Formenschwung und Adel der Begeisterung aufweisen, so daß man mit Recht sagen kann, daß in Schillers Zeit kaum an ein so weitgehendes und allgemeines Erstehen der poetischen Kultur aus seinem Vorgang hat geglaubt werden können.

Seitdem mit dem Wiedererwachsen deutschen Nationalgefühls unserer Neugestaltung der Dinge die Aufgabe gestellt worden ist, nach den nationalen Zielen zu fragen und ihnen zuzutreiben, mußte auch die Poesie hiermit rechnen. Keineswegs damit zufrieden, daß die Freiheitssänger, welche Napoleon begruben, blos jene Freiheit von dem fremden Joch verlangten, trieb die Poesie vielmehr durch alle Fugen und Ritzen des eigenen politischen, socialen und religiösen Lebens ihre Wurzeln und Ranken; sie faßte das Volk selbst, faßte Volksbegriff und Volksidee als poetisches Objekt, des Volkes Freuden und Schmerzen, sein Dulden und Zürnen, seinen Glauben und Unglauben. Als politische Poesie rüttelte sie an den Pforten der Paläste und Kirchen; als sociale Poesie that sie des armen Mannes Thür auf und zeigte ihm unter dem Lichte des Rechts, das ihm zustände, und des Unrechts, das er leide, die Kraft seiner Fäuste; sie hüllte sich in den einfachen Mantel der Dorfgeschichte, stellte des schlichten Mannes Tugend und Unverdorbenheit in Gegensatz zu der Verderbnis der höheren Stände; sie ward Satire oder Weltschmerz, um in dem eigenen Subjekt den Vertreter der Richtung zu besingen, der nach Schopenhauer „den Willen zum Leben vereint".

Nicht wenige aus dieser Schule bekämpften aber nicht blos die Altäre und die Throne, sondern die ganze gebildete Welt, um dem Hasse des Volkes zu schmeicheln und seinen Begierden und Leidenschaften zu huldigen. Nicht auf Erregung eines ästhetischen Wohlgefallens, sondern auf Erreichung politischer Zwecke bedacht, kümmerten sie sich weniger um künstlerische Vollendung, elegante Form und edle Sprache, als um aufregenden Inhalt, um energievolle Darstellung und leidenschaftliche Haltung. Sie hauchten ihren meist lyrischen Dichtungen

---

„Ich weiß ein holdes Jungfräulein" und „Vom Felsen springt herab der Quell" von Paul Blumenthal (ebenda). 10. Lied für eine Baritonstimme: „Mein Herz ist am Rhein" von A. Schulz (H. Littolff's Verlag von Braunschweig). 11. „Mein Herz ist am Rhein", für Tenor, Solo mit Klavierbegleitung, von Wiltberger (Köln, Tonger). 12. „O danke nicht für diese Lieder" von Jansen (Deutscher Liederverlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig). 13. Lieder und Gesänge von Robert Franz: Op. 12, Nr. 6, Im Herbst: „Die Heide ist braun, einst blühte sie rot" (Leipzig bei C. F. W. Siegel).

Digitized by Google

eine demokratische Glut ein, die dem Leser und Hörer zu Kopf stieg und ihn gewaltig fortriß. In ihren Schilderungen des Elends, in ihrer Ironie über die Genüsse und Lebensfreuden der Reichen und Vornehmen, in ihren zornigen Klagen über die Verkehrtheit aller menschlichen Verhältnisse lag eine solche Fülle von Leidenschaft, von wilder, zerstörender Kraft, von schonungslosem Hohn, daß sie als Vorboten einer gewaltigen Umwälzung der damaligen Zustände erscheinen mußten. Manche schilderten die Machthaber und oberen Zehntausend als Bedrücker und Blutsauger des Volkes und stellten Eigentum und Besitz als eine ungerechte und gewaltsame Aneignung von Gütern dar, auf die alle Menschen gleiche Ansprüche hätten.

War es daher zu verwundern, daß unter diesen Vorboten der Umschwung der Dinge von 1848 gezeitigt wurde, dessen Wirkungen wir noch heute in dem neu entbrannten Kampfe um die sociale Frage verspüren?! Wenn in dieser bewegten Zeit einzelne Dichter die großen socialen Ideen ihrer Zeit aufgegriffen haben, so konnte dies nicht der Weg sein, der Kunst die ihr gebührende Stellung und die wahre Volkstümlichkeit wieder zu gewinnen.

Fernab von dieser Schule standen andere wackere deutsche Männer, die rechtzeitig erkannt haben, daß wir auch *ohne diese socialen Ideen* eine Kunst und eine Poesie für das Volk und ein Volk für die Kunst und die Poesie haben: sie ist Jedermanns Sache. Im Mittelalter stand neben den Mächtigen und Großen der Welt auch das Volk selbst als Bauherr, Künstler, Gönner der Dichtkunst und Dichter. Aus dem Volke kamen die Werkmeister und Steinmetze unserer Dome, die Maler, Minnesänger und Dichter. Nur zu bald mußte sich daher bei den Einsichtsvolleren der Gedanke Raum brechen, daß es eine bestehende vernünftige Weltordnung giebt, welche die Grundbedingung aller Harmonie und Schönheit ist, und daß die Umsturzbestrebungen mit ihrer Gleichmalerei die Mannigfaltigkeit zerstören, von der alles Schöne bedingt ist, und daß sie mit ihrem prosaischen Mechanismus alle freie Bewegung des Geistes hemmen.

In den vorhin gezeichneten Herolden des Umsturzes und der Verneinung erkennen wir leicht die Sänger Heinrich Heine, Nicolaus Lenau, Gottfried Kinkel, Franz Dingelstedt, Georg Herwegh, Carl Beck, Moritz Hartmann, Alfred Meißner und Ferdinand Freiligrath wieder.

Im grellen Gegensatze zu dieser Schule des Weltschmerzes und der Verneinung steht eine charakteristische Gruppe, die sich eng an den heimatlichen Boden anschloß und dem deutschen Volke im Spiegel der Dichtkunst den Zauber vergangener, glücklicher Tage in Sage und Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart in zufriedenem Lichte zeigte und deren Lieder, Balladen, Romanzen und epische Gesänge das deutsche Nationalgefühl in ganz besonderem Maße zu beleben und zu begeistern bestimmt waren.

Digitized by Google

Diese Dichtgruppe war — Gott sei Dank — unberührt geblieben von der Verfolgungstendenz der Zweifler und Umstürzler und hatte zeitig erkannt, daß die Schilderhebung der Volkstriebe zur Verrohung führen und die angestrebte soziale Nivellirung jeden Wetteifer lähmen müsse. Sie wandte sich ebenfalls den nationalen Stoffen zu, aber sie erkannte nur die edelsten Offenbarungen des Volksgemütes sowie die Schönheit und Eigentümlichkeit der heimischen Natur als der poetischen Bearbeitung für würdig.

Seit den Befreiungskriegen hat vornehmlich der stolzeste der deutschen Ströme, Deutschlands nationaler Strom, der vielumkämpfte Rhein, seine eigenen Sänger gehabt, die dies Programm zu allen Zeiten auf ihre Fahne geschrieben und festgehalten haben. Eine zahlreiche Dichterschaar dieser Schule wallt an unserem Auge am Rheinstrom vorbei: Es sind die heimgegangenen Herolde des deutschen Volkes Ernst Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Clemens Brentano, Friedrich Rückert, Emanuel Geibel, Karl Simrock, Gustav Pfarrius, Christian Joseph Matzerath, Alexander Kaufmann und Wolfgang Müller von Königswinter.

In dem letztgenannten dieser „Rheinpoeten", der als Vertreter der „neuromantischen Schule" vorzugsweise gilt, zeigt sich die Vorliebe für die Vergangenheit und ihre Stoffe in vollendeter Art, ohne daß sie mit gewaltsamen Mitteln auf bestimmte Wirkungen hinarbeitet. Nach dem Niedergange der Schlegel-Tieck'schen Schule ist eine romantische Richtung der Poesie niemals ganz ausgestorben. Nach den Erzeugnissen der schwäbischen Dichterschule, als deren vornehmster Führer Ludwig Uhland, Eduard Mörike und Gustav Pfizer gelten, kam sie zur Zeit der Herrschaft der Jungdeutschen zu schwacher Geltung, empfing aber aus den politischen Regungen des Restaurationszeitalters der fünfziger Jahre neue Kraft und gewann namentlich in den letzten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verstärkte Bedeutung, nachdem mit unserer staatlichen Einigung die Vorliebe für die deutsche Vergangenheit in höherem Grade erwacht war.

Die Bedeutung der Neuromantik wird aber durch das Stoffliche allein nicht erklärt. Während bei den Neueren und Neuesten sich das Verlangen der Zeit nach sinnlicher Pracht und starken Nervenreizen geltend macht, — es sei hier nur auf die üppigen Schilderungen eines Julius Wolff und anderer, an die farbenschwelgenden Gemälde Hans Makarts und die erschütternden Tonwogen Richard Wagners erinnert, — hat sich Wolfgang Müllers Muse von den elementaren Einflüssen des Zeitgeistes freigehalten und in vornehmer Weise darauf verzichtet, mit solchen Mitteln auf bestimmte Wirkungen hinzuarbeiten. Und in dieser Beziehung hat er sich für die deutsche Romantik ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst erworben.

Digitized by Google

„Ich lieb' und ehr' vor allem
Mein deutsches Vaterland."
Wolfgang Müller von Königswinter.

Wolfgang Müller als vaterländischer Dichter.

Die Geschichte lehrt, daß der politische Geist einer Zeit und die im öffentlichen Leben herrschende Stimmung immer auch auf die jeweilige Kunstübung einen bestimmenden Einfluß äußert. So war das Jahr 1848 mit seiner politischen Wiedergeburt zugleich auch die Wiege eines neuen poetischen Geschlechts in Deutschland. Vor dem Donner der Revolution verstummten auch die letzten, mit der Zeit altersschwach gewordenen Stimmen der Romantiker und Weltschmerzler. Auch die großen Ereignisse der Kriegsjahre von 1864, 1866 und 1870—71 warfen auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur ihre Schatten voraus, und angesichts der sich auf der Bühne des Welttheaters abspielenden Großthaten des deutschen Volkes selbst wetteiferte eine große Dichterschaar, in dithyrambischer Begeisterung die Leier für das deutsche Heer und die neuerwachte deutsche Einheit zu schlagen. Die Dichter gingen nicht nur mit dem Volke, sondern trollten sich vorzugsweise im Gefolge des Heerbannes. Männer, wie Ferdinand Freiligrath, Alfred Meißner u. a. m., die bisher die Kinder ihrer Muse nur im Arbeiterkittel sich tummeln ließen, werden in der großen Zeit von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen und gefallen sich darin, die Gewandung ihrer poetischen Nachkommen mit der Uniform zu vertauschen.

Es sind jetzt über 30 Jahre, daß Bodenstedt, Gerok, Gottschall, Grieben, Grosse, Holtei, Jensen und Lingg im Verein mit Wolfgang Müller von Königswinter, Meißner, Rodenberg, Simrock, Träger und Anderen ihre vaterländischen Gedichtsammlungen [1]) „zum Besten der armen Straßburger Kinder" erscheinen ließen.

Manch urwüchsiges und kräftiges deutsches Wort ist in dieser beachtenswerten Sammlung gesprochen worden und werden diese Zeitstimmen immer einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur behalten. Von den oben genannten Namen nimmt für die engere rheinische Heimat naturgemäß der „rheinische Poet", wie Wolfgang Müller von Königwinter sich selbst genannt hat und welche Bezeichnung er auch mit vollem Rechte verdient, das Interesse in Anspruch.

Er war so recht ein Kind seiner engeren Heimat, das ein echter Deutscher sein wollte (Heines Höllenfahrt Kap. 14) und dessen innerstes Wesen in seinen Versen zum Ausdruck kommt!

„Ich lieb' und ehr' vor allem
Mein deutsches Vaterland."

---

1) „Für Straßburgs Kinder". Eine Weinachtsbescheerung von Deutschlands Dichtern. Berlin 1870. Franz Lipperheide.

Digitized by Google

Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß es das Vorrecht des Poeten sei, zu ahnen, was wir übrigen Sterblichen vergeblich zu ergründen suchen, und daß dieses Vorrechtes unter den „Jüngeren" nur noch Wolfgang Müller wert befunden wurde.

Halten wir nach dieser Richtung hin eine kleine Umschau in seinen vaterländischen Dichtungen!

Auf der Höhe des Drachenfelsen erhebt sich eine Spitzsäule, die im Jahre 1857 an Stelle des alten Denkmals „zur Erinnerung an die patriotische Hingebung des rheinischen Volkes und an die Errichtung des freiwilligen Landsturms vom Siebengebirge in den Jahren 1813, 1814 und 1815" errichtet wurde. Der rheinische Dichter besingt in prophetischem Geiste die Berechtigung des Denkmals an dieser Stelle mit folgenden treffenden Versen:

„Deß' soll dies Mal ein edles Zeichen sein,
Mit Recht habt ihr die Stelle ihm erkoren,
Wo steil der Drachenfels entsteigt dem Rhein
An des Gebirges und der Ebne Thoren.
Ein warnend Zeichen sei es in dem West
Dem Feind, der oft Vernichtung uns geschworen,
Daß er die altererbte Thorheit läßt,
Von unserm Erbe Stücke zu entwenden!
Denn unser Mut geht hoch, das Schwert ist fest,
Um jeden Gegner kräftig heim zu senden."

Wahrlich eine kräftige deutsche Sprache, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und die unsere Nachbarn an der Seine unter Umständen als Belag dafür anführen könnten, daß nicht sie, sondern die kriegeslustigen Deutschen den Krieg von 1870/71 aus langer Hand vorbereitet haben müssen!

Im Jahre 1859 rief er schon den „Völkern aus Germanenblut" zu:

Ihr Völker aus Germanenblut,
Gedenkt der alten Zeit.
Wo ihr beherrscht voll jungem Mut
Die Länder weit und breit,
Es droht der alte Feind im West,
Es droht der Feind im Ost,
Nun stehet einig, stark und fest
Zu Schutz und Trutz und Trost.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Ihr Völker aus Germanenblut,
Steht, Brüder, Brust an Brust,
Ein Heimatdrang, ein Heimatmut
O, welche Völkerlust!
Und rüstet jeder, wie er soll,
Dann komm, du heil'ger Krieg,
Und wär' die Welt von Teufeln voll,
Germanen geh'n zum Sieg!

Digitized by Google

Der Dichter, der so sehnlichst und begeistert von dem Deutschen Reich und seiner Herrlichkeit gesungen hatte, wendet sich schon 1859 in seiner Hymne „Führ uns, o Hohenzoller!" an den damaligen Prinzregenten, späteren Kaiser Wilhelm I., mit folgenden prophetischen, durch die Geschichte bestätigten Worten:

Und geht's hinaus, für's Vaterland
Die letzte Schlacht zu schlagen,
Wer führt das Heerschwert in der Hand,
Wer soll das Banner tragen?
Das soll der deutsche Fürst und Mann,
Der mit dem größten deutschen Bann
In stolzer Wehrkraft zieht heran,
Das soll der Hohenzoller!
— — — — — — — — — — — —
Noch lebt in uns der Väter Geist!
Kein Teufel soll uns höhnen,
Die Wahrheit siegt, der Wahn zerreißt,
Auf, laßt die Losung tönen:
Ein deutsches Land in Waff' und Wehr,
Ein deutscher Fürst, ein deutsches Heer,
Ein Deutschland einig, machtvoll, hehr,
Führ' uns, o Hohenzoller!

In dem „Osterlied" (1866) geht er der deutschen Kleinstaaterei kräftig zu Leibe, wenn er sagt:

„Was hilft's, auf's neu' die Heimathsau'n
In Stücke zu zerfetzen,
Und kleine Thrönchen aufzubau'n
Und Fürstchen einzusetzen?"

während er sich in der „Mahnung des Rheines" die Einmischung des Franzmannes in unsere Angelegenheiten verbittet und dem Ungar und Kroaten den Eintritt verweigert. „Zum Schwerte" rufend, hält er dem deutschen Volke einen Spiegel vor:

„Die Welt ist krank und siech das Recht,
Wir haben uns im Wortgefecht
Genug gezankt, gehöhnt, gehetzt,
Und zur Entscheidung geht es jetzt:
Zum Schwerte, zum Schwerte!"

Wohl wenige deutsche Dichter waren von der weltgeschichtlichen Mission der Hohenzollern so durchdrungen und überzeugt, wie gerade Wolfgang Müller. Während er schon 1866

„Frisch auf, du Hohenzollernhaus,
Frisch auf zum fröhlichen Krieg,
Um Deutschland die Einheit zu geben
Und Freiheit und Luft und Leben,
Ihr Hohenzollern, zum Sieg!"

begeistert ausrief und in seinem Ruf „Zum Parlament" (1867) ehrfurchtsvoll der Hohenzollernhelden gedenkt, erreicht seine vaterländische

Digitized by Google

Muse den höchsten Grad der Begeisterung in dem bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges verfaßten und populär gewordenen Lied: „Zum heiligen Krieg“:

Und glorreich glänzt der gold'ne Tag;
Aus blauer Luft ein Donnerschlag,
Und einig sind wir Alle!
Jahrhundert alte Zwietracht schwand —
Ein einig Volk, ein einig Land!
Gott will es, und wir wollen!
Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsenwolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!
— — — — — — — — — — —
Auf, stolzes Hohenzollernhaus,
Auf, drauf und dran, führ' uns hinaus!
Das Recht ist nicht zu brechen!
Die Völker seh'n uns staunend zu,
Zum Siege sonder Rast und Ruh,
Und hoch der deutsche Kaiser!“ ꝛc.

Dies war im Juli 1870, und erst am 18. Januar 1871 wurde in Versailles der deutsche Kaiser ausgerufen!

Beim Falle Straßburgs giebt der Dichter des Rheines seiner Freude in den schlichten Versen Ausdruck:

„Es rauschen helle Lieder
Weit in die Welt hinein:
Jetzt haben wir ihn wieder
Den ganzen deutschen Rhein!“
— — — — — — — — — —
Bescheiden, fromm, bedächtig,
Treu, herzlich, stark und weich,
So bau'n wir groß und mächtig
Das neue Deutsche Reich.“

Und in dem Liede vom Grafen Bismarck feiert er den ersten Paladin des Deutschen Reiches, unsern eisernen Kanzler, zu dem der Dichter stets mit besonderer Hingebung und Verehrung aufgeschaut hatte:

„Hei, Männermut hat kaltes Blut!
Graf Bismarck, halte Stand!
Ein Deutschland — allwärts brennt die Glut —
Ein freies Vaterland!
Der König, unser Heer und Du, ꝛc.
Dir Ehre nie genug!

Die Geschichte der letzten 30 Jahre hat uns gelehrt, wie das deutsche Volk nicht müde werden darf, den Zoll des Dankes dem Mitbegründer des Reiches stets zu weihen und daß der schlichte „rheinische Poet“ in dieser Hinsicht auch einmal wieder den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Unsere „Neueren und Jüngeren“ brauchten sich wahr-

Digitized by Google

lich nicht zu schämen, bei dem „rheinischen Poeten" manchmal in die Schule zu gehen!

Werfen wir einen Rückblick auf dieses unausgesetzte Dichten und Trachten des rheinischen Poeten, so erkennen wir eine Wechselwirkung zwischen dem Vaterlandsgedanken und der Müllerschen Dichtung und müssen freudig zugestehen, daß seine Muse unsere politischen Erfolge prophetisch geahnt und treu begleitet hat. Ein mächtiger Strom vaterländischen Lebens durchflutete in der Jugendzeit Wolfgang Müllers Deutschland, und dieser Strom hatte seine Quelle in der deutschen Dichtung. Denn wenn unsere rüstig emporwachsende Germanistik nicht von der Romantik befruchtet worden wäre, wenn Arnim und Brentano nicht aus „des Knaben Wunderhorn" die allgemeine Teilnahme an unserem Volksliede wachgerufen hätten, wenn nicht die Forscher Uhland Hoffmann von Fallersleben und Wolfgang Müller u. A. gewesen wären — niemals hätte sich das Wissen vom Werden und vom Wesen unseres Volkstums zu einer so mächtig ins Leben eingreifenden Macht entwickelt, wie es der Fall war und gottlob noch heute ist. Die deutsche Poesie und nicht zum wenigsten das deutsche Lied haben das stille Feuer des brüderlichen Gefühls der Deutschen gepflegt. Kaiser Wilhelm II. rief in diesem Sinne den Gesangvereinen in Wiesbaden im Oktober 1894 zu: „Pflegen Sie weiter das deutsche Lied: es ist ein ausgezeichneter Träger unserer Einigkeit!"

In Wolfgang Müllers Dichtung hat der Vaterlandsgedanke durch die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches eine abschließende Begrenzung gefunden. Wenn sich auch in der Gegenwart, trotz einer außerordentlichen Hebung der Lebenshaltung des niederen Volkes und bei zunehmender Begehrlichkeit eine Abkehr von unseren alten Idealen zu vollziehen droht, so können wir in den Schätzen der deutschen vaterländischen Dichtung das geistige Rüstzeug zur Bekämpfung aller verneinender Geister zu unserer Beruhigung finden. Ist es doch ihr vornehmstes Amt, die Freiheit und das Volkstum zu verfechten, indem sie das Volk mit erhabenen deutschen Gedanken und deutschen Empfindungen erfüllt!

Gegen die Irrlehren einer, den Klassen- und Rassenhaß auf der Bühne und im Leben schürenden Dichtergruppe der Gegenwart möchten wir Wolfgang Müllers Verse wenden:

„Nun, deutsches Volk, empor das Haupt,
Jetzt ist das Werk gelungen,
An das wir unverzagt geglaubt,
Nachdem wir schwer gerungen!
Dir, Gott im Himmel, Dank,
Am Ziel ist Streit und Zank,
Es liegt der Feind am Grund,
Und fest steht unser Bund:
Hoch Deutschland über Alles!"

Digitized by Google

Wolfgang Müller als Satiriker.

Im Herbst des Jahres 1856 — ein halbes Jahr nach dem Tode Heinrich Heines — erschien im Verlage von Karl Rümpler in Hannover ein Buch, betitelt: „Höllenfahrt von Heinrich Heine."

In diesem Buche war das ganze Kunstleben Deutschlands damaliger Zeit einer scharfen Beleuchtung unterzogen und die Mittelmäßigkeit und Eitelkeit der sogenannten Tagesgrößen mit herbem Spott gegeißelt.

Ueber das Buch, welches bedeutendes Aufsehen durch den scharfen Witz, das treffende Urteil und den poetischen Schwung seines Verfassers machte, hat lange Jahre der Schleier des Geheimnisses gewaltet; es hat keinen anderen, als Wolfgang Müller zum Verfasser. Mein Freund Georg Böttticher (Leipzig) hat es in Nr. 735 der Kölnischen Zeitung vom 25. August 1895 unternommen, einige Perlen des Buches zu veröffentlichen. Ich möchte hier einige Proben beifügen.

Heine, der moderne Aristophanes, verlangt am Höllenthor Einlaß:

Ich muß hinab in die Unterwelt,
Hab' nicht den Himmel erworben,
Vielleicht, weil in den Champs Elysées
Ich einst gelebt und gestorben.

Mein Himmel war das lust'ge Paris,
Lutetia war mein Leben,
Und wenn ihr das Wort mit Koth übersetzt,
So lebt' ich im Kothe eben.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ich war kein Charakter, doch ein Genie,
Drum kann mich der Teufel holen,
Zur Hölle, die Dante so herrlich besang,
Macht ich mich auf die Sohlen.

Kurzweiliger ist's hier jedenfalls
Als in der Glorie zu strahlen,
Wie sie die frommen Künstler all
Dort oben in Deutschland malen.

Sei mir gegrüßt, du höllische Schaar!
Seid mir gegrüßt, ihr Lieben:
Jetzt sag' ich euch, wo nach dem Tod
Ich mich herumgetrieben.

Der Dichter erzählt nun, daß er zunächst nach Deutschland gegangen sei:

— — — —
Dieweil die Mär erklungen,
Sogar nach Paris, in jenem Reich
Sei Nagelneues gelungen.

Digitized by Google

Sie hätten dort eine Erfindung gemacht,
Die mehr wie mit Blitzen zu schreiben,
Mehr als zu malen mit Sonnenlicht
Und mit Dampf durch die Welt zu treiben.

Sie hätten das Kunstwerk der Zukunft dort
Schon konstruiert theoretisch — — —
— — —
Ich ging als technischer Kommissar
Zu untersuchen den Lärmen.
Jedoch mich friert noch von der Fahrt,
Ich muß mich am Ofen wärmen!

Diese Fahrt nun giebt dem Dichter den Anlaß, in allen Kunstkreisen Deutschlands sich umzuthun, um eben dem Kunstwerk der Zukunft nachzuforschen. Zunächst besucht er die Litterarhistoriker, wo denn Gervinus, Vilmar, Hildebrand, Julian Schmidt, Gottschall, Prutz, Adolf Stahr und viele andere einer ebenso witzigen wie im ganzen treffenden Kritik unterzogen werden. Als Illustration ein paar Strophen über Julian Schmidt:

Der Kerl ist ganz verflucht gescheit
In kritischen Kategorieen,
Und philosophisch richtet er stets
Nach sittlichen Theorieen.
— — — —

Dann kommen die Klassiker daran:

Der Lessing war ein deutscher Mann,
Ihm quoll aus deutschem Geiste
Der hellste Born. Das keiner sich
Ihm zu vergleichen erdreiste!

Er geniert sich durchaus nicht, zu sagen:

Der Goethe hätte besser gethan
Im deutschen Stil zu bleiben,
Als in den griechischen Formen sich
So viel herumzutreiben.

Und die volle Schale seines Spottes ergießt er über die schwächlichen Nachahmer der Klassiker oder gar der Nachtreter dieser Nachahmer:

— — — —
Es sind ihre Lieder, ich sag' es laut,
Kopieen von Kopieen.

Nachdem er noch die Romantiker als konfuse Gesellen abgemuckt hat — nur Heinrich Kleist und Eichendorff will er ausgenommen wissen — geht er zum jungen Deutschland über, daß er trefflich charakterisiert, am eingehendsten in der Person Gutzkows, von dem er ein Wort sagt, dessen Wahrheit die Zeit nur zu sehr bestätigt hat.

Digitized by Google

Mich dünkt, er opfert zu viel der Zeit
Und ihren wirren Gelüsten,
Trinkt harmlos nicht an der Poesie
Vollüppig schwellenden Brüsten.
— — — —
Er ist ein Mann von Willenskraft,
Doch lernt er schwerlich fliegen.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Vortrefflich, nämlich die Sache in ihrem tiefsten Kern treffend, ist auch, was er über die politische Poesie der Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath und Kinkel sagt, deren dichterischen Talenten, besonders der drei ersteren, er dabei volle Hochachtung erweist. Schlecht kommen bei ihm die orientalisierenden Dichter, wie Rückert, Platen, Schefer, Daumer, Bodenstedt, Kapper, v. Schack u. a. weg, wobei er auch Goethe mit seinem Divan nicht verschont. Doch ein Körnlein Wahrheitsgold leuchtet auch hier aus der Lauge seines Spottes.

Auch die Salons besucht er, und die Entrüstung, die er über das leere „Goldschnittwesen", über die „Sammelfurien" und überzarten „Kunstblättchen" in kraftvollen Strophen ausströmt, wird wohl eine berechtigte gewesen sein:

Drum sah ich eure Bücher im Staub.
Ihr, deutscher Dichtung Heroen,
In denen die Schönheit und Leidenschaft
In mächtigen Flammen lohen!

Um so mehr entrüstet ihn das altjüngferliche, prüde Wesen der Salondamen, weil er bemerkt, daß sie heimlich die stärksten Dinge zu lesen gar sehr bemüht sind. In dem Grimm über die Junker- und Kreuzzeitungs-Dichter bricht bei ihm machtvoll das Gefühl der entschwundenen Herrlichkeit deutscher Dichtung durch und leiht ihm Worte echter Poesie.

Du süßes, tiefes deutsches Lied
Von Lenzen und Trinken und Lieben,
Du Lied aus dem schönen Herzen des Volks,
Wo bist du denn geblieben?

Und er zieht in den „deutschen Dichterwald":

Gott grüß' dich, du seliges Leben!
Hei, wie da klang, hei, wie da sang,
Wem nur Gesang gegeben!
Herr Uhland sprach die Einladung,
— — — — — — — — —

Hier zeigt sich im Charakterisieren der einzelnen Dichter der feinfühlige Künstler und Poet. Es sind die Lyriker, deren er hier mit Lob oder Tadel gedenkt. Im nächsten Kapitel sehen wir ihn die Epiker durchmustern. Und noch heute erscheint sein Urteil — im großen,

Digitized by Google

ganzen — ein höchst treffendes, von der Zeit bestätigtes. Wir würdigen jetzt Gottfried Keller. Aber vor vierzig Jahren dachten noch wenige so wie der Autor:

Und den ich besonders rühmen muß,
Ist der Schweizer Gottfried Keller,
Sein grüner Heinrich ist Stückwerk zwar,
Doch schmeckt er wie Muskateller.

Er hat gesprochen, so spricht die Natur,
Die sich poetisch verkläret — — —
— — — — — — — — —

Nun sucht er beim Schauspiel den Schöpfer des Kunstwerks der Zukunft: er begiebt sich ins Theater und — entsetzt sich vor den Iffland-Kotzebue-Birchpfeiffer-Machwerken.

Das Volk, das erzeugt den Heinrich Kleist,
Den Immermann, Grabbe, Platen,
Es frißt viel lieber Rüben und Kohl
Als wie einen guten Braten.

Begeistert und mahnend weist er auf den verkannten Grillparzer, auf Otto Ludwig, findet Worte der Anerkennung für Freytag, Gutzkow und Benedix, und geißelt die Unsitte, Kammerherren oder Militärs an die Spitze der Kunstinstitute zu stellen.

Ein höchst ergötzliches, recht heinisches Kapitel ist den blaustrümpfigen Damen gewidmet, die der Poet in rechtzeitiger Erinnerung, daß gerade Walpurgisnacht, auf dem Brocken besucht. Bettina Arnim, Gräfin Hahn-Hahn, die Wildermuth, Düringsfeld, Fanny Lewald, alle werden sie mehr oder minder scharf durchgehechelt, wobei auch Anmutiges unterläuft, wie:

Da kommt auch Polkos Elischen heran
Mit ihrem Gänseblümchen!
Wer gönnet nicht dem zarten Kind
Sein still unschuldiges Rühmchen?

Doch wie nun der Hexentanz losgeht:

O wie sie sich quälen mit kühnem Sprung
Und originellen Geberden!
Und wär' ich nicht des Teufels schon,
Ich möchte des Teufels werden.
— — — —
— — — —
So viel ich geseh'n, ich war gewiß:
Die edlen Damen in Ehren,
Sie werden das Kunstwerk der Zukunft nicht
Dem harrenden Deutschland gebären.

Mit der Verspottung der litterarischen Cliquen schließt die Betrachtung über die Litteratur, und der Dichter geht zu den andern Künsten über. Zunächst zu den bildenden. Im ganzen zürnt er der

Digitized by Google

damaligen „historischen Kunst", die keine sei, sondern nur ein Sammelsurium

Von Anekdoten dumm und schal
Aus allen Völkergeschichten,
Nicht blitzt der leuchtende Wetterstrahl
Aus den großen Weltgerichten.

Doch fährt er fort:

Und geht die Kunst zumeist nach Brot,
So giebt's doch edle Geister,
Die treiben die Kunst nur wegen der Kunst
Als echte, herrliche Meister.

Und nun feiert er in edler Begeisterung die Meister, die ihm eine hohe Entwicklung der vaterländischen Kunst zu versprechen scheinen: die Rietschel, Rauch, Cornelius, Schnorr, Schwind, Lessing, Becker, Richter.

Das Kunstwerk der Zukunft? Ich fragte sie all,
Sie sagten: In festen Bezirken
Bewegt sich alle Bildnerei,
Drin wollen wir schaffen und wirken!

Der Dichter wendet sich zur Musik. Und Worte des höchsten Abscheus findet er vor der Musik-Simpelei, die das damalige Deutschland überkommen. Das eitle Virtuosentum, das gedankenlose Musiktreiben, das Schwärmen für flachköpfige Komponisten wie Proch, Dalberg, Litolf, das öde Verhimmeln modischer Nichtigkeiten — wird ebenso witzig wie in ehrlichem Grimm gegeißelt.

Wer schafft das singende Drama aufs neu,
Wer stürmt in Symphonieen,
Wer baut das Oratorium
In gewaltigen Harmonieen?

Gerade nach diesen Worten, zumal der ersten Verszeile, die auf den bereits auftauchenden großen Musikreformator hinzuweisen scheint, berührt das überaus absprechende Urteil des Dichters über Richard Wagner befremdlich:

So war ich fertig im Vaterland
Und schon mein Bündel schnür ich,
Da hört' ich, das Kunstwerk der Zukunft erfand
Herr Richard Wagner in Zürich.
— — — —
— — — —
Der Mann schrieb manches dicke Buch,
Das sein System empfohlen,
Doch wenn ich den tollen Stil versteh',
Versteh' ich wiehernde Fohlen,
Und Hunde-, Wolfs- und Katzengesang,
O wie er die Phrasen versohlet!
Ich habe noch nie einen Mann gekannt,
Der so babylonisch kohlet.
— — — —

Digitized by Google

Ich sah Tannhäuser und Lohengrin, —
Jetzt schreibt er die Nibelungen —
Doch Buch und Verse sind ziemlich schlecht,
Und die Weisen nicht gelungen.

Die Zeit hat dem Satiriker in diesem Urteil nur zum Teil recht gegeben. Wir verehren heute in Richard Wagner einen großen Meister, in seinen Werken Schöpfungen von neuem eigenartigen Gepräge. Aber die wilde, von stärkstem Selbstbewußtsein getragene Agitation des Dichter-Komponisten, der Uebergang und unleugbare Schwulst seiner polemischen Prosa, die Maßlosigkeit des bis zum Lächerlichen gesteigerten Pathos seiner Nibelungen mußten damals — das dürfen wir uns nicht verhehlen — auf harmonisch gestimmte, dem edlen einfachen zugewandte Gemüter abstoßend und herausfordernd wirken. Ganz besonders aber mußten Leute von Verstand und feinem Empfinden von der abgeschmackten Uebertreibung der Wagnerschen Kunstjünger sich angewidert fühlen. Und gegen sie richtet denn auch unser Dichter seine schärfsten Pfeile:

Indes er ist ein wahrer Held
Genüber jenen Lapsen,
Die sich als seine Schüler verschrei'n.
Gott schütz' uns vor den Tapsen!

Sie sagen: alle Künste sind
Bestimmet, unterzugehen,
Um im musikalischen Drama einst
Verjünget aufzustehen.
— — — —
Das also ist des Pudels Kern?
Ihr armen Knirpse und Zwerge!
Da haben wieder die Berge gebrüllt,
Und Mäuse gebaren die Berge!

Das Drama bleibt, das Epos bleibt,
Das Lied auch bleibt beim alten.
Wer dichtet aus inn'rer Notwendigkeit,
Wird sich als Dichter entfalten!

Die Baukunst bleibt, es bleibt die Sculptur,
Die Malerei bleibt leben,
Und wer begabt für die bildende Kunst,
Der wird ein Bildner eben!

Die Tonkunst bleibt dieselbe auch
In Opern und Symphonieen,
Und wem der Klang im Busen quillt,
Dem wird er als Lied entfliehen!

Stets blühet die schöne Welt der Kunst
Von festem Grunde getragen!
Sie war dieselbe zur Zeit Homers
Wie in den heutigen Tagen!

Digitized by Google

Sie reichet weit und groß heraus
Aus dem Gezänk der Parteien! —
Ich schied und wünsche dem Vaterland
Ein froh und herrlich Gedeihen.

Das Kunstwerk der Zukunft wünsch' ich ihm
Entsprossen des Volkstums Geiste.
Ihr deutschen Künstler, treibt deutsche Kunst,
Daß jeder das Höchste leiste!

Nach diesen schönen, begeisterten Worten, in die auch der Wagnerverehrer einstimmen kann, nimmt der Verfasser im letzten (24.) Kapitel Abschied vom Leser:

Da steht ihr alle stumm umher
Und wundert euch kannibalisch!
Ich war im Leben nur frivol,
Im Tode bin ich moralisch!
— — — — —

Ich hab' entsagt der Tück und dem Zorn,
Der Lüge hab' ich gekündigt,
Und alles thut mir im Herzen leid,
Was mein loses Maul gesündigt.

Ich weiß, wir sind im vierten Ring
Der Hölle des heiligen Dante,
In den Herr Mephistopheles
Ironisch lächelnd mich sandte.

Hier wandelt der große Schatten Homers,
Pindar, Aeschylos seh' ich wandern
Und Sophokles, Aristophanes,
Virgil und Horaz unter andern!

Da ist auch Wolfram von Eschenbach
Und der Dichter der Nibelungen,
Und Straßburgs süßredender Gottfried dabei,
Und Walter, der Lieder gesungen!

Da ist der phantastische Ariost,
Cervantes, und Shakespeare, der Brite,
Der größte der Dichter. Wie geht mir auf
Das Herz in solcher Mitte!

Der witzige Voltaire lächelt so fein,
Der Rousseau zieht so bedächtig!
Auch Lessing und Goethe und Schiller sind hier!
O, meine Freude ist mächtig!

Ich fühle, daß ich es nicht verdient,
In diesem Kreise zu wallen,
Ich müßte tiefer ins Höllenrevier —
Doch laßt euch mein Dasein gefallen!

Verzeiht mir um manches schöne Lied,
Das ich auf Erden gesungen,
Und das im ganzen deutschen Volk
Vieltausendfach wiedergeklungen!

Digitized by Google

Verzeiht mir um meine Höllenqual,
Die ich zehn Jahre gelitten,
Sie war so wüst, so schlimm, so scharf,
Als hätt' ich das Fegfeuer durchschritten!

Und hat mich auch stets der Teufel versucht
Auf meinem Folterbette,
Ich hab' mich zuletzt mit der Welt versöhnt
An jener Jammerstätte.

Ihr Männer, die ich verhetzt und verhöhnt,
Ich biete euch freundliche Sühne!
Auf, trinken wir aus dem Lethe jetzt,
Vergessen der irdischen Bühne!

Es kommt mir hier im Tartarus
Bei euch die echte Klarheit.
Ich lebe mit euch in Ewigkeit
Der Schönheit, Freiheit, Wahrheit.

Der verdienstvolle Heine-Forscher Gustav Karpeles hat darauf in Nr. 777 der „Kölnischen Zeitung" vom 9. September 1893 Veranlassung genommen, das Verhältnis Wolfgang Müllers zu Heinrich Heine eingehend zu beleuchten. Gustav Karpeles schreibt:

Interessant dürfte für weitere Kreise die Nachricht sein, daß der liebenswürdige rheinische Poet seinen großen Düsseldorfer Kollegen auch persönlich recht gut gekannt hat. Wolfgang Müller hat darüber selbst in einem hübschen Artikel: „Ins alte romantische Land" in den früher von mir redigierten „Westermannschen Monatsheften" berichtet. Da aber dieser Aufsatz nur wenig bekannt ist und in keiner Biographie bisher Erwähnung gefunden hat, so will ich bei dieser Gelegenheit einige der bemerkenswertesten Mitteilungen daraus wiedergeben. Im Jahre 1842 ging Wolfgang Müller nach Paris, um die dortigen Spitäler kennen zu lernen. Er war mit den besten Empfehlungen ausgerüstet und lernte viele berühmte Franzosen und Deutsche kennen; nur Heine nicht, den er doch vor allen gern einmal gesehen hätte. Franz Dingelstedt hatte ihm zwar versprochen, sein Führer zu sein; aber sie verabredeten mehrere Male sich zu treffen, um den Gang zu unternehmen und verfehlten einander regelmäßig. Da erhielt Müller eines Morgens folgendes Billet: „Une dame que vous connaissez, désire vous parler. Trouvez-vous demain vers midi rue Rivoli à la porte de la maison Nr. 22." Er ging sofort zu Heinrich Seuffert, der auch als Freund Heines bekannt ist, und erbat sich von diesem sachkundigen Rat. Seuffert meinte, es würde ihn „wohl eher eine Attrape als ein Abenteuer erwarten". Gleichwohl folgte Müller der Einladung. Die allerliebste Geschichte des Rendezvous erzähle ich am besten mit Wolfgang Müllers eigenen Worten: „Es war ein launenhafter Märzmorgen, an dem Hagel- und Regenschauer neckisch mit blitzenden Sonnenstrahlen durch die Lüfte zogen, als ich, von der Seine

Digitized by Google

kommend, durch den Tuilleriengarten schritt und in die Rue Rivoli lenkte, um mir dort die besagte Hausnummer zu suchen, die ich denn auch ohne Schwierigkeiten fand. Die genannte Straße hatte nur eine Häuserreihe, welche sich gegenüber den Gärten und Terrassen des kaiserlichen Palastes hindehnt, jedes Haus gleicht dem andern in der Bauart wie ein Ei dem andern, dabei ziehen sich längs den Erdgeschossen rundbogige Arkaden hin, in denen Laden an Laden mit einer Ausstellung der mannigfaltigsten Waren und Luxusgegenstände reiht. In die Straße aber münden aus dem Innern der Stadt eine Menge von andern Straßen. Die Hausthür, an welcher sich mein Posten befand, war die zweite von einer Ecke. Im Eckhause aber wurde gebaut, weshalb vorsichtshalber der Bogengang neben meinem Standpunkte mit Brettern zugenagelt war, deren ziemlich breite Ritzen mir indes gestatteten, in die fortgesetzten Arkaden zu sehen, ohne daß ich selbst gesehen wurde. So konnte ich denn das Feld, auf dem sich mein Abenteuer entwickeln sollte, nach allen Richtungen überschauen. Ich stand denn auch und blickte hinauf und hinab in das Gewühl der Dahinwandernden, ich ließ die Augen über die Straße schweifen, ich warf meine Blicke auf das nächste Thor, das in die Tuilleriengärten führte. Alles vergebens! Sie wollte nicht erscheinen, la dame que je connaissais. Und wieder schaute ich durch die Zwischenräume der Planken. Siehe, da hatte sich plötzlich ein Tischgenosse aus der Rue Richelieu eingefunden. Es war Rochau, der dort mit seltsam lächelnder Miene bald stand, bald ein paar Schritte auf- und abwärts ging und sich, wie ich es gethan hatte, nach allen Seiten umsah. Mir drängte sich plötzlich und unwiderstehlich der Gedanke auf, ich, der Neuling in der großen Weltstadt, sei zum Gegenstand eines schlechten Witzes auserkoren worden, der von meinen deutschen Bekannten ausgesponnen wäre. Dingelstedt, Venedey, Haller und wie sie sonst hießen, würden sich nun auch einfinden und mit Rochau, der als Vorbote gekommen, verbunden, um die Planken treten und mich gemeinsam verhöhnen. Ein heller Zorn kochte in mir auf, ich machte mir einen Sack voll grober Redensarten zurecht und blieb, statt dem drohenden Ungewitter zu entfliehen, in germanischer Verstocktheit nur desto hartnäckiger auf meinem Platze. Aber der erwartete Akt ließ schließlich doch zu lange auf sich warten. Da ich sah, daß Rochau noch immer mit der erwartungsvollen Miene hin- und herwanderte, so dachte ich, mit ihm allein die Sache abzumachen und trat plötzlich zu ihm heran:

„Nun, was machen Sie denn hier?" fragte ich, „sonst sind Sie ja um diese Stunde im Lesekabinet der Galerie Montpensier!"

„O, o," sagte er mit einiger Verlegenheit, „ich schöpfe hier Luft!"

In die Ansicht verrannt, daß er an der Spitze des Komplotts

Digitized by Google

gegen mich stehe, fuhr ich dann bitter fort: „und um eine wohlfeile Komödie zu spielen.“ Dabei zeigte ich ihm das Billet.

„Wie, Sie haben auch einen Brief?“ rief er aus. „So lassen Sie uns eilen, daß wir fortkommen, denn es werden sicher noch mehrere zum Stelldichein erscheinen!“

Wir nahmen sofort Reißaus, er äußerte sich sehr grimmig, zumal, da nicht einmal der erste April war, an dem einst einer unserer Pariser Bekannten stundenlang auf dem Montmartre vergeblich auf eine Dame gewartet hatte. Aber wir waren kaum zwanzig Schritte gegangen, so rief er laut lachend:

„Da kommt auch Heine, er hat sich auch an der Nase herumführen lassen.“

Und dann redete er eine kleine dicke Figur an: „Nun, Heine, haben Sie auch einen Brief erhalten?“

„Ei, freilich!“ tönte die Antwort, und der Angeredete zog ein Billet aus der Tasche.

Wir verglichen die Handschrift, es war in allen drei Zetteln dieselbe. Wer hatte diese Intrigue ausgeheckt? Keiner wußte eine Lösung des Rätsels. War Rochau nichts weniger als erbaut, daß er in die Falle gegangen war, so zeigte sich Heine im höchsten Grade verdrießlich und schalt solche Späße sehr wohlfeil. Er habe wohl etwas gewittert, aber eher geglaubt, dieser Streich sei von seinen alten Feinden ausgegangen, die ihn noch vor kurzem auf die gemeinste Weise verfolgt hätten. Zugleich bezog er sich auch mit der größten Unbefangenheit auf die bekannte Ohrfeigengeschichte und meinte, diesmal habe er für einen solchen Fall eine scharfe Waffe zu sich gesteckt, die er auch wirklich in der Gestalt eines kleinen Dolches aus der Brusttasche zog. Ich kann aber nicht anders sagen, als daß mir die Attrape das größte Vergnügen machte, denn ich hatte den pikanten Dichter auf eine sehr pikante Weise kennen gelernt. Ja, ich wußte dem geheimen Urheber dieses seltsamen Stelldicheins den besten Dank. Lange Zeit hielt ich Dingelstedt für den Schalk, der diese Begegnung anzettelte. Später aber hörte ich in Köln auf einem Balle von einer jungen Dame, daß ihre Freundinnen, unter denen sich einige lustige, lebensfrische Rheinländerinnen befanden, sich den Spaß gemacht hatten, uns in der Rue Rivoli aufzupflanzen.“

Heine machte damals auf den jungen rheinischen Poeten durchaus keinen hervorstechenden Eindruck; er sah eher einem behäbigen Geschäftsmanne als einen Poeten ähnlich, der die Reisebilder geschrieben hat. Als aber Müller ihn näher kennen lernte, fand er doch bald den alten geistsprühenden Dichter heraus. Mit Vorliebe ließ sich Heine von der gemeinsamen Heimat erzählen. Müller war darüber verwundert, daß das Andenken an den Dichter in Düsseldorf damals fast gänzlich erloschen war. In seinen Knabenjahren wurde ihm ein

Digitized by Google

kleiner alter Mann gezeigt, der ein Oheim des Dichters (Simon van Geldern) war und als Schreiber bei einem Advokaten Diederich arbeitete. Dann hörte er von einem alten Geheimrat Faßbender, der seit Anfang des Jahrhunderts in Düsseldorf gelebt und mit dem Rektor Schallmeyer befreundet war, daß dieser würdige Geistliche sich über das Genie des kleinen Gymnasiasten außerordentlich günstig ausgesprochen und geäußert habe, der kleine Schüler werde ein großer Mann oder ein großer Halunke werden! Der einzige Mann, für den sich Heine damals interessierte, war Karl Immermann. Indes bekundete sich sein Urteil über diesen Freund nicht mehr so anerkennend wie die Zeugnisse, die er ihm im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn ausgestellt hatte. Im November 1847 war Wolfgang Müller wieder in Paris und besuchte Heine in der Rue d'Amsterdam, wie er in seinen Erinnerungen behauptet, mit Jakob Venedey. Indes scheint hier ein Gedächtnisfehler in den Erinnerungen vorzuliegen, da Heine damals mit Venedey arg verfeindet war. An dem Tage war gerade die Nachricht von dem Tode Felix Mendelssohn-Bartholdys und des berühmten Operateurs Dieffenbach in Paris eingetroffen. Heine war mit beiden befreundet gewesen und beklagte besonders das Hinscheiden des berühmten Chirurgen, mit dem er in Bonn zusammen studiert hatte. So wurde die Unterhaltung ein rechtes Todesgespräch. Ueber Immermann äußerte er sich diesmal mit weit größerer Achtung, ja, sogar Platen ließ er plötzlich alle Gerechtigkeit angedeihen und bedauerte von Herzen seine Angriffe auf einen Mann, der ein Pfleger der edelsten Richtung in der Poesie wurde, und dessen Kräfte, die sich in stetigem Wachstum zeigten, er unterschätzt habe. Auch von den Memoiren war an jenem Tage viel die Rede, und ich erwähne dies ausdrücklich, weil Wolfgang Müller von Königswinter, der doch ein durchaus glaubwürdiger Zeuge war, in dem Kampfe, der vor einigen Jahren über die Heineschen Memoiren entbrannte, von keiner Seite als Zeuge citiert wurde. Heine erzählte ihm, daß er häufig an seinen Memoiren arbeite, und daß er zu diesem Zweck in der letzten Zeit seine Correspondenzen durchgesehen und darin Papiere gefunden habe, „welche manchen jetzt florierenden Beamten als Hochverräter hinstellen würden, wenn er sie veröffentlichte." Als die beiden rheinischen Landsleute aufbrachen, erhob sich Heine von seinem Schmerzenslager und versuchte ohnmächtig mit dem Fuße zu stampfen, als wollte er sein Siechtum abschütteln. Wolfgang Müller schließt seine Mitteilungen über Heine mit folgendem Satz: „Als ich ihm mit den besten Wünschen für seine Genesung die Hand reichte, versicherte er mir, daß er über alle Täuschung hinaus sei und sich jeden Tag mehr und mehr absterben fühle. Er ist aber noch lange, lange Jahre gestorben, bis er am 17. Februar 1856 wirklich als toter Mann auf der Bahre lag."

Digitized by Google

Wolfgang Müller als Lyriker und als „rheinischer Poet".

Als charakteristisch für Wolfgang Müllers ausgesprochene Anlage zur Dichtkunst ist zunächst der Umstand anzusehen, daß der politische Anlauf, den er als Deputierter im Frankfurter Parlamente nahm, nicht vorhielt, und daß er die praktische Ausübung seines ärztlichen Berufes in Düsseldorf und in Köln jedesmal unbefriedigt an den Nagel hing.

So war auch seine Dichtkunst scharf und allseitig begrenzt.

Als Vierundzwanzigjähriger hatte sich schon damals in Berlin sein vaterländisches Gefühl tief empört, wo Ernst Raupachs hölzernes Musenpferd die deutsche Bühne, trotz des vergeblichen Ansturms „der Jüngeren" der Nation, beherrschte. In den „Deutschen Jahrbüchern" veröffentlichte damals der junge Poet ein Epigramm voll Schärfe und Humor, welches zuerst die größere Welt auf den jugendlichen Rheinländer aufmerksam machte.

Es war die Zeit, als Nikolaus Beckers „Rheinlied" mit Sturmesflügeln durch das deutsche Vaterland zog, als Gottfried Kinkel und Karl Simrock wetteiferten, die Leier in dithyrambischer Begeisterung für die Heimat und die Zeit zu schlagen.

In allen seinen Werken erscheint die Kraft und das Vollmaß des Talentes indeß zur duftigsten Blüte entwickelt, wenn er den Strom der heimatlichen Berge zum Gegenstand seiner Lieder und Dichtungen wählte. Rheinische Stromluft und Sonne hatten die köstlichsten Nebengescheine ihm gezeitigt, und ihnen den Duft verliehen, wie er aus unseren Weinbergen das Rheinthal erfüllt. Das reine Licht und Leben der Heimat haben seine Lieder mit einem himmlischen Glanze umwoben.

Die volkstümlichsten und besten seiner lyrischen Gedichte sind: „Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land", „Hast du von den Fischerkindern", „Die Luft so still und der Wald so stumm", „O klingender Frühling, du selige Zeit", „Wenn dir blond die Locken fliegen", „So warm und herrlich liegt die Welt", „Jetzt komm' ich in den Frühlingsstrahl", „Auf dem schwanken Kahne fuhren", „Auf eines Berges Höhen", „Es zieht herauf die stille Nacht."

Wir finden nichts Ungesundes und Krankhaftes in seinen Gedanken. Seine Lyrik vor allen Dingen gewinnt uns durch ihren frischen und freien Hauch, ihren musikalischen Rhythmus, ihren zarten Schmelz und sinnlich-poetischen Duft und die vorherrschend freudige und einfache Natur- und Weltanschauung. Aber am glücklichsten ist Wolfgang Müller in der Bearbeitung der epischen Stoffe. Hier entfaltet er, wie Kinkel und andere seiner Zeitgenossen und Vorbilder, den ganzen Reichtum seines hervorragenden Talentes.

Insbesondere ist seine Sprache reich und gebildet, seine Verse sind überaus wohllautend; die Reime glücklich, die Gedanken immer

Digitized by Google

schön, die Darstellung immer einfach, ruhig und klar. Heinrich Kurz sagt in seiner Geschichte der deutschen Litteratur (Band IV S. 184 und 394): „W. Müller hat seinen Ruf weit mehr seinen epischen Dichtungen als seinen lyrischen Poesien zu verdanken, doch auch diese haben zum Teil nicht blos vorübergehenden Wert — —. Er bestrebt sich hauptsächlich, deutsch zu sein und sucht daher den einfachsten Ausdruck für Gefühle und Gedanken. Dabei ist seine Darstellung frisch und lebendig, die Stimmung heiter und voll edler Lebenslust; doch gelingt ihm auch manches Lied mit ernstem Grundton. Neben der Liebe mit ihrem Glück und ihrem Schmerz, der Natur, dem Frühling und Herbst besingt er vorwiegend den Strom seiner Heimat, dessen anmutige und romantische Ufer, den rheinischen Wein und die rheinischen Mädchen; ja selbst, wo er den Rhein nicht erwähnt, scheint dieser doch ihm vorgeschwebt zu haben; auch hat ihm dies den Namen des „vorzugsweise rheinischen Dichters" erworben" [1]).

In seinen Novellen und Erzählungen, welche meist die rheinische Heimat wiederspiegeln, finden wir eine reiche Erfindungsgabe, lebenswarmen Duft und lebendige Gestaltung, Gemütlichkeit, Geist und Witz. Lag doch der Schwerpunkt seines dichterischen Schaffens im Horizont der engeren Heimat, deren Geschichte und Leben sein Talent am nachhaltigsten befruchteten.

Hiermit meine ich aber nicht, daß sein Blick nur an dem Rheine haftete und die übrige Welt für ihn interesselos und gleichgültig gewesen wäre. Bei seiner feinen Bildung und tiefen Empfänglichkeit für alles Schöne wußte er auch sonst den rechten Ton anzuschlagen.

Wer, wie er, so oft durch die rheinischen Gaue gewandelt, von den Höhen des Siebengebirges herab über den Strom geschaut und das Volksleben am Rhein beobachtet hat, wird es begreifen, daß sich die Liebenswürdigkeit seiner Anlagen in besonderem Maße entfaltete, so oft ein rheinischer Stoff sich ihm zur Bearbeitung bot. Ton und Farbe, Wort und Wendung wurden meisterhaft getroffen, wenn die goldige Flut des Rheines in die Dichtung hineinschimmerte. Dort war es, wo der Knabe und Jüngling träumerisch die Ufer entlang wandelte, wo seine Phantasie an den romantischen Resten eines zerbröckelten Burgverließes haften blieb und wo er in dem selbstbewußten, heiteren Volksleben seine idealen Gestalten zu finden wußte.

Er selber stellte sich die Aufgaben und Stoffe, zu denen sein lyrisches Talent sich am mächtigsten hingezogen fühlte, und war uns selbst Wegweiser zu seiner Würdigung, wenn er sagt:

---

1) Vergl. auch Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. 3. Band S. 263, Johann Minckwitz, der neuhochdeutsche Parnaß, S. 600 und Geschichte der deutschen Litteratur von Paul Heinze und Rudolf Goette S. 392.

Digitized by Google

Dich grüß' ich, o Leben, mit sehnender Brust,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Lust;
Dich grüß' ich, o theures, o wack'res Geschlecht,
Die Frauen so wonnig, die Männer so recht.

Er sang mit einem Worte vom deutschen Vaterland, von deutscher Treue, von Völkerfreiheit und von deutschem Nationalgefühl so edel und rein, wie wenige seiner Zeitgenossen. Er war ein echter Sohn des deutschen Volkes, ein ganzer Mann, ein edler Mensch und ein fester Charakter. Und die ganze Fülle dieser glänzenden Geistesgaben und Vorzüge seiner Seele hat er stets in den Dienst seines Volkes gestellt.

Und gerade diese Eigenschaften bilden seine hervorragende Bedeutung für die deutsche Litteratur und das deutsche Volk, und in dieser Hinsicht ist er der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht."

Als ein weiteres Zeugnis hierfür mögen einige Verse aus seinem Hymnus „An das Vaterland" hier Platz finden:

„Dein denk' ich stets, mein Vaterland, wie man der Mutter denkt!
Mein ganzes Herz, so arm du bist, ist nur in dich versenkt!
Ich liebe dich in deiner Angst, in Sorgen, Pein und Schmerz
Mehr wie die weite, helle Welt in Jubel und in Scherz.

O wärst du, wie mein Geist dich denkt, groß, glorreich, mächtig frei,
Des Weltteils Herz, des Weltteils Haupt, der Freiheit Schlachtgeschrei,
Ich nennte stolzer, freud'ger dich mit königlicher Lust,
Doch liebte treuer dich darum nicht deines Sohnes Brust!"

In den „Sommertagen am Siebengebirge (S. 160) beklagt sich der Dichter, „daß mit Ausnahme Kinkels und Freiligraths, „wir Andere" lange Jahre nicht besonders wohlgefällig von der Gunst des deutschen Publikums haben reden können. Die Gründe für diese Erscheinung sind nicht schwer zu finden. Unsere hauptsächlichste Thätigkeit begann in den Tagen, wo das junge Deutschland die Arena behauptete. Dann kam die Zeit der politischen Poesie, die mit der Revolution vom Jahre 1848 endete. Darauf folgte die Reaktion der Frömmler und Kopfhänger. Was galt damals das Bestreben, wieder echt nationale Stoffe im schlichten deutschen Sinne zu behandeln? Für die Kritik war der Rhein, dem es trotz seiner Industrie und seinem Handel an einem mächtigen Buchhandel fehlt, eine unbekannte Gegend. — Wir waren nicht modern genug. Als wenn die Poesie, die Bestand haben soll, sich mit den Tendenzen des Tages ausstopfen müßte. Glücklicherweise denkt das deutsche Volk in seiner Größe und Breite anders, als die Prinzipienreiter der jüngeren Epoche. — Und auch ich fange an, mit meinen Erfolgen zufrieden zu sein, aber auch ich danke es dem deutschen Volke und nicht den Wortführern in Journalen und Zeitschriften. Wir stehen uns als Schriftsteller am besten, wenn die Kinder unsere Gedichte in der Schule deklamieren und wenn diese

Digitized by Google

Lieder auf der Straße gesungen werden. Daß manch Einem die grauen Haare darüber wachsen, nun, das ist zu allen Zeiten gewesen!"

Wie selbstbewußt und doch wieder bescheiden der Dichter von sich selbst dachte, bezeugen die Verse:

„Lieg' ich bei den Schläfern allen,
Welche grün die Hügel decken,
Baut nicht Male, die zerfallen,
Doch zur Gruft mögt ihr mir wallen,
Süße Blumen drauf zu stecken!

Manche, die in Seide lodern,
Gold und Volk und Rosse lenken,
Werden kälter doch vermodern,
Weil ich noch mit Recht kann fodern
Euer freundlich Angedenken.

Wenn von Lenz und Liebe trunken
Liebende ans Herz sich pressen
Und in Lieder sind versunken,
Die mein Geist gesprüht als Funken,
O, dann bin ich nicht vergessen!

In seiner Bescheidenheit hat der Dichter nicht gewagt, den Gedanken zu fassen, daß ihm dereinst ein Denkmal gesetzt werden könnte. War doch auch gerade das Rheinland bisher so arm an Denkmälern für seine Dichter. Außer E. M. Arndt in Bonn und Max von Schenkendorf in Koblenz hatte man zu Lebzeiten Wolfgang Müllers der vielen verdienstvollen rheinischen Dichter noch in keinem Denkmal gedacht[1]).

Was ein Emanuel von Geibel für den Norden, ein Victor von Scheffel für den Süden Deutschlands gewesen ist, das ist Wolfgang Müller unstreitig für den Rhein und seine weitere Umgebung.

Deßhalb mag man auch mit Recht sagen: Wenn der Norden und der Süden diesen Heroen der Dichtkunst ein Denkmal in Erz und Stein setzen konnten, warum sollten wir nicht als Rheinländer in derselben Weise unseren Herold der rheinischen Liederkunst hochhalten?!

Im Juli 1873 schrieb die Kölnische Zeitung — deren hervorragendster Mitarbeiter der Dichter war — als sich das Grab über der sterblichen Hülle des Dichters geschlossen hatte:

„Ein lieber Freund, ein wackerer Mann, ein von der romantischen Muse seiner rheinischen Heimat mit fröhlicher Liederkunst begnadigt gewesener Dichter ist jüngst durch den Tod aus unserer Mitte gerissen worden. — — —

1) Dem großen Dramaturgen und Freunde Wolfgang Müllers Karl Immermann hat die Stadt Düsseldorf aus Anlaß der Wiederkehr seines 100. Geburtstages endlich auch ein Denkmal gesetzt.

Digitized by Google

— Wolfgang Müller von Königswinter wird — dessen sind wir gewiß — in der deutschen Litteraturgeschichte seinen Rang als einer der Hauptvertreter der rheinischen Lieder- und Sagendichtung stets bewahren."

Was er in seines Lebens Maienblüte von seinem Herzen gesungen, — „mein Herz ist am Rheine", das hat sich seitdem an seiner Poesie erfüllt. Am Rhein soll auch sein Denkmal von seiner liebenswürdigen Persönlichkeit der Nachwelt zeugen.

Der Vergangenheit zum Gedächtnis, der Gegenwart zur Anerkennung, der Zukunft zur Nacheiferung!

Wir aber wollen mit des Dichters eigenen Worten von ihm sagen:

„Du hast mit tiefem Sinne
Gefild und Wald durchschweift,
Holdselig ist die Minne
In deiner Brust gereift;
Du zeigst aus grauen Tagen
Wohl manch verscholl'nen Schacht,
Hell blüht in deinen Sagen
Versunk'ne alte Pracht.

Du Geist voll Männertugend,
Du Herz voll Liebe mild,
Stets bist du unsrer Jugend
Ein ewig helles Bild."

Hier möge mein Aufruf an das deutsche Volk zur Errichtung eines Denkmals für den rheinischen Poeten (vom Jahre 1895) Platz finden:

„Wo ich bin, wo ich geh', mein Herz ist am Rhein."
Wolfgang Müller von Königswinter.

Ein Denkmal für Wolfgang Müller von Königswinter.

Noch schlummert der Frühling in Höh'n und Gefilden
Und mit ihm im Walde der Vögelein Lied,
Doch bald muß auf's neue zum Glanze sich bilden
Die bräutliche Erde in Fluren und Ried.

Dort schlummert der Sänger — am Felsen wacht droben
Die Sage des Rheines auf steinernem Thron,
Von Bergen und Burgen und Trümmern umwoben
Bewacht sie den Sänger, den schlafenden Sohn,

Der von ihr gelauschet die köstlichsten Sagen,
Die treu er geborgen mit emsiger Hand,
Der rheinische Dichter, dess' Herze geschlagen
So warm für die Heimat, das rheinische Land!

Der mächtig dereinst mit der Harfe gestritten
Für Alles, was rühret die menschliche Brust,
Als Herold dem Volke voran ist geschritten
Mit seinen Gestalten voll rheinischer Lust.

Digitized by Google

Der uns in dem Liede auf fröhlichen Schwingen
Gewiesen die Schätze vergangener Pracht,
Und noch an dem Abend des Lebens sollt' singen
Vom Kaiser, vom Reich und des Vaterlands Macht.

Erwachet der Frühling, da bricht auch die Stunde
Des Danks für den Sänger des Rheines herein,
Sein Lenzlied erklingt dann in fröhlicher Runde:
„Wo ich bin, wo ich geh', mein Herz ist am Rhein!"

Das Denkmal und dessen Schöpfer.

Ein im Anfang Januar 1895 von kunstbegeisterten rheinischen Patrioten veröffentlicher Aufruf hat in rheinischen und deutschen Herzen, wohin sie auch durch das Schicksal verstreut worden sind, mächtigen und klingenden Widerhall gefunden. Der Aufruf an das deutsche Volk lautete:

„Seit den Befreiungskriegen hat der Rhein, Deutschlands nationaler Strom, seine eigenen Sänger gehabt, welche das deutsche Volk als seine Rheinpoeten dankbar verehrte.

Im Juni dieses Jahres werden es 22 Jahre, daß einer der vornehmsten dieser Herolde des Rheinstromes, der Dichter **Wolfgang Müller von Königswinter**, aus unserer Mitte gerufen wurde. Ist auch seine Leier verstummt, so lebt sein Andenken im Volke, dessen Liebling er geworden, fort. An den Ufern des heimatlichen Stromes und am Fuße der von der Sage umwobenen Berge und Burgen klingen Wolfgang Müllers unvergängliche, vom deutschen Nationalgefühl durchwehte Lieder von Mund zu Mund.

Die Unterzeichneten, einem vielfach geäußerten Wunsche folgend, halten es daher für eine Ehrenpflicht, dem unvergeßlichen Sänger in seiner Vaterstadt Königswinter am Rhein ein Denkmal zu setzen, und wenden sich an alle Deutschen und insbesondere an alle Freunde der vaterländischen Litteratur und der deutschen Sache, um eine Gabe für das dem Dichter zu errichtende Denkmal."

Dem Herrn Professor **Otto Lessing** zu Berlin wurde die Ausführung des Denkmals übertragen, das in Königswinter am 29. Juni 1896 enthüllt worden ist.

Mit froher Genugthuung konnte der Denkmals-Ausschuß auf den beispiellosen Erfolg zurückblicken, daß es ihm gelungen war, die aus allen Kreisen der Bevölkerung reichlich zugeströmten Mittel in so kurzer Zeit zusammenzubringen [1]) und die Ausführung in die Hände

1) Fürst Bismarck schrieb am 18. Juni 1896 von Friedrichsruh an den Verfasser: — — „In Erinnerung an die persönlichen Beziehungen, die

Digitized by Google

eines Künstlers ersten Ranges zu legen, der noch dazu als geborener Düsseldorfer ein Sohn unserer rheinischen Heimat ist.

Otto Lessing wurde als Sohn des berühmten Malers Karl Friedrich Lessing, des Großneffen Gotthold Ephraim Lessings, am 24. Februar 1846 zu Düsseldorf geboren. Die Patenstelle übernahm der Dichter Wolfgang Müller. Sein erstes großes Werk: „Die Jäger" erwarb die Karlsruher Galerie. Dort wurde er bei der Arbeit seines „Prometheus" durch den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gestört. Nachdem er aus dem Feldzug glücklich als Reserve-Offizier heimgekehrt war, entfaltete er seit 1872 in Berlin eine umfangreiche Thätigkeit in der dekorativen Plastik und Malerei. U. a. war er für das Reichskanzlerpalais, das Reichsjustizamt, das Zeughaus, die technische Hochschule, das Reichstagsgebäude, das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig, den Berliner Dom und zahlreiche Privatbauten thätig. Auch auf dem kunstgewerblichen Gebiete der Sgraffitomalerei und Glasmosaiken war er bahnbrechend. Daneben schuf er eine Reihe plastischer Werke, so 1879 die Statue eines Gladiators, 1886 eine Gruppe: Mutter und Kind, 1893 die Marmorgruppe einer Bacchantin mit Amor und die Halbfiguren des Nordpolfahrers Frithjof Nansen, des Grafen Moltke und des Malers Knaus (in der Berliner Nationalgalerie). 1887 erhielt er den ersten Preis für das von ihm entworfene und später (1890) vollendete Lessing-Denkmal im Tiergarten zu Berlin. 1894 führte er den dekorativen plastischen Schmuck im weißen Saale des Schlosses in Berlin aus. Endlich ist noch des großen Landesgeschenks für das 25jährige Regierungsjubiläum in Dessau, des Denkmals der Stadt Dessau, an den regierenden Herzog zu gedenken. Lessing ist Mitglied der Kunstakademie und Kgl. Professor in Berlin. Mit einer überaus reichen Phantasie in der Erfindung verbindet er eine große Gestaltungskraft und eine sichere Beherrschung der Stilformen. Diese Kunst findet auch in der Darstellung und Wiedergabe seines Paten volle Bestätigung.

---

ich mit dem patriotischen Dichter gehabt habe, habe ich von Ihrem Werke mit Interesse Kenntnis genommen."

Der Kultusminister Bosse schrieb am 27. Juni 1896: „Ich spreche meine aufrichtige Freude darüber aus, daß es so schnell gelungen ist, den Plan der Errichtung eines Denkmals für den liebenswürdigen rheinischen Dichter zu verwirklichen. Ihnen und dem Komité sende ich zu der Enthüllung des Denkmals herzlichen Glückwunsch."

In ähnlicher Weise äußerte sich die Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva).

Digitized by Google

8. Emil Rittershaus.

Emil Ritterhaus wurde am 3. April 1834 zu Barmen geboren. Sein Vater war Inhaber eines Fabrikgeschäftes und ein Mann von zwar strenggläubiger, aber durchaus humaner Gesinnung. Die Mutter Emils war eine Tochter des Wupperthals, begnadet mit einem wahrhaft unverwüstlichen Humor, ausgezeichnet durch überraschende gesellige Talente. Unter den Blumen und Linden des großen Gartens beim Elternhause wuchs der Knabe heran, auf Schritt und Tritt von der Mutter begleitet, die es sich angelegen sein ließ, den Kleinen schon in frühester Jugend mit Gedichten von Goethe, Schiller, Arndt, Hölty u. a. bekannt und vertraut zu machen. Eine Elementarschule hat Emil Rittershaus nie besucht; den ersten Unterricht erteilte neben der Mutter ein Privatlehrer. Vom achten Lebensjahre an wurde die höhere Stadtschule in Barmen besucht; mehr und mehr regte sich in dem bisher etwas träumerischen Jungen der Trieb nach Erwerbung praktischer Kenntnisse.

In den letzten Schuljahren — bis zum Jahrr 1849 — hatte der junge Poet sich die Erlaubnis ausgebeten, die üblichen „deutschen Aufsätze" über selbstgewählte Themata in Versen schreiben zu dürfen. Im Jahre 1848 gründete der nunmehr zum Primaner vorgerückte Jüngling unter seinen Mitschülern bereits einen „Redeverein" zum Zwecke der Ausbildung im freien Vortrage, einen Verein von entschieden demokratischen Tendenzen. Mittlerweile war in Emil von Jahr zu Jahr der Wunsch lebendiger geworden, sich dem Studium der Medizin und Naturwissenschaften widmen zu dürfen, — ein Wunsch, der leider nicht erfüllt werden konnte, da das väterliche Geschäft nach und nach zurückgegangen war.

Emil wurde Kaufmann und suchte durch eifriges Privatstudium in den Mußestunden die Lücken seiner Bildung nach Kräften auszufüllen.

Im Jahre 1852 stellte er die erste Sammlung seiner Gedichte zusammen.

Im Jahre 1856 verheirate sich Rittershaus mit Hedwig Lucas, der einzigen Tochter eines Elberfelder Fabrikanten. Hedwig Lucas ist dem Dichter allezeit eine treue, warmherzige, geistig anregende Lebensgefährtin geblieben.

Digitized by Google

1870 erschienen seine „Freimauerische Dichtungen". In den „Neuen Gedichten" 1871 steht der Dichter auf der Höhe seines Schaffens.

Seiner rheinischen Heimat galt die Sammlung Gedichte, die Rittershaus 1884 herausgab: „Am Rhein und beim Wein". Wie reizend ist nicht in diesem Buche das Lied von dem Mariandel:

Der Wein ist gut, der Wein ist echt;
Da kehren viele Gäste ein,
Doch wer zuletzt im Stüblein zecht,
Ist mit dem schönen Kind allein!
Und schließt in dunkler Mitternacht
Sich hinter mir das Pförtlein sacht,
Wenn dann ich heimwärts wandel',
Dann jauchz' ich froh durch Wald und Feld:
„Die schönste Maid der ganzen Welt,
Das ist mein Mariandel!"

Von allen Gauen des Rheinthales und allen Weinen am Rhein, an der Mosel und an der Nahe hat er gesungen. Aber nicht nur dem Wein, auch der wahren Liebe wurde er ein begeisterter Verherrlicher. Seiner Gattin, in der er eine der lieblichsten Frauenerscheinungen, die je im Hause eines deutschen Dichters ihre Gäste bewirteten, schön und anmutig an Leib und Seele, das Muster einer liebenden Frau, besessen, widmete er nach einundzwanzigjähriger Ehe in dem „Buche der Leidenschaft" die Verse:

Mein bist Du, mein im tiefsten Wesen!
Ach, wenn Dein Aug' in meines sieht,
Im Herzen kannst die Wünsche lesen,
Die nimmer Dir mein Mund verriet.
Verflogen sind gar viel der Jahre
Seit man für Dich die Myrte flocht,
Doch wärmer hat am Traualtare
Als heute nicht mein Herz gepocht!

Sein Herz wollte denn auch brechen, als sie ihm zwei Jahre vor seinem Tode entrissen wurde.

Im Jahre 1886 erschien noch ein neuer Band seiner Gedichte, betitelt „Das Buch der Leidenschaft". Es folgte ein zweiter Teil der gesammelten Gedichte unter dem Titel „Aus den Sommertagen". Waren in das vorhergehende Buch noch Lieder aus der Jugendzeit mit aufgenommen worden, so bot dies neue Werk nur die Dichtungen des reiferen Mannes, dessen Leben in den vollen Sommertagen stand.

Die „Neuen Gedichte" erschienen im Jahre 1895 in fünfter Auflage, „In Bruderliebe und Brudertreue" 1894 in zweiter Auflage[1]).

1) Litteratur: Emil Rittershaus. Von Julius Rittershaus. Leipzig 1899. Ernst Keil. — Emil Rittershaus als Dichter und Mensch. Von Gustav Andrießen. Crefeld 1898. K. Kästner. — Gartenlaube 1897 Nr. 14. Gegen=

Digitized by Google

Am 8. März 1897 wurde uns der Dichter durch einen allzufrühen Tod entrissen. Seine dankbare Vaterstadt hat ihm bereits vor einigen Jahren in den städtischen Anlagen ein Denkmal von Erz und Stein gesetzt, das er sich in allen deutschen Herzen schon errichtet hatte.

Daß ihm der Lebensabend so kurz bemessen war, beklagt nicht nur die engere Heimat, sondern ganz Deutschland; sein reicher Liederborn wird aber das deutsche Volk noch lange erfrischen und erquicken und den Dichter „am Rhein und beim Wein" unvergeßlich machen.

In einem der vielen Nachrufe für den wupperthaler Poeten wird hervorgehoben, „daß der Entschlafene der festlichen Enthüllung so manchen Denkmals erst die rechte Weihe als gottbegnadeter Dichter gegeben habe". Als Beleg hierfür und als Beitrag zur persönlichen Charakteristik des Dichters möchte dem Leser vielleicht die Mitteilung einiger Briefe desselben von Interesse sein.

Als ich vor etwa sieben Jahren zuerst an die Verwirklichung des Gedankens einer Ehrung des rheinischen Dichters Wolfgang Müller von Königswinter herantrat, glaubte ich am sichersten und schnellsten zum Entschlusse und Ziele zu gelangen, wenn ich über diesen Plan meinen Freund Rittershaus vorher verständigte. Es ist mir heute noch unvergeßlich, wie ich an einem sogenannten „wupperthaler Regentage" den Freund in seinem gastlichen und trauten Heim in der Beckmannshofstraße zu Barmen aufsuchte. Die damals noch lebende Gattin des Dichters verbreitete durch die Anmut und den Liebreiz ihrer Persönlichkeit in den traulichen Räumen des gastlichen Hauses ihren gewohnten Zauber. Im Laufe der anregenden Unterhaltung brachte ich das Gespräch auf die Dichter der neuromantischen Schule am Rheine und insbesondere auf Wolfgang Müller von Königswinter. Rittershaus wurde bei der Namenserwähnung ganz begeistert und trug gleich aus dem Gedächtnis einige lyrische Kunstwerke des Dichters, wie „O danke nicht für diese Lieder" und „Aus deinem lieben Munde" vor. Er geriet aber noch mehr in Begeisterung, als er des anmutigen Heims des Dichters zu Köln gedachte, wo er eine beneidenswerte Häuslichkeit und ein seltenes Glück und Frieden kennen gelernt habe. Dabei sah er seine neben ihm sitzende Gattin, die er mit dem Kosenamen „Mörchen" im Familien- und Freundeskreise anredete, verständnisvoll an, als wollte er sagen: „Auch uns Beiden ist dasselbe Glück beschieden!" Wir saßen noch bei manchem Glase Wein zusammen, — Rittershaus trank wegen seines Herzleidens schon damals nur leichten Mosel mit Selterwasser — als ich ihm meinen Plan anvertraute. Selten bin ich einer so begeisterten Zustimmung und Ermutigung zu dem Unternehmen begegnet, als bei Rittershaus. Und

---

wart 1897 Nr. 13. — Emil Rittershaus. Von Lina Schneider. Elberfeld 1900. (Bädeker).

Digitized by Google

wie er damals mit prophetischem Blicke sich zu der Sache stellte, so hat sie sich auch verwirklicht: nach kaum vier Monaten war das erforderliche Geld zusammengeflossen und nach Jahresfrist wurde das Denkmal für Wolfgang Müller in Königswinter enthüllt.

Rittershaus' feinfühlige und sinnige Gattin war ihm kurze Zeit darauf durch den Tod von der Seite gerissen worden. Schien es doch, als ob schon damals sein Herz bei diesem unersetzlichen Verluste brechen sollte. Wie er um die schon Leidende besorgt war, verraten die Zeilen:

Ich kenn' des Lebens Lust und Leid,
Mich hat schon mancher Traum bethört,
Es hat der Sturm, der Sturm der Zeit
Schon manche Blüte mir zerstört:
Doch wie um D i c h die Seele bebt,
Das kannt' ich nimmer! Nimmer, nein
Mein ganzes Herz, es lebt und webt
Und glüht und blüht für dich allein.

Leider hatte auch das Leiden meines Freundes mit der Zeit immer größeren Umfang genommen. Vergeblich suchte er Linderung und Heilung am „rebenduft- und weinumflossenen Rhein", wo der Dichter schon seit Jahren den Frühling oder den Herbst begrüßte. Die „Krone" zu Aßmannshausen, an deren Giebel das Denkmal für Ferdinand Freiligrath auf Anregung Rittershaus' gesetzt worden ist, vermochte auch nicht dem Dichterherzen die alte Spannkraft wiederzugeben — schien es doch, daß die schöne alte Zeit, wo er sang:

Dreierlei nur wünsch' ich noch:
Schenkt den Wein, den reinsten!
Gebet einen Becher mir
Und nicht von den kleinsten!
Einen Lehnstuhl brauch' ich nicht,
Wenig auch zum Naschen.
Aber, Brüder, setzt mich dicht
Vor die vollen Flaschen!

für ihn nur noch eine philosophische Erinnerung sein sollte. Schon kurze Zeit darauf suchte er das Bad Nauheim auf, um seine Krankheit einigermaßen zu lindern. Von Aßmannshausen sandte ich ihm noch einige Verse zu, die ich hier mitteile, da sie ihn sehr erfreuten:

„In der Krone zu Aßmannshausen,
Da spiegelt sich tief im Rhein
Das Rheingold der Nibelungen
Mit Demant und Edelgestein.

In der Krone zu Aßmannshausen,
Da trinkt man nur guten Wein,
Drum kehren die durstigen Dichter
Auch gerne im Herbste dort ein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

In der Krone zu Aßmannshausen,
Da ruhe, mein Freund, Dich aus
Und laß an der Wupper die Sorgen
Und auch die Geschäfte zu Haus.

In der Krone zu Aßmannshausen,
Weit jubeln's die Spatzen hinaus:
Der edelste Stein in der Krone
Bleibt immer mein Rittershaus!"

Ich hatte den Schlußversen eine Variante beigefügt, die ihm viele Freude gemacht und über die er später viel gelacht hat:

„Den trinkbaren Wein in der Krone
Bekommt nur mein Rittershaus!"

Aus Nauheim schrieb er darauf am 8. Juni 1896:

Verehrter lieber Freund!

Besten Dank für gütige Ueberiendung des Gedenkbuches für die Wolfgang Müller-Feier, das mir sehr gut gefällt. Zu meinem tiefen Schmerz kann ich der Enthüllungsfeier nicht beiwohnen, da mir der Arzt alle geistigen Anstrengungen strenge untersagt hat. Meine innigsten Grüße sende ich Ihnen, mein lieber Sanggenosse, und bitte, der Festversammlung zu sagen, wie innig ich mich darüber freue, den lieben Freund und Kollegen dort am Rhein durch ein so schönes Denkmal geehrt zu sehen! Es geht mir, gottlob, besser, aber es wird doch wohl noch eine gute Weile dauern, bis ich wieder zu Kräften gekommen bin. Herzlichen Gruß Ihnen und Ihrer lieben Frau von meiner Pflegerin Adelheid Schaper und Ihrem treu ergebenen

Emil Rittershaus.

Wenige Tage vor Enthüllung des Wolfgang Müller-Denkmals schrieb er an mich:

Bad Nauheim, 25./6. 96.
Sprengels Park-Hotel.

Geehrter lieber Freund und Kollege!

Lassen Sie mich Ihnen zunächst freundlichst danken für Ihr liebes Bildnis und den schönen Gruß aus Aßmannshausen. Leider verbietet mir mein Befinden, der Feier am nächsten Sonntag beizuwohnen, wenn meine Besserung auch, gottlob, erfreuliche Fortschritte macht. Nun sende ich am Samstag von hier aus einen Lorbeerkranz und einen Rosenkranz nach Königswinter unter Ihrer Adresse und darf Sie wohl bitten, zu geeigneter Zeit jene beiden Kränze am Denkmal niederzulegen und die Verse vorzutragen, die ich diesen Zeilen beifüge. Empfehlen Sie mich und Adelheid Schaper Ihrer lieben Frau und empfangen Sie herzlichsten Gruß von Ihrem treu ergebenen Freund und Kollegen Emil Rittershaus.

Die Kur in Nauheim schien den Poeten selten zur Ruhe kommen zu lassen, denn schon drei Tage darauf erhielt ich wieder ein Schreiben aus seiner Hand mit folgendem Wortlaut:

Bad Nauheim, Parkhotel 28. 6. 96.

Verehrter lieber Freund und Kollege!

Ein Sprichwort sagt, keine Hochzeit würde gefeiert, ohne daß sofort eine neue Verlobung zu Stande käme — und so möchte ich denn sagen, kein Dichterdenkmal wird enthüllt, ohne daß zur Schaffung eines neuen Poeten-Monumentes Anregung gegeben wird. Seit langer Zeit habe ich mich für

Digitized by Google

eine Buste für Gottfried Kinkel in Obercassel am Rhein lebhaft interessiert. Ich bitte Sie, die Einlagen lesen zu wollen und zu versuchen, ob sich nicht sofort ein Ausschuß für Errichtung eines Kinkel-Denkmals bei der Müller-Feier bilden läßt. Sehr gerne würde ich demselben beitreten, aber ich bin nicht mehr in der Lage, einige Arbeiten dafür zu übernehmen. Die Herren Kurdirektor Ferdinand Heyl und Carl Stelter in Wiesbaden sind sofort zum Beitritt bereit. Um so mehr glaube ich, daß wir sehr rasch damit zum Ziele kommen, da Carl Schurz in New-York mir gewiß seine starke Hand mit seinen Freunden leihen wird — aber wie wäre es, lieber Freund und Kollege, wenn Sie wieder einmal die Führung übernähmen! Das Gedicht, den Aufruf will die „Gartenlaube" bringen, natürlich aber auch dabei das erste Wort, haben und so bitte ich denn meinen Aufruf diskret behandeln zu wollen. Heil und Segen zur Feier! Herzlichsten Gruß Ihnen, Ihrer verehrten Frau Gemahlin, den Freunden und Festgenossen. Treu ergeben Ihr

Emil Rittershaus.

Leider kam das Schreiben erst gegen Schluß der Festversammlung bei der Enthüllung des Wolfgang Müller-Denkmals in Königswinter in meine Hände. Ich schrieb daher an Rittershaus, daß unter diesen Umständen es einem geeigneteren Zeitpunkte überlassen bleiben müsse, auf die Angelegenheit zurückzukommen.

Der vorliegende Briefwechsel gereicht dem Dahingeschiedenen zur großen Ehre, da man vielfach den Poeten nachgesagt hat, daß ihre Herzen nur allzu oft vom blassem Neide gegen ihre Brüder in Apoll erfüllt seien. Die Briefe geben von dem Gegenteil beredtes Zeugnis und ich brauche wohl kaum noch darauf hinzuweisen, daß gerade Rittershaus es war, der bei den Ehrungen Hoffmanns von Fallersleben, Ferdinand Freiligraths und der Annette von Droste-Hülshoff die Führung übernommen hat.

Das Andenken des nunmehr Entschlafenen möchte ich durch die Wiedergabe der Verse dem Leser wachrufen, die ich zu Emil Rittershaus' 60. Geburtstag schrieb:

Im Julisturm vor sechs Jahrzehnten stand
Die Eiche in dem Dichterwald entlaubt,
Und doch erhob gen deutscher Willkür Hand
Die Muse stolz und ungebeugt ihr Haupt:
Lag auch gefesselt da das freie Wort,
Das sonst entquoll dem frohen Sängermunde,
So barg der Rhein in seinem tiefen Grunde
Doch immer unsern Nibelungenhort!

Mit gnäd'ger Hand die deutsche Muse trat
An eine Wiege hier im schlichten Haus
Und sprach: „Du Knabe, wandle kühn den Pfad
Des freien Worts in's deutsche Land hinaus,
Du sollst dem Volke ohne Furcht und Scheu
Das deutsche Lied mit neuer Glut verkünden
Und Nord und Süd wird sich dereinst verbünden
Zu einem Reich in „Bruderlieb' und Treu!"

Und als zum Jüngling mit der Zeit gereift
Der blonde Knabe hier im trauten Kreis,
Er mächtig in die Himmelsharfe greift
Für deutsches Weien und der Heimat Preis.
Und mit Begeisterung und frischer Kraft
Verklärt er Menschenthat und Gottes Werke,
Die Schönheit zeiget uns, gepaart mit Stärke,
Des Meisters Hand im „Buch der Leidenschaft".

Und wenn der Schnee verging in Berg und Thal
Und Blüt' und Blume tausendfältig sproß,
Dann sang sein Lenzeslied er jedesmal,
Mit dem er uns das Paradies erschloß.
So wie sein Lied zog klar und rein hinaus,
So war sein Leben ohne Furcht und Tadel,
Des Dichters und des Bürgers Seelenadel
Bewahrte immer unser Rittershaus.

In Leid und Lust nahm er die Herzen ein,
Die Jünger stolz auf ihren Meister seh'n,
In „Sommertagen" und „am Rhein, bei'm Wein"
Will er als Freund mit uns durch's Leben geh'n.
Und was er sang als Jüngling leichtbeschwingt,
Es ist erfüllt, — im neuen deutschen Reiche
Sproßt wieder jetzt die alte deutsche Eiche,
Das Lied der Freiheit wieder froh erklingt.

Glückauf! so rufen Dir die Freunde zu,
So jubelt heut' der edlen Männer Schaar,
Mit denen für das deutsche Schrifttum Du
Begeistert hast gekämpft so manches Jahr.
Du bist der Unsre, nimm des Dankes Sold
Für Deiner Lieder heiliges Vermächtnis,
Und in der Besten ewigem Gedächtnis
Wird Dir der Dank des deutschen Volks gezollt!

Digitized by Google

9. Geistiges und künstlerisches Leben im Wupperthale: Friedrich Roeber und sein Kreis.

Irgendwo giebt es ein reizendes, von einem kleinen Flusse durchströmtes und auf beiden Seiten von Hügelreihen eingeschlossenes Thal, das Elbenthal. Mitten darin liegt Nixenheim, vor etwa vierzig Jahren eine alte, reizlose Stadt mit engen Straßen und niedrigen, schieferbekleideten Häusern; sie mag jetzt groß und schön geworden sein, denn die Städte haben ein Leben wie der Mensch: sie wachsen und putzen sich, oder sie werden krank und sterben zuletzt. Von den Höhen aus gesehen, machte Nixenheim auch damals einen heiteren und anmutigen Eindruck; die roten Ziegeldächer und der dickbauchige Kirchturm stimmten zu dem Grün der Gärten, Wiesen und Wälder. Wer fremd herniederstieg, der hätte nicht ahnen sollen, daß er aus dem Frieden der Natur sofort in den Unfrieden der Menschen treten würde.

Die Stadt war hochberühmt wegen ihrer gewerblichen Thätigkeit. Hier wurden die golddurchwirkten Stoffe gewebt, in welche die vornehmen Damen in Persien und Hindostan ihre Reize hüllten; die bunten seidenen Tücher mit langen Fransen für die Schönen in Rom, in Madrid, oder jenseits des Meeres in den Staaten der alten Azteken und der Inkas. Es hatte großer Anstrengungen bedurft, um der Industrie von Nixenheim diesen Weltruhm zu erobern, und es bedurfte ihrer noch täglich, um ihn zu bewahren.

Diese ausschließliche Richtung auf den irdischen Erwerb hatte schon seit einer langen Reihe von Jahren ihren Gegensatz hervorgerufen; denn immer bedarf das menschliche Herz eines Ideals, und weil man in Nixenheim gewohnt war, auf die Kunst mit Verachtung herabzusehen und die Wissenschaft nur gelten zu lassen, so weit sie sich der Industrie dienstbar machte, so gab es nur noch eines, das jenem Bedürfnisse genügen konnte: das christliche. Darin war zugleich das Band gegeben, das von Alters her bis kurz vor jenen Tagen die gesellschaftlichen Klassen mit einander verknüpft hatte, denn das Ideal des Vornehmen war auch das Ideal des Geringen; für die Hungernden, die Gedemütigten und Geknechteten wird nie ein anderes gefunden werden . . .

Je eifriger man in den reichen Häusern an den sechs Werktagen dem Mammon diente, um so mehr nahm man an dem siebenten Ruhetage das Recht in Anspruch, ihn zu verdammen und Mittags bei voller Tafel das Los der Armen zu preisen, denen es so leicht gemacht sei, in den Himmel zu gelangen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die neue Zeit brachte darin einen tiefen Riß. Das heranwachsende junge Geschlecht dachte und empfand anders, als das nach und nach hinsiechende alte. Die Aufregung der vierziger Jahre, von der ganz Deutschland ergriffen war, hatte auch das sonst so stille Nixenheim in ihren Strudel gezogen; die Resultate der biblischen Kritik waren in den letzten Jahren dem gemeinen Verständnis zugänglich gemacht worden und hatten in einem großen Teile der gebildeten Kreise den alten frommen Glauben zerstört; in

Digitized by Google

den unteren Klassen war er vor der aus Frankreich eindringenden kommunistischen Lehre entwichen.

Was sonst freundschaftlich neben einander ging, stand sich nun feindlich gegenüber; die Arbeiter hielten Zusammenkünfte, wurden trotzig und herausfordend; die Kaufherren fanden sich gereizt und beuteten mit um so größerer Härte die Gewalt aus, die ihnen verliehen war; dazu hatte jede politische Partei ihre Anhänger, vom unbedingten Absolutismus an durch alle Schattierungen eines Verfassungsstaates bis zur Republik und Anarchie. So quirlte und gärte es in dem reizenden Elbenthal, das so friedlich zwischen den grünen Höhen lag, wie in einem schäumenden Hexenkessel. — —

In dem vorstehend so treffend geschilderten Nixenheim im Elbenthal wird der gereiste Leser leicht das weltbekannte Wupperthal mit seiner Stadt Elberfeld wiedererkennen, das uns Friedrich Roeber in seiner vor fünfzig Jahren geschriebenen Novelle „Marionetten" so meisterhaft geschildert und in welchem die Wiege des Dichters gestanden hat. Es ist das Land der „ruhmreichen Berge", dessen Bewohner dereinst von ihrer mauerumgürteten Feste aus manches Scharmützel im Laufe der Jahrhunderte mutig ausgefochten haben, und die sich durch ihr rechtzeitiges Eingreifen in die denkwürdige Schlacht bei Worringen am Rhein mit den bergischen Bauern im Jahre 1288 ein unbestrittenes Verdienst um die damalige Kultur und die materielle und geistige Unabhängigkeit des bergischen Landes von dem Kölner Erzbischof Sigfrid erworben haben. Es ist daher wohl erklärlich, wenn im Laufe der Zeit in diesem Thale der Arbeit, das die Natur mit verschwenderischer Schönheit bedacht hat, neben dem ausgesprochenen materiellen und biblischen Sinne seiner Bewohner allmählich sich ein idealer Hauch auf den Geistern lagerte, und der Sinn für die Kunst und die Litteratur im Hinblick auf die reiche Geschichte des bergischen Landes mehr und mehr sich entwickelte.

Schon zu Goethes Zeiten wurde Elberfeld in der deutschen Litteratur genannt. Goethe hat uns in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, wie er 1774 und 1792 den Rhein und Düsseldorf besuchte, wo Johann Georg Jacobi und Friedrich Heinrich Jacobi in ihrem Dichterheim Pempelfort wirkten.

Von dort aus besuchte er bekanntlich auch seinen in Elberfeld als Arzt wohnenden Freund Jung-Stilling. Seit dieser klassischen Periode der deutschen Litteratur war es in dem arbeitsamen Wupperthal still geworden, man hörte in seinen schattigen Wäldern alljährlich wohl des Vogels lustiges Lenzlied und das Pochen und Rauschen der Eisenhämmer in den Thälern und Kotten, doch schien das Thal für jede geistige Regung fast wie ausgestorben.

Erst in den vierziger Jahren machte sich, als in Bonn Gottfried Kinkel den „Maikäferbund" schuf, auch in Elberfeld eine Gruppe von Männern bemerkbar, die mit ganzer Kraft ihre Dichterstimme ins junge Deutschland einfallen ließen. Die Litteraturgeschichte hat diesen Kreis unter dem Namen die „Wupperthaler Dichtergruppe" verzeichnet.

Digitized by Google

Aus dem in Barmen gegründeten „Wupperbunde", der die Dichter Hugo Oelbermann, Emil Rittershaus, Karl Siebel u. a. zu gemeinsamem poetischen Schaffen vereinigte, entwickelte sich in Elberfeld bald unter der Führung Friedrich Roebers das sogenannte „Roebersche Sonntagskränzchen", das außer Rittershaus, Siebel, die Dichter Adolf Schults, Richard Neuhaus, den Maler Richard Seel und den bekannten Musikdirektor Karl Reinecke zu gegenseitigem Austausch ihrer geistigen Arbeit bei Musik und Becherklang zusammenführte. Das von dem geistvollen Maler Richard Seel 1854 herausgegebene „Album aus dem Wupperthal" legt ein beredtes Zeugnis von dem emsigen Schaffen dieser gottbegnadeten Poeten ab. Auch der Schriftsteller Paul Lindau trat im Jahre 1865 als Chefredakteur der Elberfelder Zeitung (bis 1869) in diesen geistig angeregten Kreis. Lindau erblickt auch heute noch in den Elberfelder Jahren den eigentlichen Beginn seiner dichterischen Laufbahn. Hat er doch dort sein erstes Drama „Marion" geschrieben. Sein später in Berlin erschienener Roman „Der Zug nach dem Westen" schildert in seinen ersten Kapiteln meisterhaft das Milieu des Wupperthales und seiner eigenartigen Leute.

Der unstreitig Bedeutendste und Vielseitigste aus diesem Kreise, der Dramatiker Friedrich Roeber, hat am 12. Oktober 1901 zu Düsseldorf das Zeitliche gesegnet, und dürfte es daher für weitere Kreise von Interesse sein, über den heimgegangenen Dichter etwas Näheres zu erfahren und seinem Lebens- und Entwickelungsgang zu folgen.

Friedrich Roeber wurde geboren am 19. Juni 1819 in Elberfeld. Die Eltern waren von auswärts zugereist. Die Spuren weisen auf Herdecke in Westfalen hin. Sein Vater war in mancher Hinsicht ein wunderlicher Mann, der seit lange den Gedanken an die Herstellung eines perpetuum mobile verfolgte und dabei den Rest seines Vermögens zusetzte. Der Sohn erinnerte sich noch aus seiner Jugend des ganz mit Gerüsten und Pumpwerken verbauten Söllers in dem Elternhause, des unter allerlei Eisen und Holzgerümpel arbeitenden Mannes, seiner Grübeleien, ohne daß auch nur die geringste Aussicht des Erfolgs sich zeigte, — die Idee spukte damals in allen Köpfen — den Vater des Dichters hatte sie derart eingenommen, daß er Alles um sich her gehen ließ, wie es ging, bis das Letzte verbraucht war. Des Dichters Jugend wurde die bitterste, er verbrachte sie unter Not und Entbehrung und würde nicht einmal die von ihm so heiß begehrte wissenschaftliche Ausbildung auf einer der höheren Schulen Elberfelds erlangt haben, wenn nicht ein älterer in städtischen Diensten stehender Bruder von seinen Ersparnissen aus dem knappen Gehalt ihm das Notwendige gegeben hätte. Bis zu seinem Tode hat daher der Dichter ihm das liebevollste Andenken bewahrt. „Ja, mein Bruder Wilhelm, er war ein vortrefflicher Mensch", pflegte er noch oft zu sagen.

Digitized by Google

Der Dichter selbst besuchte in Elberfeld die Realschule. In den Zeugnissen des Dichters steht, daß er in den meisten Fächern weit über das von der Schule vorgeschriebene Maß hinausgegangen sei. Roeber rechnete die schwierigsten Differential- und Integral-Aufgaben aus. Nach dem Abiturientenexamen, das er mit dem 14. Jahre bestand, hätte er auch unter den größten Entbehrungen die wissenschaftliche Laufbahn verfolgt, aber sein Bruder Wilhelm starb um diese Zeit, seine Eltern hatten völligen Bankerott, zuletzt noch durch Anlage ihrer Habe in französischen Assignaten zu verzeichnen. So war es zunächst die harte Notwendigkeit, welche ihn zwang, die kaufmännische Laufbahn zu ergreifen, um sich zu erhalten und mit seinem Bruder August zusammen das Elternhaus zu beziehen. Bei der Eingewöhnung in seinen neuen Lebenspfad fand er in den sämtlichen Vertretern des Elberfelder Bankhauses von der Heydt, dem späteren Minister Freiherrn August, dessen Sohne August und dem späteren Geheimrat Carl von der Heydt, dem Bruder des Ministers, nicht nur warmherzige Freunde, sondern zugleich Männer, die selbst mit der weitesten Befähigung für die Erkenntnis der Schätze der Wissenschaft, Kunst und Litteratur begabt waren; so fand der junge Dichter in dem alten vornehmen Kaufmannshause zugleich eine geistige Heimat und verlebte dort die langen Jahre der Entwickelung, der Manneskraft und des Greisenalters in ungetrübter und anregendster geistiger und persönlicher Harmonie, die sich in gleicher Weise auf die jetzt lebende Generation des Hauses von der Heydt übertrug, deren Träger zugleich die Erben nicht nur der materiellen, sondern auch der geistigen Güter in vollstem Maße geworden sind. Als Teilhaber des bekannten Bankhauses von der Heydt, Kersten und Söhne zu Elberfeld (seit 1872) schied Roeber erst mit den 70er Jahren aus seiner kaufmännischen Thätigkeit, da ein zunehmendes Augenleiden ihn an der Ausübung seiner Thätigkeit vollkommen zu hindern begann.

Im Jahre 1847 reichte er seiner geistvollen Gattin Elisabeth Kretzmann, einer Nichte seines Freundes, des Malers Richard Seel, die Hand zum ewigen Ehebunde. In glücklichster Harmonie mit dieser seltenen Frau, die sein poetisches Schaffen mit großem Verständnis verfolgte und ihn begeisternd anregte, verlebte der Dichter sonnige Jahre in seiner Heimat, von äußerlichen und inneren Glücksgütern in vollstem Maße gesegnet. 1894 verlegte er seinen Wohnsitz nach Düsseldorf, wo seine beiden Söhne, die bekannten von Bendemann ausgebildeten Historienmaler, die Professoren Fritz und Ernst[1]) Roeber, an der dortigen Kunstakademie schon seit Jahren als Künstler ersten Ranges wirkten. Dort riß der Tod sein Liebstes von seiner Seite,

1) Ernst Roeber hat im Jahre 1901 seinen Wirkungskreis nach Berlin verlegt.

Digitized by Google

und nur schwer hat der Dichter diesen bitteren Schmerz verwunden und sein Gleichgewicht wiedergefunden.

Im Juni 1899 hatte Roeber seinen 80. Geburtstag in völliger Frische des Körpers und Geistes feiern dürfen. Obwohl er in seiner Bescheidenheit alle ihm angebotenen Ehrungen abgelehnt hatte, so ließen es sich seine vielen Freunde und Verehrer doch nicht nehmen, in dem stillen und traulichen Dichterheim auf der Feldstraße diese schöne Feier durch ihre Anwesenheit zu beleben. Stand der Dichter auch noch im Banne des Schmerzes und vermochte er nur still für alle Ehrungen und Zeichen der Liebe zu danken, so war es für ihn doch ein Gefühl der Genugthuung, diesen Tag erleben zu dürfen. Von allen Seiten strömten die Kollegen und Freunde herbei, die litterarische Gesellschaft zu Köln ließ durch ihren Vorsitzenden Hofrat Dr. Fastenrath die Wünsche in gebundener Rede darbringen. Der Verfasser hatte den Vorzug, namens des deutschen Schriftstellerverbandes dem Jubilar eine Adresse zu überreichen, in deren Eingange betont wurde, daß er in treuer Hingabe an die Leitbilder seines Geistes und Gemütes, den sinnigen Humor mit männlichem Ernste verbindend, ein langes Leben hindurch gewirkt und in reinster Gesinnung die Dichtung gepflegt habe. „Die Begabung ist ein Geschenk, das uns höhere Macht ins Herz legt; die Treue und Reinheit des Gemütes, mit der wir sie benutzen, ist ein Verdienst, das wir uns selbst erringen müssen. Und darin stehen Sie als Vorbild für das Geschlecht der Jüngeren vor uns!"

Roebers dichterisches Wirken ist in diesen Worten hier umschrieben. Noch treffender finden wir das Charakterbild des Dichters in seinen eigenen Versen:

„Wen die Götter lieben,
Dem geben sie Gleichmaß
Zu allen Dingen;
Zu dem Herzen voll Empfindung:
Den festen Willen,
Der seinem allzugestümen Schlag
Einhalt gebietet;
Zu der Leidenschaft,
Die fortstürmt geschloss'nen Auges
Ueber Fels und Klippe:
Den starken Geist,
Der ihre schäumenden Rosse zügelt;
Zu der Phantasie,
Die Erde und Himmel umfassen will
Und zu neuen Gebilden formen:
Den wägenden Verstand,
Der sie gefesselt hält
Im einfach Schönen.
Glücklich mag der sich preisen,
Der, wie ein Gott, einhergeht,
Das Höchste schaffend!

Bei der erstaunlichen körperlichen und geistigen Rüstigkeit war daher die Hoffnung wohl berechtigt, daß dem Dichtergreise noch ein langer Lebensabend beschieden sein würde, um so mehr, als er sein eigenes Epigramm „Sturm und Drang"

Suche nicht Ruhe im Alter, um nur der Erinn'rung zu leben:
Selber den Grabstein türmst Du in dem Sessel Dir auf.
Unermüdet und rastlos stürme voran mit der Jugend,
Ruhe im Leben ist Tod, Leben ist Sturm nur und Drang,

an sich selber wahr machte.

Digitized by Google

„Ich bin damit beschäftigt", schrieb er im Dezember 1898 an mich, „meine sämtlichen Werke durchzusehen, um sie wenigstens — soweit es mir möglich ist — von den Schlacken zu befreien, die ich selbst in ihnen erkenne. Bei keiner meiner dramatischen Arbeiten habe ich an eine Aufführung gedacht: ich schrieb sie, um mir die Stoffe von der Seele zu schreiben, nur für mich und meine nächsten Freunde."

In frühester Jugend war der Dichter von dem Wunsche stets ergriffen, das deutsche Reich in alter Herrlichkeit erstehen zu sehen; mit Begeisterung machte er in den vierziger Jahren die Bewegungen der großdeutschen Jugend mit, bis auch ihn der trübe Ausgang der Dinge zur Erkenntnis brachte, daß der Halm nicht reif, der rechte Schnitter noch nicht gefunden sei. Dies führte ihn zu der tiefen Verehrung des großen Kaisers Wilhelm und seiner Paladine, die die Sehnsucht des Dichters nach einem großen und machtvollen Reiche deutscher Zunge so bald schon erfüllt hatten. Alle, die dem Dichter näher standen, schätzten in ihm das menschenfreundliche Wesen, die humanen Grundzüge seiner bescheidenen und vornehmen Gesinnung, sein warmes patriotisches Interesse an der nach schweren Kämpfen wiedererrungenen centralen Machtstellung des deutschen Reiches.

Der Dichter soll sein Vaterland lieben als Mensch und als Bürger; aber das eigentliche Vaterland seines poetischen Schaffens und Wirkens hat ausgedehntere Grenzen für die Bethätigung intellektueller, ethischer und ästhetischer Kräfte; es ist die Welt der Ideale, das unendliche Reich des Wahren, Guten und Schönen. In dieser idealen dichterischen Sphäre hat der nun heimgegangene Dichter sich eine vielseitige Anerkennung erworben, einen ehrenvollen Namen in der litterarischen Welt sich gesichert. Er gehörte eben zu jenen glücklichen und bevorzugten Menschen, welche auf der Basis einer festgegründeten materiellen Existenz mit dem lebendigen Interesse für die Forderungen des praktischen Lebens den Idealsinn für eine höhere Existenzweise zu verbinden wissen. Sein warmes Gemüt ließ ihn mit verfeinertem Scharfsinn manche verborgene Keime in Natur, Welt und Leben entdecken, welche der nüchternen Thätigkeit des Verstandes unserer überrealistischen Zeitrichtung sich nur zu leicht entziehen. Auch Personen, die ihm fern standen, fühlten sich durch sein vertrauenerweckendes Wesen angezogen. In den Vorzügen der klassischen hellenischen Weltanschauung fußend, trat er als Dichter und Philosoph mit Hingebung und Begeisterung in die Fußstapfen unseres Altmeisters Goethe und des großen Briten Shakespeare, ohne hierbei das Princip der individuellen Freiheit zu sehr und einseitig zu betonen und den Grundwahrheiten des Christentums völlig fremd zu werden. Als wahrhaft freidenkender konservativer Mann lebte er der Ueberzeugung, daß die heutige Gesellschaft, je mehr sie auf dem Beweglichen steht, um so mehr ethisch-religiöser Stützpunkte bedürfe und der harmonischen

Digitized by Google

Zusammenwirkung aller patriotisch gesinnten Männer von Charakter und Geist.

Religion und Sittlichkeit hatten auch für ihn die Bedeutung einer im Ewigen und Unendlichen wurzelnden Gesinnung. Von dem Geist der Wahrheit erwartete auch er die Wiedergeburt der Menschheit, die endliche Versöhnung der fortschreitenden Kultur mit den Mysterien des Glaubens.

In dem Gedichte: Cogito, ergo sum? spricht der Dichter sein Glaubensbekenntnis aus:

„Nein, nicht Dein sind die Gedanken:
In Dir denkt ein Andres nur,
Jener Geist, der ohne Schranken
Webt im Innern der Natur.

Du nur selbst: fühlst Du die Gluten
Seines Feuerstromes nah'n,
Laß die Seele Dir durchfluten,
Füll' Dein Leben damit an!

Bist von ihm Du auserlesen:
Sei beglückt in seiner Kraft,
Und beglückt sei, wenn sein Wesen
Durch Dich selbst das Ew'ge schafft."

Nachdem wir in dem Vorstehenden den Lebensgang und den Charakter des Dichters verfolgt haben, wollen wir nunmehr zu der Betrachtung seiner poetischen Werke übergehen.

Als Zwanzigjähriger schrieb Roeber schon für das Cotta'sche Morgenblatt. Da er in diesen Korrespondenzen keine volle Befriedigung fand, so wagte er sich bald darauf auf das Gebiet des Dramas. Im Jahre 1838 schrieb er seine Tragödie „Tristan und Isolde", deren erster Akt 1840 in den von dem Novelliſten Robert Heller herausgegebenen „Rosen" abgedruckt wurde Das Werk fand vor den Augen der damaligen Kritik und namentlich bei dem Litterarhistoriker Heinrich Kurz wenig Gnade. War schon der Stoff in dem schönen Epos Gottfrieds von Straßburg voll von Unwahrscheinlichkeiten, so mußte dies in besonderem Maße bei einer Dramatisierung des Stoffes der Fall sein. Kurz warf dem Dichter ein „Haschen nach Pikanterie" vor, während der Litterarhistoriker Max Koch die „Prüderie" geißelte, mit der der Dichter an das hohe Lied leidenschaftlicher Sinnenlust herangetreten sei. Erst Reinhold Bechstein ist in seinem vor etwa 20 Jahren erschienenen Werke: „Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit" dem Dichter mehr gerecht geworden. Im Jahre 1898 hat daher Roeber eine neue Bearbeitung des Stoffes vorgenommen und die Tragödie in zwei, nach Inhalt und Form verschiedenen Bearbeitungen von 1838 und 1898 veröffentlicht. Das Werk ist in der jetzigen Form geradezu vollendet und verdient zu den besten Dramen der Neuzeit gezählt zu werden. Von den Schwierigkeiten der Umarbeitung erhalten wir das beste Bild, wenn wir dem Dichter in seinen eigenen Darlegungen hier folgen:

Digitized by Google

„Ich bin der Erste gewesen, der, seit Hans Sachs, die Geschichte von Tristan und Isolde für die dramatische (nicht theatralische) Behandlung wieder aufgriff. Seitdem ist eine ganze Reihe neuer Bearbeitungen in allen Dichtungsformen erschienen, darunter das leider unvollendet gebliebene Epos von Immermann. Ihn traf dasselbe Schicksal, wie den ursprünglichen Bearbeiter der Tristan-Sage in Deutschland, Gottfried von Straßburg, der mitten in der Arbeit vom Tode abberufen wurde; aber Gottfried fand zwei Nachfolger, die beide sein Werk zu Ende führten, während Tristan und Isolde von Immermann ein gewaltiger Torso geblieben ist.

Im Jahre 1876 erschien von Reinhold Bechstein (Universitäts-Professor in Rostock) ein Buch unter dem Titel: „Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit", in dem jene Jugendarbeit ausführlich besprochen ist. Der Verfasser hat sie an den Schluß seiner Betrachtungen gestellt, weil sie zu dem Ausgangspunkte: Hans Sachs, zurückführe, und sodann, weil er diese Betrachtungen mit ihr ohne kritisches Abwägen, mit ungeteiltem Lobe und freudigster Anerkennung schließen könne; auch als dichterische Leistung betrachtet, bilde sie den würdigsten Schluß.

Mit der von Roeber geschehenen Umwandlung der Sage erklärt sich Bechstein überall einverstanden, namentlich mit der hauptsächlichsten, daß er die in der Hochzeitnacht des Königs Marke stattgefundene Unterschiebung der Brangaene an Stelle der Isolde, statt zu einer einmaligen, zu einer dauernden machte. Es handelte sich für ihn schon in jener Jugendarbeit nicht blos um eine Verletzung des sittlichen Gefühls, sondern um ein Herabzerren in den Schmutz; ein Weib, das unbedenklich aus einem Bette in das andere steigt, ist keine Figur für eine Tragödie, wie eben so wenig ein Held, der seine Dame aus den Umarmungen des Königs empfängt, den Romeo spielen kann; es sind keine Stoffe für eine Tragödie, sondern eher für eine aristophanische Komödie.

Das Epos hat andere Gesetze, die Tragödie aber verlangt für eine tragische Handlung auch tragische Figuren. Der fortgesetzte Betrug, begangen an einem ehrenreichen König, liebevollen und väterlichen Ohm, macht die Beiden unfähig, unsere Leidenschaften zu reinigen, wie Aristoteles von der Tragödie verlangt, wenn sie nicht verher sich selbst von der niedrigen und gemeinen gereinigt haben.

Sodann gehört zum tragischen Helden noch etwas, nämlich die volle Verantwortlichkeit für alle seine Thaten; deshalb darf der Minnetrank nur eine untergeordnete Bedeutung gewinnen, nur ein Aussprechen von dem, was schon ohne sein Zuthun verborgen in der Seele lag. Wäre der Minnetrank der wirkliche Erzeuger der Liebe, dann wäre der Mensch für das, was diese fremde Macht ihn thun heißt, nicht verantwortlich, er folgte einem fremden Willen. — Es wäre ein unverschuldetes Unglück über ihn gekommen, nicht aber das

Digitized by Google

Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

In der Sage selbst erlischt die Kraft des Minnetranks in solchem Maße, daß Tristan der irischen Isolde ganz vergißt, als er die zweite Isolde, die Isolde Weißhand erblickt; er entbrennt für diese im höchsten Feuer und vermählt sich mit ihr; gerade diese zweite Isolde bildet sein Verhängnis; in ihr beruht der größte Teil seiner Schuld: sie wird zur Todesgöttin, die alle drei dem Untergange weiht.

Als Roeber in spätem Alter zu dem Stoffe zurückgeführt wurde, der ihn in seiner Jugend so lange beschäftigt hatte, erregte ihm zuerst die Unterschiebung, die dauernde wie die einmalige der Sage, den größten Anstoß — nicht sowohl wegen der Unwahrscheinlichkeit, als wegen der peinlichen Stellung, in welche sie die Brangaene bringt, und wegen der inneren Entwürdigung für Isolde selbst. Roeber glaubt mit Recht, in dieser zweiten, von der ersten in Form und Inhalt grundverschiedenen, Bearbeitung den Weg gefunden zu haben, der, einfach und ungekünstelt, alles das vermeidet, was die Sage selbst an gemeinem Erdenschmutz enthält und nun die ganze Handlung zum tragischen Schlusse führt.

Wohl kann man auf die neue Bearbeitung des Stoffes das Schiller'sche Wort anwenden, das Roeber als Motto seinem Werke vorgesetzt hat:

„Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie."

Als zweite Jugenddichtung erschien aus Roebers Feder die Tragödie „Appius Claudius". Der Dichter ist nach fünfzig Jahren wieder zu jenem Stoffe zurückgekehrt und gab im Jahre 1898 in dritter umgearbeiteter Auflage eine neue Bearbeitung heraus, die mit jener ersten kaum mehr als den Titel gemeinsam hat. Auch hier veranlaßten die übeln Erfahrungen der Kritik, die Reife des Alters und der Technik und vor Allem die Einsicht, daß das moderne sociale Drama mit dem Drama der Sturm- und Drangzeit die Neigung teilt, von der Bühne herab auf sittliche und gesellschaftliche Rechtsfragen einwirken zu wollen, aus der Dichtung in's Leben überzugreifen, zur Umarbeitung. Mehrere Figuren sind in der neuen Auflage hinzugetreten, unter diesen auch die Hauptfigur der Tullia. Auch hier folgen wir am besten den Gesichtspunkten, die für den Dichter nach seiner Vorrede maßgebend waren, um uns ein Bild von seiner Arbeitskraft und seiner Kunst zu machen.

Die vorliegende Tragödie erschien zuerst 1846, einige Jahre später mit seinen Tragödien Kaiser Heinrich IV. und Tristan und Isolde in einem Bande vereint. Sie ist unmittelbar hervorgegangen aus den stürmischen Bewegungen der vierziger Jahre, in welchen die gesellschaftlichen Kämpfe ihren Anfang nahmen, die bis heute fort-

Digitized by Google

dauern und deren Ende noch gar nicht abzusehen ist. Ihren Anfang nahmen sie hauptsächlich im Wupperthale, wo bis dahin zwischen den Fabrikanten und ihren Arbeitern ein patriarchalisches Verhältnis geherrscht hatte, das allerdings schon seit längeren Jahren lockerer geworden war, bei einigen großen Häusern aber noch heute besteht. Hervorgerufen wurden jene Kämpfe durch das Eindringen der französischen neuen Gesellschaftslehre, des Kommunismus mit dem berüchtigten Paradoxon Proudhons: Eigentum ist Diebstal. Zum ersten Mal kam der arbeitenden Klasse die große Kluft zum Bewußtsein, welche sie von der arbeitgebenden trennte. In vielen Volks-Versammlungen wurden die dadurch in der Menge aufgewühlten Fragen leidenschaftlich erörtert, insbesondere das Recht der Arbeiter auf einen Anteil am Gewinn. Die Verwandtschaft mit den Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern im alten Rom trat deutlich hervor; die äußeren Erscheinungen waren verschieden, die innern Gründe dieselben, und so wurde der Dichter, durch die täglichen Vorgänge, nicht zu Virginius und Virginia, sondern zu dem gewalttätigen Appius Claudius und der Umwälzung des römischen Staatswesens geführt; zu einer Römer-Tragödie, deren Beziehungen zu unsern Zeitfragen heute noch so lebendig sind, wie vor einem halben Jahrhundert: sie zeigt aber zugleich, wie tief die Plebs von heute gegen die Plebs im alten Rom gesunken ist. Durch die Internationalität, welche Friedrich Engels, — ebenfalls ein Wupperthaler und einer der reichsten und angesehensten Barmer Familien entstammend, — der socialistischen Bewegung aufgedrückt hat, ist die Vaterlandsliebe der deutschen Socialisten vollständig bankbrüchig geworden. Die französischen bleiben Franzosen, die englischen Engländer, — die deutschen aber hörte Roeber in Elberfeld, der socialistischen Hochburg in Preußen, ihre Umzüge unter den Klängen der Marseillaise halten.

Der Litterarhistoriker Adolf Stern sagt in seiner „Geschichte der neueren Litteratur" VII. 293, daß Roeber ein Dramatiker von entschiedener Begabung für energische Charakteristik und farbig-anschauliche Detaillierung ist. Auch er findet die Tragödie „Appius Claudius" durch glückliche Charakteristik und Schlagkraft des Ausdrucks, weniger durch Geschlossenheit und Steigerung der dramatischen Handlung ausgezeichnet. Letzteren Mangel hat der Dichter in der Umarbeitung vollständig beseitigt. Auch auf die Motivierung und den Aufbau der Handlung, die in den Jugendarbeiten weniger zu wünschen übrig ließen, hat Roeber mehr Gewicht gelegt.

„Kaiser Heinrich IV." nennt sich ein drittes Drama, dessen Stoff in der Person des unglücklichen Saliers, der den Gang nach Kanossa machen mußte, schon vielen Dramatikern — neuerdings Ernst von Wildenbruch — ein Lieblingsvorwurf gewesen ist. Die Fülle der Handlung suchte der Dichter nach der Art Shakespeares zu bewältigen;

Digitized by Google

doch ist es ihm nicht gelungen, der Breite der Handlung Herr zu werden bei dem anhaltenden Wechsel der Personen, der Zeit und des Ortes ihres Eingreifens. Die Sprache ist machtvoll und wohlklingend, einzelne Scenen geradezu schön, namentlich im dritten Akt die Scene, wo Heinrich im Dome zu Goslar der Kirche sich unterordnet, um Krone und Purpur zu erlangen, wo der alte Kaiser vor dem Erzbischof von Mainz knieend den Sohn erbittet, der dem Vater als erbitterter Feind gegenübersteht. Selbst Heinrich Kurz mußte zugeben, daß Roeber in seinem Heinrich IV. ein bedeutendes dramatisches Talent bewiesen habe.

An dieses Werk schließt sich im Jahre 1886 das letzte Kaiserdrama Roebers „Kaiser Heinrich V.". In seinem Vorwort sagt der Dichter, daß Lessing von der Empfindung gedrängt sei, daß dem deutschen Volke immer nur die Schmach Kanossas, nicht aber die Sühne gezeigt worden sei, und deshalb sein Bild: „Die Gefangennahme des Papstes Paschal durch Heinrich V." geschaffen habe. Die gleiche Empfindung habe auch ihn gedrängt, seiner ersten Tragödie nunmehr als Fortsetzung das vorliegende Drama folgen zu lassen. — Der gewaltige Kampf um die Investitur habe unter dem fünften Heinrich durch gegenseitiges Nachgeben zwischen Kaisertum und Papsttum seinen vollständigen Abschluß gefunden; in unseren Tagen werden wir, dem Anscheine nach, durch solches Nachgeben wenigstens zu einer Art von Waffenruhe gelangen. (Der Dichter spielt in letzterem Satz auf den Kulturkampf in Preußen an.) Bei der großen Fülle des zu bewältigenden historischen Stoffes mußte auch dieses groß angelegte Werk bei seinem Umfange im wesentlichen Buchdrama bleiben, obschon das Werk von eleganter und kraftvoller Diktion ist und die dramatische Kraft mit trefflichem Humor abwechselt. Dazu kam, daß die Zeit des Erscheinens dieses Kaiserdramas keine besonders günstige war: das naturalistische Drama hatte unter Hauptmann und Sudermann die Bühne der achtziger Jahre für sich in Beschlag genommen; selbst Wildenbruch erntete für seinen „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" (1895) nicht den Erfolg, den dieses Werk verdient hätte.

Kehren wir nun wieder in die Zeit des jugendlichen Schaffens des Dichters zurück, in welche (1855) die Dramatisierung der Märchen von der Jungfrau Malaen, vom heiligen Andreas, von den drei Spinnweibern, vom Schneider im Himmel und vom Schneewittchen fällt, und die er in Richard Seels „Album aus dem Wupperthal" veröffentlichte. Seine Vorliebe zum Märchen führte ihn schon 1851 zur Herausgabe eines Dramas: „Das Märchen vom König Drosselbart", das einer besonders günstigen Aufnahme im Publikum würdig befunden und auf den Bühnen seiner Zeit oft und gern gegeben wurde. Auch diese Jugendarbeit hat Roeber völlig umgearbeitet und ihr den Namen „Die Gräfin von Toulouse" gegeben.

Digitized by Google

Wie der Verfasser sagt, ist das Drama durch eine altitalienische Novelle veranlaßt worden, welche sich in dem von Eduard von Bülow, mit Unterstützung Ludwig Tiecks, herausgegebenen Novellenbuch unter dem Titel „Die Gräfin von Toulouse" findet. Handlung und Charaktere in dieser Novelle sind in das Unedle und Rohe herabgezogen aber der Gang der Handlung selbst erinnert an das Märchen vom König Drosselbart. Ob dieses Märchen, das sich auch im italienischen Märchenschatz findet (rè barbaditordo), dem Verfasser vorgeschwebt habe, oder ihm überhaupt bekannt war, bleibt zweifelhaft, da es an keiner Stelle erwähnt wird; jene Aehnlichkeit aber veranlaßte Roeber, es in seiner ersten Bearbeitung dem Stücke ganz zu verweben; so entstand sein Drama: „Das Märchen vom König Drosselbart", das zuerst in den, von Düsseldorfer Künstlern herausgegebenen Monatsheften, mit Illustrationen von Camphausen, erschien (1851): später 1881, in Buchform.

In der vorliegenden, vollständig neuen Bearbeitung ist das Märchen und jeder Hinweis auf dasselbe ausgeschieden, um der Gefahr zu entgehen, den Ernst der Handlung und die ethische Wirkung in das Märchenhafte zu verflüchtigen.

Der zu Grunde liegende Stoff, die Umwandlung eines trotzigen und hochmütigen Frauenherzens durch die Not des Lebens oder die scheinbare Grausamkeit des Mannes, ist fast bei allen Völkern in den verschiedensten Formen zur Darstellung gekommen; von seiner heitern Seite aufgefaßt, begegnet er uns in Shakespeares „Zähmung der Widerspenstigen".

Im Jahre 1862 erschien in der von Feodor von Wehl redigierten „Deutschen Schaubühne" die erste Bearbeitung des zweiten Dramas Roebers aus der klassischen Römerzeit: „Sophonisbe", das erst 1884 in Buchform erschien. Der dramatische und dankbare Stoff ist seither von einer ganzen Reihe von Dichtern, wie von Lohenstein, Geibel, Horn, Hersch und Proelß behandelt worden. In dieser Arbeit nehmen wir einen merklichen Umschwung Roebers zur Selbstbeschränkung und gemäßigteren Behandlung der Form wahr; man merkt dem Dichter die Ruhe und Selbstbeherrschung an, die wir in seinen Jugendarbeiten bisher vielfach vermißten. In dem Stücke erscheint die Tochter des Karthagers Hasdrubal, Sophonisbe, die um des Glückes ihrer Vaterstadt willen die Hand des Numidierkönigs Masiniſſa nimmt, in abgetöntem, reinem Lichte gegenüber den erbärmlichen Gestalten der karthagischen Kaufleute und Krämer. Die Heldengestalten Scipio und Diodor und der Nebenbuhler Masinissas Syphax, der von ersterem geschlagen und in römische Gefangenschaft geraten war, sind so lebenswahr und geschichtlich treu wiedergegeben, daß wir bei ihrem Anblick uns in die klassische Zeit der punischen Kriege zurückversetzt wähnen. Masiniſſa, der inzwischen Gemahl der Sophonisbe

Digitized by Google

geworden, schickte ihr, durch Scipio gedrängt, den Giftbecher, da er fürchtete, daß sie den Gemahl auf karthagische Seite ziehen würde. Dies hat der Dichter Alles so packend dramatisch behandelt, daß man mit Fug und Recht diese Arbeit Roebers als eine seiner gelungensten und besten bezeichnen darf. Eine gleiche Bezeichnung verdient das im Jahre 1883 erschienene Hohenstaufen-Drama: „Kaiser Friedrich der Zweite". Die Don Juan-Faust-Gestalt des zweiten Friedrich ist vom Dichter mit innerlicher Wärme gegeben. Die Seelengröße des thatendurstigen Hohenstaufen, seine vertrauende Freundschaft, die er zu seinem verräterischen Kanzler Pier hegt, das zartplatonische Verhältnis zu dessen unglücklicher Gattin Margherita, sind mit vieler Liebe ausgemalt. Die Volksszenen, zum Teil voll Humor, erfreuen durch ihre vortreffliche Naturwahrheit. Es wogt dabei etwas wie eine verhaltene Glut durch das ganze Drama; die Gestalt der Lukretia, ihr Verhältnis zum Kanzler, die Sarazeninnen und die ganze Pracht der kaiserlichen Feste wird durchwallt davon. Daneben bringt die reine, einfache Herzensliebe der holden Maria zu ihrem Kosimo und die pflichtvolle Margherita lichte, friedvolle Momente. Das Drama ist reich an spannenden, bedeutenden Stellen; so der Augenblick, wo die lombardischen Städte sich Friedrich unterwerfen, oder die Schachspielszenen mit Kardinal Fiesko, der während des Spiels die Nachricht empfängt, daß er zum Papst gewählt und nun mit einem Male als Innocenz IV. des Kaisers unerbittlicher Feind wird. Dann die Hofszenen des dritten und vierten Aktes, der Aufruhr in Parma, der Moment, wo Friedrich seine Krone sich geben läßt, als Zeichen seiner Herrschaft, endlich der Schlußakt, voll erregter Handlung, auf dem Schlosse Fiorentino, wo der Kaiser vergiftet wird von seinem Kanzler: es ist ein fortwährendes Ineinandergreifen von Geschehnissen.

Im Jahre 1885 gab Roeber sein erstes und einziges litterarhistorisches Werk heraus: „Litteratur und Kunst im Wupperthale, von der zweiten Hälfte des siebzehnten bis zur ersten Hälfte des gegenwärtigen (19) Jahrhunderts."

In diesem verdienstvollen Buche giebt uns der Dichter ein äußerst interessantes Bild über geistiges Leben und Streben des vielgenannten Wupperthales, die Geschichte der Musik und des Theaters im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; Jung Stilling, Karl Immermann und sein Kreis, Ferdinand Freiligrath, werden uns mit seltener Liebe und geschichtlicher Treue vor Augen geführt. Es wird in der deutschen Litteraturgeschichte stets einen Ehrenplatz behaupten und jedem Freund der heimatlichen Kunst ein wertvolles Nachschlagebuch bleiben. Eine Fortsetzung und Ergänzung dieses Buches bildet das Werk Albert Herzogs: „Die neuere Litteratur im Wupperthale", das uns die Männer und Dichter mit Wärme schildert, „die in treuer Hingabe an das Wahre, Gute und Schöne ihrer Heimat geistige Güter

Digitized by Google

wahrten und mehrten, unabläſſig auch dabei eintraten für des Volkes Wohl und gerade durch ihr beſtimmtes Auftreten dem geiſtigen Leben im Wupperthale neben dem geiſtlichen(!) ein feſtes und edles Gepräge gaben, ihm Anſehen verſchafften auch im weiteren Vaterlande."

Von dem Roeberſchen Kreiſe ſind alle Dichter bereits heimgegangen; noch „eine hohe Säule" ragt über den Lebenden, Karl Stelter, der ſeit 1883 an der Hofbühne zu Wiesbaden dramaturgiſch thätig iſt.

Aus der Wupperthaler Dichterſchule iſt im Laufe der Zeit eine Anzahl von Poeten hervorgegangen, die ſich einen Namen in der Litteratur erworben haben, ſo der allzu früh verſtorbene Dramatiker und Muſikreferent Eduard Lucas, der talentvolle Lyriker und Epiker Otto Hausmann, der Litterarhiſtoriker Albert Herzog, deſſen Bruder, der Romanſchriftſteller Rudolf Herzog und der geiſtvolle Dramatiker Walter Bloem (der als Rechtsanwalt zu Barmen lebt). Der Lyriker Ernſt Scherenberg lebt zwar ſeit 30 Jahren in Elberfeld, er erſcheint aber als ausgeſprochener Sohn ſeiner Heimat an der Oſtſee nur als dichteriſcher Gaſt[1]) im Wupperthal.

Im Jahre 1882 hatte Roeber noch die deutſche Leſewelt mit der reizenden Novelle „Marionetten" beglückt, aus der wir am Anfang unſerer Abhandlung eine Stilprobe gaben. Die Erzählung deren Handlung und Charakterzeichnung voll von beſonderem Reiz und zarter Lieblichkeit iſt, iſt dem wirklichen Leben entnommen, und wer mit dem Leben der Wupperſtadt Elberfeld einigermaßen vertraut iſt, wird in ihr manche ihm bekannte Geſtalt herausfinden. Das Buch bietet eine Fülle von geiſtvollen Stellen, in denen Fragen aus allen Gebieten der Kunſt und Philoſophie berührt und vom Dichter mit ſeinem klaren Urteil beantwortet werden. Er will auch den Künſtler unter das Sittengeſetz geſtellt wiſſen und geſteht ihm keinen Schutzbrief für ſittliche Verirrungen zu. Dies zeigt von Roebers hohem ſittlichem Ernſte in der Auffaſſung des Künſtlerberufs. Anderſeits meint er aber auch, daß die Kunſt nichts damit gemein hat, wenn Flecken auf einzelnen großen Namen ruhen: die Kunſt hat jene Künſtler vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und ihre Seelen geläutert.

Schon einige Jahre vorher war Roeber mit einem Bande „Lyriſche und epiſche Gedichte" hervorgetreten (1879). Hier lernen wir den Dichter von ſeiner eigenartigen philoſophiſchen Seite kennen, mit der er es verſteht, in meiſterhaft vollendeter Form, mitunter mit Vorliebe im reimloſen Vers, unſer volles Intereſſe zu erwecken. Unter den Balladen und Erzählungen ſind „Der Frühling", „Agilulph", „Walter von der Vogelweide", „Auſonius", „Götterdämmerung" wahre Meiſterſtücke, unter den lyriſchen Liedern ver-

1) Als ſolcher hat auch der Verfaſſer faſt ein Jahrzehnt dort gelebt.

Digitized by Google

dienen „Frau Sorge", „Liebesahnen", „Im Winter", „Regen" besonders hervorgehoben zu werden. In den Epigrammen geißelt er mit beißendem Spott und Satire die Gebrechen der Kunst seiner Zeit, so in den „Ehebruchs-Dramen", die „neue Dramaturgie":

„Wie wir Tragödien schreiben? Nicht ist es der Stoff, der gewalt'ge,
Schicksalsschwere, der heut unsere Dichter noch reizt.
Nein, sie ersinnen Probleme, und zu den Problemen erfinden
Sie die Handlung, daß nichts an dem Beweise gebricht.
Staunend sehen wir zu und bewundern die Reihe der Schlüsse,
Aber Melpomene, ach, wendet verdrießlich sich ab."

Und wie treffend führt er die Shakespeare-Bacon-Forscher ab, wenn er singt:

„Welch' ein tolles Geschrei, daß Shakespeare nicht Shakespeare gewesen,
Daß dem Dichter er nur habe den Namen geliehn;
— — — — — — — — — — — — — — — —
Mögen sie schrei'n, es verhallt spurlos in den Lüften die Thorheit,
Und, o Shakespeare, Du bleibst, was Du gewesen: Du selbst!"

In dem letzten Decennium seines Lebens ist der Dichter gleichfalls nicht müßig gewesen, 1888 erschien sein Schauspiel: „Wiener Kongreß" und bald darauf 1890 das Drama „Börsenringe", das wohl zu seinen besten gezählt werden darf. 1892 trat Roeber mit drei „Antike Lustspiele": „Die Philosophie. Die Satire. Malermodelle" hervor, die sich auf dem klassischen Boden Griechenlands, Roms und Aegyptens bewegen. Der Dichter hat in ihnen das Problem des großen Philosophen Schopenhauer in „Die Welt als Wille und Vorstellung" meisterhaft behandelt:

„Der Wille, welcher, rein an sich betrachtet, erkenntnislos und nur ein blinder, unaufhaltsamer Drang ist, erhält durch die hinzugetretene, zu seinem Dienst entwickelte Welt der Vorstellung die Erkenntnis von dem, was es sei, das er will, nämlich nichts anderes als diese Welt, das Leben gerade so wie es dasteht. Man hat uns diese Welt als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend. Sogar läßt sich der Beweis entgegenstellen, daß sie die schlechteste unter den möglichen ist."

Wenn man diese klassischen Lustspiele liest, so muß man geradezu staunen, daß der Dichter, der doch nur seine Bildung auf der Realschule seiner Heimat genossen hat, ein solches Maß von klassischem und humanistischem Wissen aufweist, wie solches heute wohl wenige auf humanistischer Grundlage Gebildete vorzuweisen vermögen.

Das Jahr 1897 bildet den Schlußstein in dem reichen und arbeitsamen dichterischen Schaffen Roebers. Es erschienen zunächst die „Fest- und Märchenspiele" und bald darauf: „Kurfürst Friedrich III. Zwei Dramen: Der Rhein und Die Krone". Die Kritik hat dem Dichter die Stellungnahme zu geschichtlichen Personen in diesem

Digitized by Google

letzten Drama einigermaßen verargt. Wenn nicht Roeber als eine geistig und materiell unabhängige, dabei vornehme Natur bekannt wäre, so würde man vielleicht die Charakterzeichnungen Danckelmanns [1]), des Kurfürsten und seiner Gemahlin als tendenziös gefärbt ansehen können. Man wird indes diesen unbegründeten Verdacht gegen den Dichter energisch zurückweisen müssen, wenn man die neuen Resultate der Geschichtsforschung in Verbindung mit den Ausführungen Droysens, Rankes und Kosers (Sophie Charlotte. Deutsche Rundschau 1887) und das Werk Breysigs: „Der Prozeß gegen Danckelmann (Leipzig 1889)" vergleicht. Der vorurteilsfreie Leser wird am besten einen Einblick in die Charakteristik dieser geschichtlichen Personen gewinnen, wenn er den Ausführungen des Dichters über das Schuldbewußtsein des einst so mächtigen Ministers in dem Vorworte zu den beiden Dramen folgt.

„Die ungeheuerliche Mißregierung der Nachfolger Danckelmanns, welche den preußischen Staat an den Rand finanziellen und politischen Ruins brachte, sowie das tragische Schicksal Danckelmanns, des einst allgewaltigen Ober-Präsidenten, haben diesen mit einem Nimbus umgeben, der stark verblaßt, wenn man die dunkle Folie hinwegnimmt und ihn nur in dem Lichte seiner eigenen Handlungen betrachtet.

Niemand wird seine großen Verdienste um die innere Verwaltung leugnen, die Vereinfachung des Geschäftsganges, die Vermehrung der Staatseinkünfte und die Hebung der Gewerbe. Der bei seinem Sturze gegen ihn angestrengte Prozeß mit seinen hunderten von Anklagen, von denen nicht eine einzige dem Richter Anlaß zur Verurteilung bot; sodann die, trotz des fehlenden Richterspruchs, über ihn verhängte lebenslängliche Haft haben ihm die allgemeine Teilnahme gewonnen, und bis in die neueste Zeit hat man ihn als ein schuldloses Opfer der Härte des ersten Königs und der Grausamkeit seiner Gemahlin, der unvergleichlichen Sophie Charlotte, dargestellt Mit vollem Unrecht. Sogar aus jenen Prozeß-Akten — wenn man den ganzen großen Haufen der Anklagen ausscheidet, die entweder nichts besagen oder nicht zu erweisen waren, und sich auf die völlig erwiesenen Stücke beschränkt, die aber dem Strafgesetze nicht unterlagen —: es tritt uns aus ihnen Danckelmann in einer Gestalt entgegen, zu der das Bild, das seine Verteidiger gewohnt sind. von ihm zu unterwerfen, wenig paßt.

Später, als König, ließ sich Friedrich die Aktenstücke noch einmal vorlegen und gab sie, nach genommener Durchsicht, mit dem Bemerken zurück: Danckelmann wisse selbst wofür er die Strafe erleide; — also nicht wegen jener Anklagen; seine Schuld hat mit dem Prozesse nichts zu schaffen; sie liegt auf einem ganz anderen Felde, und die Beweise für sie hat er verbrannt.

Diese Verbrennung einer großen Menge von Briefschaften bildet allerdings auch in jenen Prozeß-Akten eine besondere Anklage. Danckelmann hat die Thatsache zugegeben und nur geantwortet, daß die Briefe nichts Verfängliches enthalten hätten.

Was das Glück nicht vermochte, das erreichte mit einem Schlage das Unglück: seine Läuterung. Die Ruhe und Würde, mit der er sein Schicksal

---

1) Mit der Person Danckelmanns beschäftigte sich auch die Tragödie gleichen Namens von Otto Girndt, einem der jüngeren deutschen Dramatiker.

Digitized by Google

trug, versöhnt uns mit ihm und erwirbt ihm auch heute noch unsere Teilnahme; sie gab seiner Laufbahn einen erschütternden, tragischen Abschluß:

„Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Das Doppeldrama bewegt sich in einer vollendeten, markigen Sprache, die geschichtlichen Figuren sind treu gezeichnet, insbesondere die Gestalten des von Seiten des Papstes nicht anerkannten Erzbischofes von Köln Wilhelm Egon Grafen von Fürstenberg und der Gemahlin des Kurfürsten Sophie Charlotte. Die Zeichnung der Belagerung und Beschießung Bonns (vom Kreuzberge aus) ist so treffend und treu, daß sie ein Historiker und Maler nicht besser hätte wiedergeben können. (II., IV. und V. Akt). Im Uebrigen ist Roeber den Anforderungen der Technik des Dramas in vollstem Maße gerecht geworden. Namentlich dürfte das Doppeldrama für die rheinischen Bühnen von ganz besonderem Interesse sein, da kein Drama der Neuzeit so lichtvolle und treue Bilder aus der Geschichte des Erzstiftes Köln dem Zuschauer bietet. Und das um so mehr, als mit dieser geschichtlichen Episode die Gründung des preußischen Königstums in engem Zusammenhange steht. —

Wenn wir hiermit die Besprechung der Werke Friedrich Roebers beenden, so wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Dichter auch Verfasser des Librettos der Oper „König Manfred" ist, deren Komponist der langjährige Freund des Dichters Karl Reineke ist. Die Oper ist seiner Zeit so oft über die Bretter gegangen, daß Roeber wohl durch dieses Libretto dem größeren Publikum am meisten bekannt geworden ist.

Um das Bild des Dichters einigermaßen abzurunden und zu vervollständigen, möchte ich am Schlusse meiner Ausführungen einige an mich gerichtete Briefe des Dichers aus seinen letzten Jahren anführen, die über manche litterarische und künstlerische Frage sich verbreiten.

Ihre gefällige Mitteilung über Ihre Kinkel-Studie habe ich mit großem Interesse gelesen, und zugleich mit großer Genugthuung, daß sie zugleich Anregung zur Errichtung eines Kinkel-Denkmals geben soll. Dieses Denkmal ist ihm, dem Poeten, Deutschland schon lange schuldig geblieben, mag man auch politisch auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkt stehen, er ist doch der Einzige gewesen, der in seinem nationalen Enthusiasmus für seine Ueberzeugungen mit seiner Person und seinem Leben eingetreten ist, während alle Uebrigen Reißaus nahmen. Das ist nur zu bedauern, daß er sich, trotz seiner unmerklichen Wandlung, auch später nicht, wie Freiligrath, mit seinem Vaterlande aussöhnen konnte.

Pastor Krafft in Elberfeld, den Sie vielleicht gekannt haben (eine Charakter-Figur, schroff und fanatisch – Bruder des verstorbenen Professor Krafft in Bonn) war ein Jugendfreund Kinkels. — Krafft war zugleich ein Historiker und hat sich besonders um die Erforschung der Geschichte des bergischen Landes große Verdienste erworben. Durch mein kleines Buch „Kunst und Litteratur im Wupperthal" kam ich mit ihm eine Zeitlang in schriftlichen Verkehr, insbesonders durch die in dem Buche enthaltene Charakterisierung

Digitized by Google

von Jung Stilling (die in pietistischen Kreisen sehr übel vermerkt würde) und von Krummacher. In diesen Briefen gab sich Krafft sehr tolerant; er stimmte mir eigentlich in Allem zu, — auch, als später die Rede auf Goethe kam, und ich einen Haufen der Erklärungen Düntzers, eines Freundes von Krafft, als wertloseste Kleinigkeitskrämerei bezeichnete.

Krafft nun lud mich zu wiederholten Malen auf das Dringendste ein, ihn zu besuchen, weil er mir eine große Anzahl Briefe Kinkels zu zeigen wünschte; ich habe leider diese Einladungen beharrlich zurückgewiesen, weil ich fürchtete, daß sie einen schlimmen Ausgang nehmen würden; — bei der letzten Anwesenheit Kinkels sagte dieser mir nämlich, wenn ihm der Pastor Krafft begegne, würde er ihn sofort auf der Straße niederschlagen; — den Grund weiß ich nicht, aber ich vermute, daß Krafft sich bei der Gefangennehmung und Verurteilung Kinkels sehr roh und rücksichts- und erbarmungslos geäußert habe[1]). Jetzt thut es mir leid, denn die Briefe haben ohne Zweifel viel Interessantes erhalten, was Sie für Ihre Studie vielleicht hätten gebrauchen können. — —

Verehrungsvoll und in aufrichtiger Ergebenheit

Ihr

18. Mai 1899. Friedrich Roeber.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundliche Uebersendung Ihres Grenzboten-Artikels über das litterarische Leben am Rhein in der Mitte unseres Jahrhunderts, der mich durch seinen Stoffreichtum, die lebendige Darstellung und das objektive Urteil in hohem Maße gefesselt hat. Auf die Fortsetzung bin ich sehr gespannt.

Welche Fülle von Namen, die in meiner Jugend allgemein genannt wurden, die begraben und verschollen waren und die uns nun auf einmal wieder lebendig werden. Welche Wirkung in die Ferne hat Simrock nicht schon allein durch seine Uebertragungen des Heliand, der Nibelungen und der Edda ausgeübt.

Von Kinkel giebt es ein Abendlied, dessen Wortlaut mir nicht mehr genau erinnerlich ist:

Es ist so still geworden
* * *
Wirf ab, Herz, was Dich kränket
Und was Dir bange macht,

das von Karl Reinecke, meinem alten Freunde, in ergreifender Weise (nach meiner Empfindung) für Chor und Orchester komponiert worden ist. — In Köln ist Reinecke nicht beliebt; — man sieht auf ihn herunter, wie man auch auf den größeren Mendelssohn Bartholdy herunter sieht, dessen Nachfolger Reinecke in Leipzig war, — und auf so vieles andere in allen Künsten. Doktor Lieber ist sonst mein Freund nicht, aber in der Malerei hat er doch ein erlösendes Wort gesprochen.

Hochachtungsvoll

Ihr ganz ergebener

Düsseldorf, 30. April 1899. Friedrich Roeber.

---

1) Es ist dies derselbe Pastor und christliche Amtsbruder Gottfried Kinkels, der (nach dem Biographen Kinkels, Henne am Rhyn S. 56) Kinkel im Kerker zu Rastatt zu bekehren suchte, von ihm sogar Trennung seiner Ehe verlangte, und nach dem Fehlschlagen seiner Versuche den General von der Gröben gegen den Gefangenen bearbeitete.

Digitized by Google

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Uebersendung des litterarischen Lebens am Rhein. Nachdem nun das ganze Buch vollendet vor mir liegt, erhalte ich erst den rechten Begriff von seinem Werte, seiner Reichhaltigkeit und den mühsamen Forschungen und Studien, welche diese Arbeit erfordert hat. Es war mir oft, als ging ich in einem verzauberten Wald, so traten mir die Unterhaltungen mit meinem Freunde Adolf Schults über die Kölner Poeten wieder vor die Seele. Damals brachte die Kölnische Zeitung häufig einzelne Gedichte zum Abdruck, namentlich von Matzerath und Kaufmann, später auch von Freiligrath; von diesem das berühmte Exordium „Der Dichter steht auf einer höheren Warte" u. s. w., das dem Dichter die frei gewordene Staatspension von 300 Thalern eintrug, dann aber die Ursache zu seiner demokratischen Umwandlung wurde. —

Mit den herzlichsten Wünschen bin ich in Dankbarkeit für den großen Genuß, den Sie mir bereitet haben, und in aufrichtiger Verehrung

Ihr ganz ergebenster
Friedrich Roeber.

14. Juli 1899.

Mit großer teilnehmender Freude habe ich Ihre Epistel gelesen, welche übervoll ist von Wonne und Behagen über das Glück, das Sie in der neuen Stätte gefunden, die Sie ihm erbaut haben, von der Sie sagen können, dieses umzäunte Stück Land ist mein, dieses Haus ist meine Burg, hier bin ich der Herr und der Gebietende. — Ach, wer noch in Ihrem Alter stände; — vor 5 Jahren, als wir nach Düsseldorf zogen in das Haus, das die Sorge meiner Söhne nach unsern Bedürfnissen und unserm Behagen neu eingerichtet hatte, mit dem kleinen Gärtchen und den großen Bäumen, das Entzücken meiner Frau — ja, da hatte ich ungefähr dasselbe Gefühl, wie Sie, verehrter Freund, — da rief ich, hier können wir randalieren nach Herzenslust, hier giebt es keinen Mietsherrn, der uns kündigt; ach, ich hatte an den Mietsherrn nicht gedacht, der schon in der Stunde der Geburt einen Vertrag mit uns schließt, der uns herausfetzt aus Allem und uns unfähig macht, Glück zu verleihen und Glück zu empfangen.

Mit wahrer Freude habe ich gelesen, daß Sie wieder einige Stunden schlafen können, und die Nordsee wird Ihnen wohl den ganzen Schlaf wieder bringen; er ist doch der Alles heilende große Wunderarzt.

Tausend Dank für Ihre freundliche Einladung; einstweilen wäre ich Ihnen noch ein zu trübseliger Gast, und ich weiß auch nicht, wie das anders werden soll; meine Söhne lassen Ihnen ebenfalls herzlich danken. Ernst reist wieder nach Danzig, wo er die Akademie Ferien benutzt, um dort die ihm aufgetragenen großen Wandgemälde im Landeshause (Ständehaus) auszuzeichnen; vielleicht wird er in diesem Jahre fertig; — Fritz malt die großen Wandbilder für die Akademie in Münster; er wurde im vorigen Jahre durch eine lang andauernde Krankheit sehr in seinen Arbeiten zurückgehalten, — und daneben nimmt ihn die geplante große Kunst- und Industrie-Ausstellung und der damit verbundene große dauernde Kunst- und Industrie-Palast in Anspruch, da er in all' den verschiedenen Abteilungen Mitglied ist und in einigen den Vorsitz führt. Der ganze Gedanke ist von ihm ausgegangen und zwar schon vor 8 Jahren; damals erwiesen sich zu große Schwierigkeiten, die aber jetzt, durch den Bau der Rheinbrücke und die damit verbundenen Ufer-Erhöhungen zum großen Teile hinweggeräumt sind.

In Friedrich Roeber haben wir nach Vorstehendem eine echte und wahre Dichternatur, die nur der Kunst gelebt hat, kennen gelernt. Alle, die ihm im Leben näher getreten sind, schätzen an ihm

Digitized by Google

die vornehme und charaktervolle Gesinnung voll Bescheidenheit und frei von jeglichem Neide und Mißgunst, die ihn, unbekümmert um den Beifall der Menge, Großes und Schönes schaffen ließen. Haben auch nicht alle Schöpfungen bleibenden Wert, und wird auch manches seiner Dramen, wie so viele Werke großer dramatischer Dichter, nur Buchdrama bleiben, so wird meines Erachtens die Zeit nicht fern sein, in der das Publikum, von dem naturalistischen Drama der Hauptmann-Sudermannschen Epoche übersättigt, sich wieder an den klassischen und historischen Gestalten solcher Dramatiker erwärmen wird, die ihre Probleme nicht ersinnen und die Handlung erfinden, sondern ihre Gestalten und Stoffe aus der großen Menschenbrust, der Geschichte der Menschheit, schöpfen. Habent sua fata libelli.

Auf den nunmehr in das Reich der Ewigkeit geschiedenen Dichter finden die Worte Emanuel Geibels, wie auf wenige Olympier, Anwendung:

„Drei sind Einer in mir: der Hellene, der Christ und der Deutsche,
Ach, und die Kämpfe der Zeit, kämpf' ich im eignen Gemüt."

Sanft und schmerzlos ist der Dichter verschieden. Nur wenige Stunden vor ihm war die Schwiegertochter Roebers, die Frau Professor Fritz Roeber, dem Vater in den Tod vorausgeeilt, ohne daß die Beiden von ihrem nahen Lebensende eine Ahnung hatten. In den Gefilden der Seligen wartet ihrer nun ein frohes Wiedersehen.

So ist denn der treue Sohn der „ruhmreichen Berge" in die Gefilde ewiger Schönheit und Poesie heimgegangen. Auf dem neuen Friedhof zu Düsseldorf hat man, was an Friedrich Roeber sterblich war, zur Ruhe gebettet. Seit Karl Immermann und Christian Grabbe hat den Boden dieser Kunststadt kein größerer Dramatiker je betreten. Aber auch die Stadt Elberfeld mag darauf nicht wenig stolz sein, daß in ihr der vielseitigste ihrer landsmännischen Dichter das Licht der Welt erblickt und dort als hervorragender Kaufmann und Dichter bis nahe an sein achtzigstes Lebensjahr gewirkt hat. Bei dem großen Idealsinn, den die Bürgerschaft Elberfelds in der letzten Zeit durch die Anbringung des „Ritters von Elberfeld" am neuen Rathause und anderer öffentlicher Kunstdenkmäler auf patriotischem und sozialem Gebiet bethätigt hat, dürfte die von pietistischen Hetzern beider Konfessionen im Jahre 1901 in die Wege geleitete Beurteilung des dort neu errichteten Brunnendenkmals als eine einzelne vorübergehende Geschmacksverirrung angesehen sein, und zweifle ich keinen Augenblick daran, daß der gesunde Kunstgeist, den ein Roeber und Andere dort gepflegt haben, wieder zum Durchbruch kommt, und die Nachwelt dort das Andenken des größten Sohnes ihres Weichbildes in gebührender Weise hochhalten wird.

Die Schwesterstadt Barmen hat ihren Sohn Emil Rittershaus dem Gedächtnis der Nachwelt dauernd in Erz und Stein übergeben;

Digitized by Google

sein ehernes Bild ehrt in gleicher Weise diejenigen Kreise, die dem Dichter das ihm gebührende Verständnis und die schuldige Wertschätzung entgegengebracht haben. Freilich war Friedrich Roeber kein Emil Rittershaus, aber Emil Rittershaus war noch lange kein Friedrich Roeber!

Wie dem auch sein mag, meine Ausführungen[1]) haben jedenfalls dazu beigetragen, daß die Freunde Friedrich Roebers im Wupperthal und in der Stadt Elberfeld dieser „des Schweißes der Edeln werten" Sache näher getreten sind und ein einfaches schlichtes Denkmal dem Dichter errichten zur Erinnerung an ihren größten, von Hermes und Apollo gleichmäßig begnadeten Sohn, der heranwachsenden Jugend zum Vorbild und zur Nacheiferung im Reiche des Wahren, Guten und Schönen!

---

1) Im Januarheft der Zeitschrift „Nord und Süd" Band 100 Heft 298 Jahrgang 1902 habe ich vorstehende Studie gebracht, nachdem ich bereits im November 1901 in der „Litterarischen Gesellschaft" zu Köln einen Vortrag über den Dichter gehalten und zu einem Denkmal für Roeber aufgefordert hatte. Am 22. März 1902 brachte die Kölnische Zeitung folgende, den Leser vielleicht interessierende Mitteilung: „Freunde des im Oktober vorigen Jahres verstorbenen Wupperthaler Dichters Friedrich Roeber beabsichtigen, ihm in Elberfeld ein Denkmal zu setzen. Die Sammlungen hat der dortige Museumsverein übernommen. Wie in der letzten Hauptversammlung mitgeteilt wurde, haben die Sammlungen einen so günstigen Erfolg gehabt, daß das Unternehmen als gesichert angesehen werden kann."

Digitized by Google

VI.

Aus der preußischen Konfliktszeit in Köln.

Der weiße Hut.

Der Hut hat eine stattliche politische Geschichte. Allgemein ist der Hut des schweizerischen Landvogtes Geßler bekannt, vor dem die biederen Schweizer bei Altdorf den Hut ziehen mußten. Viel weniger ist die in Schweden von 1719 bis 1772 gegen Arvid Horn entstandene Opposition bekannt, die sich die Partei der „Hüte und Mützen" nannte. Die Hüte mußten 1765 weichen, an ihre Stelle trat die Herrschaft der Mützen, bis der Staatsstreich Gustavs des Dritten 1772 dem Parteiwesen ein Ende machte.

Auch bei uns in Deutschland war das Parteiwesen immer eine heimische Pflanze: so viele Hüte und Mützen in den Schaufenstern der Hutmacher ausliegen, so viele Parteien giebt es auch. Unser „eiserner Kanzler" war kaum in sein Amt getreten, als sich den Feinden Preußens im Auslande sein schlimmster Feind, das Abgeordnetenhaus in Berlin, gesellte. Der fortschrittliche Präsident Grabow fand in seiner Antrittsrede kein Wort des Dankes für die Armee und das Ministerium, überhäufte dieses vielmehr mit Vorwürfen. Das Haus brüllte ihm Beifall und eine Deputation aus Köln brachte ihm sogar eine silberne Bürgerkrone. Graf Eulenburg stellte ihn wegen seiner Parteilichkeit zur Rede und Reichensperger bemerkte damals, die Fortschrittspartei allein hemme das gedeihliche Zusammenwirken des Volkes mit der Regierung und sei doch nur von einer Minderheit im Volke gewählt, wenn sie auch durch ihre Manöver die Mehrheit im Hause erlangt habe. Die Fortschrittspartei, die damals das Heft in der Hand hatte, wies höhnisch jede Vermittelung zurück und verweigerte die Kosten für die Organisation des Heeres wie für den Krieg. Am zwölften Juni 1865 stimmte das Abgeordnetenhaus über den Etat ab; der Ministerpräsident stellte fest, welchen peinlichen Eindruck es mache, daß dieses Haus einer großen nationalen Frage gegenüber keinen Boden zu finden wisse als den einer sterilen Negation. Am siebenzehnten Juni wurde der Landtag zum sechsten Male geschlossen; die Regierung betonte dabei, daß sie den geordneten Gang der öffentlichen Angelegenheiten und

Digitized by Google

die Interessen des Landes nach außen wie nach innen kräftigst vertreten werde.

Die hitzigsten Mitglieder des Hauses vereinigten sich mit der Partei in Köln, die früher schon dem Präsidenten Grabow den Lorbeerkranz überschickt hatte, zu einer großartigen Demonstration gegen die Regierung, im Zusammenhang mit der fünfzigjährigen Feier der Einverleibung der Rheinprovinz in den preußischen Staat; diese Feier hatte am fünfzehnten Mai im Beisein des Königs in Aachen stattgefunden. Die Fortschrittler hetzten in Köln die zahlreichen Arbeiter auf, was die hervorragendsten Führer der Partei, wie Graf Schwerin, Grabow, Waldeck, Twesten, veranlaßte, dem in Köln angesagten Feste fernzubleiben. Der kölner Kaufmann Classen-Kappelmann, der an der Spitze des Festausschusses stand, mietete den Gürzenich zur Abhaltung des Festes. Unterdessen war auch die Regierung nicht untätig gewesen; sie verbot die Gürzenichfeier und instruierte den Bürgermeister Eich von Nippes, das in seinem Amtssprengel vermutlich stattfindende Fest zu verbieten und zu verhindern. Inzwischen waren die für das Fest bereiteten Speisen auf Möbelwagen in den zoologischen Garten gebracht worden, wo das Fest der Polizei zum Trotz abgehalten werden sollte.

Auch der Scheich von Longerich begab sich pünktlich in Begleitung seines „weißen Hutes" und des Polizeikommissars Sauer dahin. Es war am zweiundzwanzigsten Juli 1865, an welchem Tage diese denkwürdige Feier stattfand. Da die mir von dem „Longericher" freundlichst zur Verfügung gestellten Akten manches bringen, was zur Aufklärung der öffentlichen Meinung dienen könnte, so will ich den Hergang an der Hand der Akten kurz dem Leser darstellen. Eine halbe Stunde nach Beginn des Essens (3 Uhr) brachte der Barmer Kaufmann Gustav Köttgen einen Trinkspruch auf die Majorität des Landtages mit folgenden Schlußworten aus: „Ich kann nicht anders, mein Herz drängt mich, es schlägt für Recht und Gerechtigkeit und für unsere Verfassung: die Majorität des Abgeordnetenhauses lebe hoch!" Der in der Nähe stehende Kölner Ernst Oelbermann äußerte dem protokollierenden Polizeikommissar gegenüber: „Nehmen Sie auch noch auf, daß ich jeden Preußen verachte, der in dieses Hoch nicht einstimmt." Der Scheich von Longerich, Bürgermeister Eich von Nippes, gab darauf der Versammlung kund, daß er als Vertreter der Polizeibehörde anwesend sei. Diese auf das Vereinsgesetz vom elften März 1850 gestützte Kundgebung stieß in der Versammlung auf ein lautes, höhnisches Hochrufen. Der Zimmermeister Wülfrath aus Köln forderte dann im Auftrage des Komitees die Versammlung auf, „keine Reden zu halten und keine Lieder zu singen, da das Komitee solches nicht wünsche." Der Bürgermeister Eich hatte in dieser Aeußerung genügende Anhaltspunkte, die Versammlung als eine solche zu betrachten, von der nach § 1 des angeführten Ge-

Digitized by Google

setzes der Polizeibehörde vierundzwanzig Stunden vor dem Beginn Anzeige erstattet werden mußte. Da das nicht geschehen war, erklärte er auf Grund des Gesetzes die Versammlung für aufgelöst und forderte die Anwesenden gleichzeitig auf, das Lokal sofort zu verlassen, widrigenfalls es mit Gewalt geräumt werden müsse. Der Aufforderung folgte in den dichten Mengen der Menschen ein Hohngelächter der Hölle. Mittlerweile wurde in den Restaurationssälen auf den Helden des Tages, Classen-Kappelmann aus Köln, ein stürmisches Hoch ausgebracht und der dort alsbald erscheinende Wächter der heiligen Hermandad mit gleichen Ehren empfangen. Der Aufforderung zum Auseinandergehen wurde auch hier so wenig wie anderwärts Folge geleistet. Justizrath Heinzmann aus Bochum schloß seinen Trinkspruch: „Wer das Leben liebt und den Tod nicht scheut, der geht froh und frei durch die wankende Zeit; wir haben den Classen-Kappelmann aus Köln, der ist ein braver Mann, ihm bringe ich ein Hoch!“ Der Redner hat diesen, dem Gehege seiner Zähne entquollenen Redestrom durch Urteil des Zuchtpolizeigerichtes zu Köln vom siebenten Februar 1866 mit einer Geldbuße von 15 Thalern büßen müssen, da er erklärte, daß er das Lokal nicht verlassen werde.

Der Gestrenge von Longerich hatte jetzt aber das äußerste Maß seiner Geduld und Langmut erschöpft und das ihm von der Kommandantur zur Verfügung gestellte Militär des Forts XI requiriert. Das Publikum sammelte sich nun in dichten Massen vor den Restaurationslokalen und begann dort die polizeilichen Anordnungen noch mehr zu verhöhnen. Der Galanteriewaarenhändler Schulz aus Köln (Hohestraße) hielt von der Terrasse herab eine Ansprache an das Publikum, das als eine „Versammlung unter freiem Himmel“ auf Grund des Gesetzes von der Polizeibehörde zum Verlassen des zoologischen Gartens aufgefordert wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde der Fabrikant Schnabel aus Hückeswagen wegen Widersetzlichkeit gegen die Militärbehörde auf deren Anordnung verhaftet. Noch bevor der Garten geräumt war, wurde Bürgermeister Eich auf dem Hauptwege umzingelt und von mehreren Personen mit unsanften Schlägen auf seinen „weißen“ Hut traktiert. Ein später in der Person des Fabrikanten Ewald Berninghaus aus Essen ermittelter und durch Urteil des Zuchtpolizeigerichtes zu Köln mit sechs Wochen Gefängniß bestrafter Fortschrittsmann versetzte dem Bürgermeister sogar einen Fußtritt in die linke Weiche. Der Versuch des Mißhandelten, den Thäter festzustellen, wurde durch Gewalt verhindert; er ließ aber in den Händen des Bürgermeisters, wie einst der keusche Joseph bei Madame Potiphar, einen handgreiflichen Zeugen in der Gestalt des abgerissenen oberen Teiles des rechten Rockärmels zurück.

Erst gegen halb acht Uhr abends war der Garten geräumt. Der damalige Direktor, Dr. Bodinus, sah in der Schließung des

Digitized by Google

Gartens einen Eingriff in die guten Rechte des Publikums, das sein Eintrittsgeld bezahlt habe und so schnöde um seinen erwarteten Genuß gebracht worden sei. In der Kölnischen Zeitung vom achtundzwanzigsten Juli forderte er die Betroffenen auf, „sich an den Herrn Bürgermeister von Longerich zu halten". Ich glaube nicht, daß dieser gute Rat von einem praktischen Erfolge begleitet gewesen ist.

Der Eingang zum Garten wurde durch eine Infanterie-Abteilung bis gegen Abend bewacht, gegen sechs Uhr erfolgte unter Trommelwirbel die dreimalige Aufforderung an die Menge, sich auch von dem Vorplatze des Einganges zurückzuziehen. Die Fortschrittler zogen nun jenseits des Rheines nach Deutz in den Gasthof „Belle-Vue". Auch hier wurde die Gesellschaft durch den Herrn Bürgermeister Schaurte zum Auseinandergehen aufgefordert. Es kam hierbei zu einer erregten Erörterung darüber, daß der Herr Bürgermeister nicht den Hut abgenommen habe. Und sonderbarer Weise trug der Deutzer Bürgermeister gleich dem Herrn Bürgermeister aus Longerich einen „weißen Filzhut". Es erscheint als eine Ironie der Weltgeschichte, daß mit einem Schlage zwei Hüte eine so große Berühmtheit erlangen sollten. Der weitere Verlauf ist bekannt; die Festgenossen dampften am folgenden Tage mit der Eisenbahn nach Oberlahnstein, woselbst sie wiederum von dem zum Empfange bereiten nassauischen Militär in entsprechende Obhut genommen wurden.

Der Scheich von Longerich, dem bei dem Feste der Fortschrittler so übel mitgespielt wurde, war natürlich lange Zeit das Ziel des Witzes und der politischen Glosse. Der Kladderadatsch stellte die bescheidene Anfrage, ob es nicht im Interesse der öffentlichen Ordnung und zur Vermeidung von Mißverständnissen wünschenswert erscheine, daß unsere Bürgermeister „geaicht" würden. In den „Illustrierten Rückblicken" dieses Blattes erhält der zoologische Garten zu Köln vom Bürgermeister Eich zu Longerich sogar ein schönes Exemplar Biber (Castor impulsus L.) zum Geschenk, der in jener Gegend „aufgetrieben" wurde.

Der Scheich von Longerich lebte lange Jahre im Ruhestande [1]) als beinahe „eingemeindeter Beigeordneter der Stadt Köln"; er trug nach wie vor seinen weichen „weißen Filzhut" und an Sonntagen den „weißen Cylinder", und zwar in otio cum dignitate. Den „Angetriebenen" wird er wohl im Laufe der Zeit mit einem neuen Bibi vertauscht haben.

1) Am 24. November 1900, durch den Tod eines hoffnungsvollen Sohnes schwermütig geworden, setzte er bedauerlicher Weise seinem Leben selbst ein Ende.

Digitized by Google

VII.

Von deutschen Bergen und Burgen.

Wanderungen durch das untere und mittlere Siegthal.

Von deutschen Bergen und deutschen Burgen ist seit Wiederherstellung der „neuen Burg" an der Wupper, der demnächst erstehenden Hohkönigsburg in den Reichslanden in der letzten Zeit so vielfach die Rede gewesen, daß ich gerne einer Anregung meiner Freunde aus dem bergischen Lande folgen und den freundlichen Leser auf eine Höhe in den deutschen Landen führen will, auf der noch reine Luft weht und die wie wenige ihres Gleichen eine beredte Sprache deutscher Kultur und Sitte spricht — in das Land der „ruhmreichen Berge".

Wer sich die Mühe macht, von dem Strome der Alltagsreisenden seinen Weg in die Nebenthäler des Rheines zu nehmen, macht unwillkürlich die Wahrnehmung, daß diese Thäler auch erst fern von den Rhein-Mündungen der sie durchziehenden Flüsse gerade hoch oben in den Bergen ihre Schönheiten in verschwenderischer Pracht entfalten. Den Wanderer, den Forscher, den Freund der Kulturgeschichte sprechen hier oben in den Bergen die reichen Gestalten der Geschichte und Sage, des bergischen Volkes Leben und Weben, in besonders eindringlicher Weise an.

Ja, diese Nebenthäler sind mitunter reicher an Romantik und Wechsel der Landschaft, als das Rheinthal selbst.

Leider entzieht sich die eine Stunde unterhalb Bonn in den Rhein sich ergießende Sieg bescheiden der flüchtigen Neugier der Rheinfahrer, die alljährlich auf dem Strome dem Siebengebirge, dem Rheingau und dem Niederwald zueilen.

In der (von den Mitgliedern des Maikäferbundes in Bonn, den Dichtern Gottfried Kinkel, Alexander Kaufmann und Willibald Beyschlag) vielbesungenen Bucht bei Mondorf mündet die Sieg in den Rhein unter weidenbekränzten Ufern. Hier sind weder Eichen noch Buchen und Tannen, nur uralte knorrige Weidenbüsche breiten ihre Aeste aus; die Schwarzpappel und Silberpappel ragt aus dem mannshohen Schilfe

Digitized by Google

hervor. Der Fährmann fährt uns in seinem Kahne von Ufer zu Ufer. Ganz anders entrollt sich die Landschaft, wenn wir, dem Laufe des Flusses folgend, unsern Weg stromaufwärts nehmen an der stolzen Basaltkuppe vorbei, auf der einst der mächtige Erzbischof Anno von Köln die ehrwürdige Benedictiner-Abtei gegründet hat. Wer den Weg zu Fuße scheut, erreicht in kurzer Zeit von Köln aus gleich hinter Siegburg und Burg Blankenberg mit ihren drei stolzen Bergfrieden den romantischen Teil der Sieg bequem auf der Eisenbahn der Linie Köln Gießen. Das freundliche Hennef, hinter Blankenberg Kloster Merten, das reizend gelegene Eitorf, dann das poetische Herchen und endlich das liebliche Dattenfeld winken dem Wanderer freundlich zu und laden ihn zu längerem Aufenthalte ein. Wir sparen unseren Besuch auf eine gelegenere Zeit auf und folgen zunächst einer Einladung unserer Freunde von Dattenfeld, um dort auf eine steile Felsenhöhe empor zu klimmen.

Im Scheidegruß der sagenreichen sieben Berge, als deren Vorwacht der malerische Drachenfels mit seinen Burgtrümmern steht, im Angesichte der ehrwürdigen Abtei Siegburg, an deren Fuße die Sieg ihre Fluten vorüberwälzt, von grünen Bergeskränzen im weiten Umkreise umgeben, erhebt sich dort eine schroffe Felsenhöhe, auf deren Stirne die schönen Ruinen des ehemaligen bergischen Schlosses sich ausbreiten.

Wir befinden uns in dem heutigen Landkreise Waldbröl, unweit des Dorfes Dattenfeld (Eisenbahnstation), auf den gewaltigen Trümmern des weiland festen Schlosses Windeck.

Eine weite Welt liegt zu unseren Füßen, enge Schluchten zerfließen in liebliche Thäler, silberhelle Bäche blitzen aus der gähnenden Tiefe auf, saftige Wiesen grüßen zu uns herauf, einsame Häuschen und freundliche Dörfer winken uns entgegen. Ein Münchener Maler der Neuzeit, Kubierschky, hat wie kein anderer diesen Blick festgehalten und in scharfer Zeichnung die kräftigen Farbentöne und den leichten Duft, der das ganze Landschaftsbild der Sieg umflutet, auf die Leinwand gezaubert.

Dem Himmel so nahe und der Welt so ferne schweifen die Gedanken des Wanderers in altersgraue Zeiten gern zurück. In vorchristlicher Zeit waren Berge und Thäler mit mächtigen Eichen bestanden, an deren Fuße der heidnische Opferaltar stand, an dem kraftvolle Gestalten mit blondem Haupthaar und wallenden Bärten ihrem Gotte Wodan ein blutiges Opfer darbringen. Jahrhunderte sind verflossen, der bluttriefende Altar Wodans ist gestürzt, die mächtige Eiche, in deren Schatten er stand, gefällt. Aus der Lichtung des Waldes tritt, umgeben von ehrfurchtsvoll zu ihm aufblickenden Söhnen des Landes, der heilige Suitbertus, der Apostel des bergischen Landes, der dem lauschenden Volke das Wort des Christengottes verkündet. Und

Digitized by Google

wieder sind Jahrhunderte im Strome der Zeit dahingegangen, da sehen wir auf der Felsenkuppe sich eine stolze Burg erheben, deren malerische Ruine wir vor unserem geistigen Auge wieder aufrichten. Der Umfang und die hochgetürmte Wucht der geborstenen, epheuumrankten Mauern deuten auf die ehemalige Bedeutung dieses festen Waffenplatzes, der noch bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts zur Amtmannswohnung des bergischen Amtes diente, hin.

Doch solch ein Palasbau ward nicht zum bloßen Amtshause aufgeführt; Windeck war, ehe es an das Großherzogtum Berg und Niederrhein kam, ein Grafenschloß. Mächtige Dynasten hatten es erbaut, dort gewohnt und die schöne Landschaft an den Ufern der Sieg und des Brölbaches beherrscht. Ist man bei dem prächtigen Hauptturm der Burg, den Burghof durchschreitend, angelangt, so ist man imstande, den Umfang der Burg zu ermessen, aber nicht so leicht ist es, sich eine klare Vorstellung von der inneren baulichen Einrichtung zu machen; denn die Mauern durchkreuzen sich überall in wahrhaftem Gewirre und zeigen an, wie man jeden Fuß breit von dem vorhandenen Raume benutzt hat.

Die Ruine thront auf einer kegelförmigen, vorspringenden hohen Felsenkuppe, von drei Seiten durch unzugängliche steile Abhänge geschützt und in früherer Zeit auf der nördlichen Seite durch zwei Schutzgräben von der Gebirgskette getrennt. Ueber diese führten zwei Zugbrücken durch drei feste Thorzwinger auf die Höhe der Burg, zu dem eigentlichen Burgstall; den Burghof umgaben der Palas mit dem Mushaus (Speisesaal), die Kemenaten und der Bergfried (Hauptwarte), dessen Mauern 10 Fuß dick sind. Sein Erdgeschoß barg das Burgverließ mit einem unterirdischen Gang ins Siegthal.

Auf zwei unter dem Herrenbau liegenden Felsabsätzen befanden sich der Burggarten und unter demselben die Wirtschaftsgebäude.

Das Ganze war mit dem sogenannten Zingel, der Ringmauer, von 60 Fuß Höhe und zahlreichen Wehrtürmen umgeben, war nach den Gesetzen alter Kriegskunst befestigt und mußte, um nicht von jedem kleinen Ritter oder Abenteurer überrascht zu werden, von einigen hundert Mannschaften ständig bewacht werden. Diese Burgwächter werden in den Urkunden Burgmänner, Burgleute oder Burger genannt.

Hat man nach mühevollem Steigen die Burg und ihre Zinnen erreicht, so vermögen alle diese Mauerreste, alle diese Räume den Geist doch nicht mehr zu fesseln: die ganze Seele tritt in das Auge, denn ein köstlicheres Rundbild mag es selten in dem Grade überblicken. In der Ferne erheben sich im Hintergrunde zur Rechten die dunkelen Kuppen des Siebengebirges, zur Linken die malerischen Bergrücken des Westerwaldes, dicht vor uns ein Kranz von lieblichen Gefilden und waldbewachsenen Höhen. Die Aussicht ist geradezu überraschend und derjenige, welcher im bergischen Lande umhergewandert sein will, der

Digitized by Google

muß von hier aus das Rundgemälde geschaut haben, wenn die Abendsonne ihr Gold und ihren Purpur darüber ausgegossen hat. Der Beschauer wird das Bild schwerlich wieder vergessen und nicht müde werden, dasselbe immer wieder von neuem zu bewundern.

Und doch mischt sich in dies bewundernde Betrachten der Landschaft wieder der Gedanke an die geschichtlichen Gestalten und Begebenheiten, die sich einst hier im Lande abgespielt haben. Viele Heldenfahrten wurden hier gerüstet, viel blühendes Leben ist dort vorübergegangen und manche schwere Belagerung haben die jetzt gesprengten Mauern ausgehalten, die einem friedlichen Zeitalter nicht mehr zur Wehre zu dienen brauchen.

Die Geschichte der für unser weiteres deutsches Vaterland und für das bergische Land bedeutsamen Burg Windeck ist ziemlich verwickelt [1]). Ich habe sie in der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins, Jahrgang 1893, eingehend beleuchtet und möchte sie daher hier nur kurz in den Hauptzügen dem Leser vor Augen führen, da der Sonderabdruck meiner geschichtlichen Abhandlung im Buchhandel vergriffen ist.

Der Bezirk, innerhalb dessen das Schloß erbaut war, gehörte in der Periode der Karolingischen Gauverfassung zum Auelgau (auch Sigeberger Gau). In dem ripuarischen Frankenlande auf dem rechten Rheinufer bestanden außer dem Auelgau — der Name hängt mit dem des Oelberges im Siebengebirge zusammen — der Deutz-Gau, der Keldagau und der Duisburger- oder Ruhrgau. Jeder der damaligen Gaue zerfiel in Unterabteilungen, sogenannte Hundertschaften (Honnschaften).

Der Auelgau dehnte sich neben dem Deutzer Gau von der Agger nach Süden aus, war von der Sieg durchflossen und stand noch im 11. Jahrhundert unter der unmittelbaren Verwaltung der Rheinischen Pfalzgrafen, bis die Grafen von Berg im 12. Jahrhundert das durch Aussterben des pfalzgräflichen Geschlechtes erledigte Erbe antraten. Nach Aegidius Müller (Siegburg und der Siegkreis I. 242) soll Windeck ursprünglich zum Allod Heinrichs des Löwen gehört haben, das Ludwig II., Landgraf von Thüringen, später vom Kaiser zu Lehen bekommen habe. Doch sprechen keine urkundlichen Belege dafür, daß das Welfenhaus soweit nach Westen hin noch Eigenbesitz gehabt hat; für Windeck spricht vielmehr der Umstand dagegen, daß dieses schon 1174 dem Thüringischen Hause gehörte, während es nach Müller erst nach Unterwerfung Heinrichs des Löwen durch den Kaiser, also um 1180, an dieses Haus gekommen sein soll.

Aus dieser Zeit stammen auch die ersten urkundlichen Nachrichten

1) Ich verweise hier auf die Werke von Aegidius Müller, Montanus (von Zuccalmaglio), von Mering, Ernst Weyden, August Horn, Fahne, Koernicke.

Digitized by Google

über Windeck, wo sich zwei Vesten, das alte und das neue Schloß, mit hohen Wehrtürmen und weiten Ringmauern in der Sieg spiegelten.

Die frühesten Erwähnungen Windecks knüpfen sich an den Namen des Erzbischofs Philipp von Köln; gegen Ende des 12. Jahrhunderts war es ein Lehen des Erzbischofs von Köln geworden. Gleichwohl behaupteten sich die Grafen von Berg im thatsächlichen Besitze von Windeck. Als Graf Adolf III. von Berg 1218 auf dem Kreuzzuge gegen Aegypten vor Damiette gestorben war, hinterließ er nur eine Tochter Irmgard, die an Heinrich I. (1225—1247) vermählt war. Dieser Graf Heinrich I. von Berg, Herzog von Limburg, muß als eigentlicher Stammvater der nachmaligen Herren von Windeck angesehen werden [1]).

In dem Zeitalter der Fehden des Kölner Erzbischofs Sifrid von Westerburg mit der Stadt Köln hat Burg Windeck zu wiederholten Malen in ihren Ringmauern die Lehensmannen der Grafen von Berg zu Kriegsfahrten versammelt. Gegen den Kölner Erzbischof wurde am 7. April 1277 zu Deutz ein großes Bündnis geschlossen, an dessen Spitze der Bischof Simon von Paderborn seinem Metropolitan gegenüber stand. Nachdem die Erzbischöfe von Köln die herzogliche Gewalt in Westfalen erhalten hatten, ging ihr Bestreben dahin, auch die kirchlichen Stifte Westfalens sich völlig unterthan zu machen und mit den ihrigen zu vereinigen. Als Teilnehmer an dem Bunde gegen diese Bestrebungen werden unter anderen Graf Adolf V. von Berg mit seinem Bruder Heinrich von Windeck genannt. Allein für's Erste stand das Glück auf der Seite des Kölnischen Erzbischofs, der in Westfalen einbrach, ebenso glücklich am Niederrhein operierte; in Aachen wurde sogar des Erzbischofs ärgster Feind, Graf Wilhelm von Jülich erschlagen, so daß Sifrid für den Augenblick mächtiger als je einer seiner Vorgänger den Territorialherren am Niederrhein und in Westfalen gegenüberstand. Aber es sollte bald anders kommen!

Am 5. Juni 1288 wurde bei Worringen am Rhein die denkwürdige Schlacht geschlagen, in der der stolze Kölner Erzbischof von seinen eigenen Kölnern und den bergischen Bauern gefangen genommen wurde.

Eine gewaltige Erregung des Gemütes muß unseren bergischen Grafen Adolph und seine Sippe aus dem Lande der „ruhmreichen Berge" erfaßt haben, als er dem mächtigen Sifrid in Worringens erbitterter Schlacht gegenüberstand. Während Herzog Johann von Brabant das Vordertreffen selbst mit seinen brabantischen Mannen

---

1) An der Ostseite der Burg Windeck ist ein schön erhaltenes Wappenschild der Grafen von Windeck, in Stein gehauen, zu sehen, das den bergischen Löwen und daneben einen mit einer Streitaxt bewaffneten Ritter in voller Rüstung zeigt.

Digitized by Google

einnahm, hielt an der Spitze des zweiten Treffens der greise Graf Arnold von Loz; an den Rhein angelehnt, führten Graf Adolph VII. von Berg und Heinrich von Windeck ihr Aufgebot an bergischen Rittern, Fähnlein und Landvolk, wo auch die Kölner standen. Der glückliche Ausgang der Schlacht ist durch die Tapferkeit des Windeck'schen Grafen herbeigeführt worden, welchem seine bergischen Landsleute im entscheidenden letzten Augenblicke unter Führung des Priesters Walter Dodde auf dem linken Flügel am Rhein zu Hülfe kamen. Dem Leser wird es vielleicht von Interesse sein, den Verlauf dieser für die deutsche Kulturgeschichte so denkwürdigen und wichtigen Schlacht in poetischer Form zu erfahren, wie sie in meinem Buche: „Ruhmreiche Berge, von Hans von Windeck, Erfurt-Leipzig 2. Aufl. 1899" abgedruckt ist:

Auf dem Schlachtfeld bei Worringen.

Soll ich dich mit Wehmut grüßen auf der grünen Fluren Plan,
Wenn dem Auge sich die Bilder deines Ruhmes aufgethan?
Winkt ihm in die Ferne grüßend majestätisch doch der Dom,
Der einst Zeuge, wie vom Blute ward getränkt des Rheines Strom.

Stille Wehmut dringet heute in das Herze tief hinein,
Wenn ich denke all der Zwietracht, die die Brüder mußt' entzwei'n,
Als von Limburgs hoher Veste ausging blut'ger Fehde Strauß
Und Graf Adolph sollte führen die Getreu'n zum Kampf hinaus.

Fest im Bunde edler Ritter, mit dem Herzog von Brabant,
Gegen Bischof Siegfried mutig hier der Domstadt Bürger stand;
Fünfzigtausend Kämpen sehnten gegen diesen allsogleich
Mit des Bischofs Stab und Lanze auszuführ'n den Todesstreich.

Bischof Siegfried hatt' im Voraus seines Sieges schon gedacht,
Ketten hatte er und Ringe für die Feinde mitgebracht,
Vor der Schlacht rief er zum Fußvolk, daß es weit vernehmbar schallt:
„Auf der Erde liegt der Walfisch bald in unserer Gewalt!"

Und die Schlüssel ihrer Mauern führten Köllens Bürger mit,
Den Brabantens grimmer Löwe mutig deckte und umstritt:
„Hofft der Bischof Sieg, Entscheidung von der Seinen Uebermacht,
Hier entscheidet Gottes Urteil, das den Mut in uns entfacht!

Mag er auch den Segen spenden seinen Mannen sonder Zahl
Und auch wünschen, daß uns alle treffe seiner Lanze Stahl,
Furchtlos woll'n wir alle stehen, dringen durch den Feind hindurch,
Gott wird sein mit uns'rer Sache, er allein ist uns're Burg!"

Lange schwankte die Entscheidung. Wie die Halme hingemäht
Haben hier die wackern Helden mit dem Blut das Feld gesät,
Schon erschallen Siegesrufe von des Erzbischofs Getreu'n,
Da erschienen auf dem Plane, in dem Schild den tapfern Leu'n,

Von dem Land ruhmreicher Berge, fern da drüben über'm Rhein,
Uns're Väter, um noch zeitig in die Schlacht zu greifen ein,
Um zu rächen, was der Heimat angethan hatt' schnöder Raub,
Um die Freiheit zu erstreiten von dem Krummstab hier im Staub.

Digitized by Google

Trotzig kamen da die Streiter auf der Walstatt abends an,
Brachen sich mit Hellebarden und mit Lanzen freie Bahn:
„Ruhmreiche Berge!“ [1]) war ihr Schlachtruf von dem Rhein bis an das Meer,
Führen sollt' er da zum Siege Herzog Adolphs schwankend Heer.

Bald gefangen war der Bischof und beraubt der Waffen all.
Wohl an zwanzig deutsche Fürsten mit den Rittern ohne Zahl:
Das war einst die Schlacht am Rheine und bei Worringen der Streit,
Wo der Löwe unsrer Berge uns von Adlerklau'n befreit!

Worringen, auf deinen Fluren ist die neue Zeit erwacht,
Freiheit hast du deutschem Bürger mit des Geistes Licht gebracht,
Unser Dank den treuen Kämpen, die dem Feinde hielten stand,
Die ihr Herzblut all vergossen hier für Heimat, Vaterland!

Worringen, auf deinen Fluren ist gestreuet heil'ge Saat,
Die der Enkel hat geerntet mit der reifen Frucht der That,
Die ihn sollt' von Geistesbanden und der Knechtschaft Joch befrei'n:
Worringen, an deinen Fluren fließt vorbei der freie Rhein!

Erzbischof Sifrid fiel in die Hände des Grafen Adolf, der ihn volle 12 Monate als Gefangenen hinter die festen Mauern des bergischen Schlosses, die neue Burg (Burg an der Wupper) in sichere Haft bringt und seinen streitsüchtigen Feind gegen schweres Lösegeld wieder entläßt.

Nach der Schlacht bei Worringen und der Verleihung der Stadtrechte an Düsseldorf war die (in den letzten Jahren auf Anregung des Elberfelder Geschichtsvereins wieder neu aufgebaute) Burg an der Wupper die bevorzugte Residenz der bergischen Grafen; die Landesfürsten hielten indes, der Sitte ihrer Zeit gemäß, nicht ständig an einem Orte Hof, sondern zogen vielfach von Schloß zu Schloß. Und unter diesen waren nächst Burg an der Wupper die Schlösser Bensberg, Angermund und Windeck die beliebtesten; letzteres namentlich deshalb, weil es landschaftlich am schönsten gelegen und auch eine der bestgebauten Festungen des bergischen Landes war.

Herzog Gerhard von Jülich-Berg, der Stifter des Hubertus-Ordens, verbesserte die Festungsanlagen des Schlosses durch große Umbauten, wozu ihm der aus diesem Anlaß zum Erbamtmann (1444) ernannte Amtmann Wilhelm von Nesselrode bedeutende Mittel vorschoß. Ein solcher Erbamtmann war für die Zeit des Pfandbesitzes innerhalb des verpfändeten Gebietes fast als Landesherr zu betrachten. Auch Herzog Wilhelm II. von Jülich-Berg setzte die Umbauten des Schlosses (1496) fort. Auf diese Weise war Windeck der schönste und prächtigste Fürstensitz im bergischen Lande geworden.

1) Mit dem Schlachtrufe: „Heija, Berge roemrike!“ setzten die bergischen Bauern in der Schlacht bei Worringen über den Rhein und verhalfen im letzten Augenblicke dem Grafen Adolph von Berg und dem Herzog von Brabant zum Sieg.

Digitized by Google

Der Belehnte war der oberste Verwaltungsbeamte, der herzogliche Rentmeister und oberste Richter des Bezirkes und bezog dafür die Einkünfte mehrerer hierfür bestimmter Güter, darunter das sogenannte „Besthaupt" oder die Kurmut (Kürmede). Die adeligen Herren waren indes nicht imstande, diesen dreifachen Anforderungen zu entsprechen und ließen daher die Abhaltung der Gerichte und die Verwaltung des Amtes einen vicarius bezw. judex oder Dinger besorgen. Dieser hielt das Gericht, das „wizzige Ding" mit Schöffen, die von den Freien des Gaues gewählt wurden, ab. Die Wahl fiel in der Regel fast immer auf bestimmte Familien.

Von den 20 bergischen Aemtern hatten 16, unter diesen auch das Amt Windeck, von Anfang an ihren Mittelpunkt in einer Burg oder einem Schlosse. Es sind dies die Aemter Angermund, Beienburg, Blankenberg, Bornefeld, Burg, Düsseldorf, Elberfeld, Hardenberg, Hückeswagen, Landsberg, Löwenburg, Lülsdorf, Porz-Bensberg, Siegburg, Steinbach, Windeck. Nur Mettmann, Monheim, Solingen und Miselohe (Mäusewald, jetzt Opladen) lehnten sich an befestigte Freiheiten an.

Der Zweck der Burg war ein vorwiegend militärischer; sie unterstand einem Burgvorsteher, den Burgern, Burgmannen, Burgleuten, und den Ministerialen.

Der Burgvorsteher hat die Oberaufsicht und Obergewalt, hat seinen Eid zu leisten und erhält ein Burglehen, weshalb er ritterbürtig oder Knappe sein mußte. Oft wurden die Burgleute castellani genannt. Sie waren auch meist ritterbürtig (milites oder famuli oder armigeri Knappen). Unter diesen stand die niedere Mannschaft.

Die erste Pflicht der Burgmannschaft war die Residenzpflicht (Burgfasse); zu dem Zwecke bekam sie auf der Burg Wohnung; Burgleute vornehmen Standes erhielten die Vergünstigung, sich vertreten zu lassen.

Die Burg mußte in gutem Zustande von ihnen erhalten werden; nötigenfalls hatten sie an dem Gericht der Burggenossenschaft teil zu nehmen.

In dringenden Fällen konnte der Burgvorsteher auch Ministerialen zum Schutz der Burg heranziehen.

Da sich um die Burg allmählich ein immer größerer Kreis von Gütern, Burglehen bildete, war dieselbe auch der Mittelpunkt der grundherrlichen und finanziellen Verwaltung, die sich später als sogenannte Amtsverwaltung entwickelte. Hiermit änderte sich auch der Titel der Burgvorsteher in den des officiatus oder Amtmannes (Droste in Westfalen). In die Schloßverwaltung wurde die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, Schätzung und Gerichtsgefälle eingeordnet. Allmählich wurden diese Aemter in immer steigendem Maße für die landesherrliche Regierung als Instanz benutzt.

Digitized by Google

Die Amtleute erhielten eine ausgedehnte polizeiliche Gewalt zur Aufrechterhaltung des Landfriedens; die sämtlichen Gerichte wurden mit der Zeit in die einzelnen Aemter eingeordnet, mit denen oft schon Hofes- und Landgerichte verbunden waren.

Polizeiliche und gerichtliche Befugnisse erhielt der Amtmann in dem Rechte des Landesaufgebots, der Landfolge und des „Glockenschlages", einem Rest der altgermanischen allgemeinen Heeres- und Gerichtspflicht.

Die Pflicht, dem Glockenschlage zu folgen, beschränkte sich auf die Anwesenheit des Erzbischofs zu Köln im Amte, auf Feuersgefahr im Lande, und wenn der „herre richtet uffer hals und buch".

Das Recht des Glockenschlages schloß neben dieser Polizeigewalt für den Amtmann auch eine gewisse Gerichtsbarkeit in sich, diejenige über Gewaltthätige. Aus dieser entwickelte sich die Gerichtsbarkeit der Aemter, die der Amtmann mit dem Gerichtsschreiber und 2 Schöffen ausübte [1]). Ein und derselbe Schultheiß (auch Vogt, Richter oder Dinger genannt) führte den Vorsitz über sämtliche Landgerichte des Amtsbezirkes. Dieser erhob auch in seiner Eigenschaft als Finanzverwalter (Kellner) die öffentlichen Abgaben, Gerichtsgefälle, das Roggengeld, das Schuldschweingeld und den Ritterpfennig. Mit der Verschmelzung der Aemter und Gerichte führte der Amtmann die Aufsicht über die Justizverwaltung und erhielt einen bedeutenden Anteil an der Rechtsprechung. Die Kompetenz des Gerichtes waren Gegenstände der freiwilligen Gerichtsbarkeit und die 1. Instanz in bürgerlichen Rechtsfällen in dinglichen Klagen. In Kriminalfällen (Totschlag, Körperverletzung ꝛc.) hielt das Gericht sogenannte Notgedinge, Notgerichte ab, die vorbereitender Natur waren.

Nach der Einführung des Gottesfriedens, der treuga dei (im 11. Jahrhundert), war auch Windeck wie die Ginsburg bei Grund im oberen Siegthal — wo Jung-Stilling bekanntlich geboren wurde — der Sitz eines freien Stuhles des Fehmgerichts. Die „Veme" urteilte über a) „Christen, Layen männlicher Geburt, so vom Christglauben in Unglauben abtretten und fallen, b) über die so geweihete Kirchen und Kirchhöfe in des heyligen Reiches freyen Königsstraßen auffsetzlich brennen, schanden und rauben, c) die bekenntliche Verätherey ond Falschheit betreiben und damit umgehen, d) die Kram-Kindelbette und Kindelbettsfrauen schanden und berauben und e) um dieberei, raub, mord, verruff und mordbrennen und über alle diejenigen, so gegen die Ehr handeln und darum zu den Ehren nicht antworten, noch rechts pflegen wollen."

1) Nach dem herzoglichen Erlasse vom 18. März 1555 waren besondere Instruktionen für die einzelnen bergischen Aemter erlassen, nach welcher Windeck 7 Schöffen und einen eigenen Dinger, den „Rentmeister [zu] Windegk", hatte. Dies war der Richter, der alle 14 Tage dort Gericht hielt.

Digitized by Google

Gewöhnlich wurde das heimliche Gericht an einem steinernen Tische im Freien (daher Freigericht) abgehalten, auf dem übers Kreuz ein blankes Schwert und der aus Weiden gedrehte Strick lagen. Das Urteil über Leben und Tod fällten die Freigrafen von edeler Abkunft und die Freischöffen (Wissenden). Die Losung waren die 4 Buchstaben S. S. G. G. (Strick, Stein, Gras, Grein). In dem Maße die Macht der Veme zunahm, suchten sich Fürsten und Stadtgemeinden durch kaiserliche Privilegien von diesen Gerichten zu eximieren und durch das Privilegium de non evocando hatte das Erzstift Köln schon 1461 sich von dem Banne der „Veme" losgesagt. In Westfalen haben sich die letzten Reste des Freistuhles bis gegen Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten.

Ein anschauliches Bild aus dieser Zeit der Veme dürfte das nachstehende Gedicht Hans von Windecks darbieten:

Auf der Schloßruine.

Hier stand das Schloß. Vor grauen Jahren
Lebt' hier ein mächtiges Geschlecht,
Die freien Grafen hausten zechend
Nach Ritterbrauch und altem Recht.

Und dort im Grase hielt die Veme
Auf roter Erde ihr Gericht
Und schonte weder Graf noch Bürger
Und auch des deutschen Kaisers nicht.

„Strick, Stein, Gras, Grein", war hier die Losung
Der Schöffen an dem Tisch von Stein,
Dort an den Bäumen mag wohl mancher
Von ihnen aufgehangen sein.

Und jetzt? Wie friedlich liegt die Stätte!
Wo einst das heimliche Gericht,
Da treibt der Landmann seine Ziege
Zur Weide in dem Grase dicht.

Und aus dem Berge holt die Schätze
Der Bergmann mit geschickter Hand,
Dort baut man Pfeiler, wölbt die Brücke
Vom Tunnel weit hinaus ins Land.

Und bald braust auf dem Eisenwege
Das Dampfroß aus der Welt daher
Und führt uns mit dem Flügelrade
Wohl durch die Lande kreuz und quer.

Glückselig Volk! Bisher gebannet
An die Ruinen, an dein Dach,
Dich grüßt ein neuer Lebensmorgen
Und ruft von trunk'nem Schlaf dich wach.

Bisher trugst im Gedankenfluge
Dich nur zum hohen Sternenzelt —
Doch bald trägt dich der Flug des Dampfes
Zu deinen Brüdern — in die Welt!

Digitized by Google

Mit der Bethätigung des „Opladener Ritterrechts“ hatte die ungestüme, gesetzlose Zeit der Fehden, des Faustrechts, der Stegreifreiterei und des Wegelagerns ihr glückliches Ende erreicht; auf dieses Zeitalter folgte das der juristischen „Federfuchserei“, das auch manchem Epigonen bis auf die heutige Zeit nicht minder zur Plage geworden sein dürfte. Singt doch ein clevischer Dichter aus dem 17. Jahrhundert, der Magister Johannes Kayser in dieser Beziehung treffend:

Sonst war der blanke Degen
Der Feder überlegen,
Nun wendet sich das Blatt.
Der Degen steckt im Leder,
Man sucht hervor die Feder,
Dieweil man Frieden hat.

Wie hierauf Windeck an den Kämpfen und Wirren der letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts nicht unbeteiligt blieb, so haben besonders auch die Stürme des dreißigjährigen Krieges verheerend auf Schloß und Amt eingewirkt.

Im Jahre 1632 zogen die Schweden unter dem General Baudissin an Bonn vorbei auf die rechte Rheinseite, und nachdem sie die Stifter Schwarzrheindorf und Vilich geplündert, die Abtei Siegburg in Brand geschossen und im Sturme genommen hatten [1]), wurde auch Windeck von den Schweden heimgesucht. Da seine schwache Besatzung weder mit genügendem Kriegs- und Schießmaterial, noch mit Lebensmitteln versehen war, wurde es im Sturme genommen und verblieb vier Jahre im Besitze der schwedischen Raubritter, die die ganze Umgegend an der Sieg und am Rhein plündernd durchzogen. Erst im Jahre 1636 wurde infolge der Uebereinkunft zu Worms (5. Sept. 1635) dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm der Besitz der Veste wieder übertragen, welche auch von ihm in besseren Verteidigungszustand gesetzt wurde.

Die Besatzung der Festung bestand im Jahre 1645, als die Schweden und Hessen von neuem in das Siegthal zogen, unter dem Kommandanten Marschall vom Scheidt gt. Weschpfennig aus 300 Mann Neuburgischer Truppen, die auf Betreiben des Pfalzgrafen durch Bertram von Nesselrode eine Verstärkung von dreißig Schützen aus den Unterthanen und Hörigen des Amtes erhielten.

In einem von dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm zu Düsseldorf am 14. Juni 1645 unterzeichneten und an den Kämmerer und Amtmann zu Windeck, Bertram von Nesselrode zu Ereshoven, gerichteten Schreiben [2]) sagt der Herzog, daß der Feind sein Auge vorzüglich auf Windeck gerichtet habe und fordert ihn auf, die Veste mit Verteidigungs-

1) Khevenhiller, Annales Ferdinandei XII 256.
2) Vergl. v. Mering, Geschichte der Ritterburgen ꝛc. IV S. 87.

Digitized by Google

und Lebensmitteln versehen zu lassen, und den bisherigen Schützen noch 20 oder 30 aus den dortigen Burgunterthanen zuzugeben.

Bertram von Nesselrode antwortete am dritten Tage darauf: „Der Kommandant habe versprochen, dem Befehle nachzukommen; er habe durch den Marschall von Weschpfennig 5 Tonnen Pulver und nötige Lunten besorgt."

In einem Erlaß vom 28. September 1655 an den Richter und Rentmeister zu Windeck, Theodor Kamp, sagt der Pfalzgraf, „er habe die große Baulosigkeit des Schlosses und Amthauses Windeck schon erfahren" und fordert eine Besichtigung und Abschätzung der Herstellungskosten.

Der Richter erwidert alsbald: „Daß durch die von den Hessen geschehene Belagerung des Schlosses von demselben außer der Kapelle und einigen Oekonomiegebäuden nur Schutt und Ruinen übrig geblieben; es daher, um viele Kosten zu vermeiden, wohl nicht ratsam sei, das Schloß wieder herzustellen, sondern nur die Nebengebäude, damit, wie früher, die Sitzungen des Gerichts und das Herrengeding in ihnen wieder abgehalten werden könnten. Auch müsse dabei für eine Wohnung des Amtsverwalters und eine Wacht- und Arreststube gesorgt werden, da Ersterer sich der Wölfe, Füchse und auch der Diebe wegen nicht mehr sicher glaube.

Das Schloß sei durch drei gesprengte Minen ruiniert worden; der stark gewölbte Keller noch vorhanden. Zuletzt sei auch die Mauer rund um den Berg sehr durch hessische Kanonen beschädigt; die müsse vor Allem als Brustwehr, nach der Seite der Sieg gegenüber, 21 Ruten lang wieder hergestellt werden."

Nach einer den benannten Urkunden beiliegenden Rechnung finden wir, daß schon im Jahre 1650 zur Herstellung des Schlosses von den Unterthanen zu Windeck 800 Reichsthaler erhoben worden sind.

Gehen wir nun wieder in das Jahr 1646 zurück, in welchem die Burg fünf Wochen lang wiederum von den Hessen und Schweden belagert und mit Kartaunen und Mörsern beschossen wurde.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Februar wurde der große Turm durch unterlegte Minen gesprengt, eine ansehnliche Bresche in die Ringmauer geschossen und die Besatzung von den die Veste stürmenden Hessen niedergemacht. Die Hessen verteidigten dann die in Besitz genommene Burg bis zum Dezember 1647 gegen den heranrückenden kaiserlichen General von Lamboy, welchem sie sich schließlich aus Mangel an Lebensmitteln und Schießbedarf ergeben mußten.

Die kaiserlichen Truppen unter dem Obersten Heinrich von Plettenberg gaben sich bald darauf an das Werk der Zerstörung, indem sie die 60 Fuß hohe, 10 Fuß dicke Ringmauer in einer Länge von 21 Ruten durchbrachen, niederlegten und drei hohe Türme durch Minen sprengten. (Derselbe Oberst von Plettenberg hat auch,

Digitized by Google

als er im Jahre 1648 nach dem Westfälischen Friedensschluß mit der kaiserlichen Besatzung von dem bergischen Schwesterschlosse Burg an der Wupper abzog, diese Burg vorher auf das Gründlichste zerstört, so daß nur der Palas und die daneben liegende Kellnerei übrig blieben.)

Verschiedene Nebengebäude, die seit 1655 wieder aufgebaut waren, dienten zur Wohnung des Amtmannes und Richters, die noch im Jahre 1672 gegen die plündernden Franzosen von den Einwohnern des Amtes Windeck mit Erfolg verteidigt wurde. Nach wenigen Tagen zerstörten indes die Franzosen die noch stehenden Gebäude durch Feuer.

Leider ist das reichhaltige Archiv, welches man im 30jährigen Kriege in der Burg zu Denklingen geborgen hatte, im Anfang dieses Jahrhunderts ein Raub der Flammen geworden. In Denklingen befand sich auch zuletzt das Amtshaus des Richters.

Interessant sind diese Zeiten auch durch die Reformation, die im bergischen Lande gleich Wurzel geschlagen hatte. Im Amte Windeck kam es seit dem Rücktritt des Landesherrn[1]) zum katholischen Bekenntnisse im Anfang des 17. Jahrhunderts zu erbitterten Kämpfen zwischen Katholiken und Reformierten. Erst der Vergleich von 1672 führte ruhige Zustände herbei; im Amte Windeck, mit Ausnahme dreier Kirchspiele (Dattenfeld, Rosbach und Much), kam dennoch das lutherische Glaubensbekenntnis zur Herrschaft. Die kölnischen Jesuiten hatten sich es angesichts dessen nicht nehmen lassen, ihr Augenmerk vorzüglich auf die starke Veste Windeck zu werfen, deren Besatzung größtenteils aus hessischen Truppen bestand und die mit dem kaiserlichen Befehlshaber Heinrich von Plettenberg Protestanten waren. Sie machten es sich zur Aufgabe, die Protestanten von der Lehre Calvins zu bekehren. Sie errichteten dort eine Kapelle zum Gottesdienste für die katholischen Soldaten, spendeten die Sakramente, predigten unabläßig und gewannen so das Vertrauen und die Unterstützung des Befehlshabers Lamboy, der nichts weniger als religiös angelegt war und der bei seinem Abgange von Windeck seinen Untergebenen und Söhnen den Unterricht der Jesuiten und ihre Lehre streng ans Herz legte, um auch die protestantischen Ober- und Unteroffiziere zu unterrichten und zu bekehren. Von dieser Veste aus verbreiteten die Jesuiten Schrecken unter den benachbarten protestantischen Predigern, so daß keiner der letzteren es mehr wagte, sich dort erblicken zu lassen. Es kam sogar dazu, daß durch einen offenen Brief des Erzbischofs von Köln und des Herzogs von Neuburg den Anhängern der Jesuiten von Papst Innocenz X. (1635

1) Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm war 1618 zur katholischen Religion übergetreten in der ausgesprochenen Absicht, mit allen Mitteln seinem Bekenntnisse in seinen Landen Achtung zu verschaffen. Er heiratete die Schwester des Erzbischofs von Köln, Magdalena von Bayern.

Digitized by Google

bis 1655) ein besonderer Ablaß erteilt wurde. Ein Jesuit war stets zur Seite des Marschalls Lamboy, ein anderer bei dem Generalwachtmeister Freiherr von Sparr, einem Protestanten, ein dritter bei dem Grafen Ferdinand Friedrich von Fürstenberg. Von diesem waren sie wie zur Familie gehörig betrachtet worden; auf das Signal der Trommeln und Trompeten strömte an Sonn- und Festtagen das Landvolk herbei. Selbst die protestantischen Soldaten hörten den Predigten der Jesuiten neugierig zu und knieten sogar bei dem priesterlichen Segen nieder. Die Chronik, aus der wir hier berichten, die in dem ehemaligen Archiv des Jesuitengymnasiums zu Köln (jetzt Archiv der Stadt Köln) beruht, fährt am Schlusse wörtlich fort: „Ich schließe am Feste unseres Ordensstifters, welches unter dem Geläute der Glocken, dem Schalle der Trommeln von uns und dem Militär mit einer Hochmesse feierlichst begangen worden ist und welchem außer einer großen Anzahl Katholiken auch die ersten Obristen protestantischer Konfession beiwohnten". Man sieht, die Stola und die Schärpe haben auch schon damals gegenseitige Anziehungskraft gehabt und der rührigen Thätigkeit der Väter der Gesellschaft Jesu ist es wohl zuzuschreiben, wenn im bergischen Lande die Reformation in drei Kirchspielen des Amtes Windeck keinen festen Fuß gefaßt hat. Nichtsdestoweniger zeichnen sich die heutigen Bewohner der Sieg, Agger und Bröl im Vergleich zu den bibelfesten Söhnen der Wupper im bergischen Lande durch aufrichtige, gegenseitige Duldsamkeit aus.

Das 18. Jahrhundert geht zur Neige, Frieden liegt auf dem ganzen Lande. In den Dörfern sehen wir zufriedene Menschen bei emsiger Arbeit, die Frauen spinnen von der Kunkel ihren Faden, die des Mannes Arbeit benötigt. Am jenseitigen Rheinufer hat sich ein politisches Gewitter am Horizont entladen, dessen Blitze auch die friedlichen Bewohner des bergischen Landes für lange Jahre aus ihrer Ruhe herausreißen. Ein wilder Trupp von Soldaten, auf dem Kopfe die rote phrygische Mütze mit der französischen Kokarde, die sogenannten Sansculotten, zieht heran, um die Gegend zu brandschatzen. Nach langer Fremdherrschaft bricht auch für die Bewohner des bergischen Landes der Tag der Befreiung herein. Und die Boten, die uns dies verkünden, sprengen auf flinken Steppenpferden im blauen Kaftan mit langen Lanzen bewaffnet heran: „Die Kosacken sind da!" erschallt der Ruf überall und es jubelt der Berger den Kosacken als Mitbefreiern von der französischen Herrschaft entgegen und höher schlägt das Herz, als im Jahre 1815 der preußische Adler das Land unter seine schützenden Fittiche nahm.

Das alte bergische Amt Windeck begriff bis zum Jahre 1808 sieben in Honnschaften geteilte Kirchspiele, nämlich Much, Eckenhagen, Morsbach, Rosbach, Waldbröl, Leuscheid und Dattenfeld, mit zusammen 49 Honnschaften, einer großen Anzahl die letzteren bildender Dorf-

Digitized by Google

schaften und Einzelhöfe, sowie mit einem hohen Gerichte und drei Untergerichten (zu Much, Eckenhagen und Morsbach). Durch das Kaiserliche Dekret vom 14. November 1808 gingen dann die Bestandteile des Amts in den Kanton Waldbröl des Siegdepartements, speziell des Arrondissements Siegen auf und nach dem Friedensschlusse zu Paris am 30. Mai 1814 (1. Pariser Friede) kam auf Grund des Art. 43 der Wiener Kongreß-Akte das Großherzogtum Berg im Jahre 1815 und mit ihm der Bezirk von Burg und Amt Windeck unter die Landeshoheit der Krone Preußen.

Die glanzvollen Zeiten des Mittelalters sind nun lange vorüber. Aus dem hohen Rittersaale tönt nicht mehr höfischer Minnegesang, das Horn des Turmwächters ist verstummt, keine Zugbrücke schließt mehr das Schloßthor, dafür wacht an demselben die Heldengestalt der deutschen Sage, die ihre Lieder herab in das Siegthal wehmutsvoll und träumerisch erklingen läßt.

Burg Windeck und ihre Mauern sind in ganz besonderem Maße von der Sage mit ihren immergrünen Ranken umsponnen worden. In seinem bekannten Werke über den Abt Cäsarius von Heisterbach sagt der Dichter Alexander Kaufmann so treffend: „Mir ist die Sage, wie sie es uns allen sein sollte, nicht blos Gegenstand der Forschung, sondern auch der Pietät. Sie kommt mir vor, wie der letzte Kuß, welchen die der Auflösung sich nähernde Vergangenheit ihrer jüngeren, blühenden Schwester, der neuen Zeit, auf die Lippen drückt".

Die Sage führt uns zunächst in die Zeit Kaiser Lothars, wo Graf Konrad von Windeck auf dem Schlosse hauste. Seine Tochter Bertha schenkte den Liebeswerbungen des mit ihr aufgewachsenen Ritters Heinrich von Waldenfels Gehör; letzterer wurde von dem Vater schnöde abgewiesen und die Tochter für das Kloster Rheindorf bestimmt. Der Geliebte überredet seine Braut zur Flucht, er hebt sein Lieb aufs Roß, das mit seiner süßen Last in Sturmeseile davonjagt. Ihre Flucht ist verraten, Graf Konrad mit den Seinen folgt ihrer Spur und beide Liebende finden in den Fluten der Sieg ihren Tod. Graf Konrad rauft sich beim Anblick der Toten das Haar vor Verzweiflung — Bertha war Heinrichs Schwester. Der verblendete Vater hatte die Thatsache, daß ihm noch ein vorehelicher Sohn lebte, geheim halten und dies Geheimnis mit ins Grab nehmen wollen. Der Volksglaube will den Grafen noch in den bangen Nächten des Jahres als bleiches, silberlockiges Gespenst auf der Ruine umher schleichen lassen und die Sieg entlang, seine Kinder suchend, mitunter erblicken. Der Stoff ist von Montanus (von Zuccalmaglio), Wolfgang Müller von Königswinter und Hans von Windeck poetisch bearbeitet worden. Ich lasse hier meine Ballade folgen:

Digitized by Google

Der Graf von Windeck.

I.

Zu Windeck auf dem Schlosse Graf Konrad war bekannt
Als mächtigster der Grafen im ganzen Siegerland.
Ihm wuchs in holder Unschuld ein Mägdlein jung und zart,
Das wie des Herzens Kleinod von ihm gehütet ward.

Von Waldenfels jung Heinrich war Berthas Spielgenoß
Und gerne sah der Vater ihn in dem Rittertroß.
Schon freut man sich im Lande, weil er so milde war,
Daß Heinrich und jung Bertha dereinstens würd' ein Paar.

„Herr Graf!" so sprach einst Heinrich, „im Lande weit und breit,
Hab' Umschau ich gehalten nach einer Herzensmaid.
Und nirgends hab' gefunden ein Herz so edel rein,
Als Eure Tochter Bertha, ich werb' um sie allein!"

„Mein kühner, junger Ritter", sprach Konrad zornig drauf,
„In Freundschaft nahm ich gerne bisher dich immer auf,
Doch was dein Herz begehret, ich nicht gewähren kann,
Und wenn auch meine Tochter dich küren möcht' zum Mann.

Die Burg und ihre Mauer verschließ ich deinem Fuß:
O, daß ich solches Leide an dir erleben muß!
Jung Bertha, nimm den Schleier im Kloster an dem Rhein,
Da wird dein Liebessehnen wohl bald vergessen sein!"

II.

„Ihr Mannen und ihr Knappen aus meinem kühnen Troß
Hebt mir bei Nacht die Liebste mit fester Hand auf's Roß!"
So stürmt der junge Degen zum Burgthor still hinaus.
Im hellen Mondenschimmer geht's wie der Wind da draus.

Und hold in seinen Armen das junge Fräulein liegt,
Das auf dem Purpursattel sich an sein Herze schmiegt —
Da plötzlich Hörnerrufen und gleich drauf Rossehuf,
Graf Konrad mit der Meute stürmt ein mit Hussahruf.

Jung Heinrich ist am Felsen der Sieg wohl bald umringt,
Flugs mit dem kühnen Rosse er in die Wellen springt,
Kein Ausweg war zu finden, drum frisch mit Todesmut —
Da hat im Tod vereinet die zwei die hohe Flut.

Und jäher Schreck erfasset Graf Konrads trotz'gen Sinn,
Und zu den bleichen Knappen brummt er im Barte hin:
„O, hätt' ich doch gesprochen ein Wort zur rechten Zeit,
Dann wäre abgewendet von mir dies Herzeleid.

III.

Wohl Schmerz und Trauer ziehet das ganze Land hindurch,
Die Toten aus den Wellen bracht' man auf Windecks Burg.
Graf Konrad fand im Leben von da ab keine Ruh,
Den letzten seines Stammes deckt' bald die Erde zu.

Im Lande geht die Märe durch aller Leute Mund,
Daß Konrad hat verschwiegen dereinst zur Werbestund',
Daß Heinrich und schön Bertha sein eigen Fleisch und Blut, —
An seiner Schwester Seite im Grab der Bruder ruht.

Digitized by Google

Dort zwischen den Ruinen zieht mitternachts ein Geist,
Man höret seine Klagen, sein Jammern auch zumeist:
Das ist der Graf von Windeck, der keine Ruhe fand
Und nach den toten Kindern ausstreckt die Geisterhand.

Aus dem 15. Jahrhundert stammt die Sage von dem verwünschten Hasen zu Windeck, ein Seitenstück zu dem wilden Jäger. Der Burgvogt Herzog Adolfs I. von Berg, Evert von der Thyr, das Muster eines Jagdtyrannen und Bauernschinders, jagte am Dreifaltigkeitssonntage in den Feldern von Dattenfeld einen Eber. Bei der Verfolgung des Keilers — damals gab es noch im bergischen Lande Sauen — überraschte ihn ein Gewitter, sein Pferd scheute, als der Keiler ihm seine Hauer in den Bauch trieb, so daß der Burgvogt das Genick brach. In demselben Augenblicke fuhr ein Blitzstrahl unter die rohen Jagdgesellen des Junkers, deren acht tötlich getroffen wurden. So endete der adelige Junker, der zeitlebens seiner Jagdlust in grausamen Freveln fröhnte, die Saaten der Bauern zerstörte und die Letzteren, wenn sie das Wild verscheuchten, in Hirschhäute einnähen, dann zerreißen und verstümmeln ließ. Er wollte, seinem eigenen Geständnisse zufolge, gar nicht in den Himmel kommen, wenn dort nicht gejagt würde. Seine Freveltaten ließen ihn auch im Grabe nicht ruhen und man erzählt, daß sein Geist in Gestalt eines Hasen bis zum jüngsten Tage an den Schloßberg gebannt sei. Es war die einzige Sühne und Rache, welche der Landmann an seinen adeligen Quälern und Tyrannen nehmen konnte, daß er diesen die Ruhe im Grabe nicht gönnte.

Sodann ist hier die Sage von dem goldenen Spinnrad zu verzeichnen, welches der Graf Heinrich von Windeck, aus dem Kreuzzuge von Palästina heimkehrend, seiner Gemahlin als seltenes Kunstwerk mitbrachte. Das aus reinem Golde angefertigte Rad vererbte sich nach Bestimmung der Beschenkten unter die Hausfrauen von Windeck Jahrhunderte hindurch fort. Bei der Belagerung des Schlosses durch die Schweden gedachte die damalige Hausfrau der Bestimmung, daß es stets auf dem Schlosse bleiben sollte und warf es vor der Erstürmung der Burg in den tiefen Schloßbrunnen. Schatzgräber haben seitdem mit geheimnisvollen Künsten in den Trümmern nachgeforscht, in welchem es noch mit vielen anderen Schätzen vergraben sein soll.

Nachstehend meine poetische Bearbeitung der Sage:

Schloß Windeck an der Sieg.

Schloß Windeck, du Sitz meiner Väter so traut,
Du Bild meiner Heimat, ich grüße dich laut!
In blumigen Auen und frohem Gefild
Erfüllet die Seele mit Wehmut dein Bild.
Und könnte erzählen der steinerne Turm,
Was hier sich ereignet im Kampf und im Sturm
Er würde uns singen von Helden und Mut,
Von Lenz und von Liebe, von Tod und von Blut.

Digitized by Google

Ihr „ruhmreichen Berge“ mit all eurer Pracht,
Ihr wurdet gewonnen in blutiger Schlacht,
Graf Adolph von Berg und sein tapfer Geschlecht
Führt' hier seine Klinge in manchem Gefecht.
Wohl zogen die Feinde nach blutigem Strauß,
Woher sie gekommen, auch wieder hinaus,
Hier fielen die Helden in mutigem Troß,
Als Hessen und Schweden erstürmten das Schloß.

Bevor noch die Feinde die Mauern gesprengt,
Da hatte die Gräfin von Windeck versenkt
Im Brunnen des Schlosses ein Spinnrad von Gold,
Daß nimmer es spinne dem Feinde zu Sold.
Denn von Sarazenen im heiligen Land
Erbeutet' der Graf es mit eigener Hand,
Wie ward drauf gesponnen der Faden so leicht
Vom Hanf, der auf grünem Gelände gebleicht.

Die Trümmer verdecken den Brunnen und Schatz,
Er liegt nun begraben auf sicherem Platz,
Die Helden sie liegen in ewiger Ruh,
Die bergische Erde deckt liebend sie zu.
Den Burghof umwohnet der Friede und hell
Entströmet dem Berge der lauschige Quell,
Er murmelt von Pracht und singet von Streit,
Von Rittern und Knappen der früheren Zeit.

Am Burgthor empfängt mich, die Haare schneeweiß,
Der Amtmann und Richter, ein würdiger Greis:
„Du Letzter der Richter[1]) vom Windecker Land,
Es kann mir wohl zeigen den Schatz deine Hand?“
„Wie einst sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht
Das köstliche Kleinod, von Golde so echt,
So lebe im Enkel der Vorfahren Wort,
Ihr Geist und ihr Streben auch heute noch fort!“

Den Schatz will ich wahren im Laufe der Zeit
Und denken der Väter in Freude und Leid,
Sie senkten in Herzens sicheren Schrein
Die Liebe zu Heimat und Elternhaus ein.
Die Mauern erzählen von einstiger Pracht,
Vom Fleiße der Väter und was sie vollbracht,
Durchs Leben mich führet die That und ihr Wort,
Die steh'n mir zur Seite als sicherer Hort!

Im Munde des Volkes lebt ferner noch die Sage von der Adelheid von Windeck. Deren Vater Graf Adolf hing an ihr mit besonderer Zuneigung. Das gutherzige Edelfräulein hatte sich der Zwillinge des verstorbenen Eseltreibers Stephan als fürsorgliche zweite Mutter angenommen und hierbei die Bekanntschaft des im Thale wohnenden Vasallen Kunibert vom Bruch gemacht. Der Vater, der das Verhältnis

---

1) Der Großvater des Dichters, Henricus Josephus Joesten judex satrapa Windeck.

Digitized by Google

der beiden Liebenden nicht zugeben wollte, ließ die Tochter strenge auf der Burg bewachen. Als Adolfs größter Feind Konrad von Clversfeld bald darauf die Burg belagerte, kam im Augenblicke der höchsten Not der verschmähte Kunibert vom Bruch mit seinem Fähnlein dem bedrängten und gefangenen Grafen zu Hülfe, den er befreite. Zum Danke gab Graf Adolf die Hand seiner Tochter Adelheid dem kühnen Lebensretter.

Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein lastete auf mehreren Grundstücken des Amtes unter dem Namen: „Stephanshafer oder Eselshafer" eine öffentliche Abgabe. Auf der Burg wurde früher ständig ein Esel gehalten, um das Trinkwasser dorthin zu schaffen, der Treiber des Grautiers hieß Stephan und die Abgabe selbst diente zur Unterhaltung des Esels und seines Treibers. Erst im Jahre 1825 hob die Regierung zu Köln die Steuer auf Beschwerde der Bauern auf.

Sodann ist noch die Sage von der Gräfin von Windeck zu verzeichnen; der Gemahlin des hart bedrängten und belagerten Burgherrn wurde freier Abzug von dem Sieger gestattet mit der Versicherung, daß sie soviel mitnehmen könne, als sie und ihr Hund zu tragen imstande seien. Die beherzte Frau trug nach Art der Weiber zu Weinsberg ihren Gemahl von der Burg herab und ihr Hund einen Sack mit Geld.

Endlich ist hier noch des lustigen Zechbruders, des Ritters Huhn (Hoen) zu Bruch aus dem 17. Jahrhundert zu gedenken. An den Namen dieses Ritters knüpfen sich mannigfache Abenteuer, Erzählungen und Schwänke. Er kann als ein Muster männlicher Kraft gelten. Als einst die Landstände von Kurfürst Johann Wilhelm nach Düsseldorf zur Festsetzung der Grundsteuer berufen waren und jeder Abgeordnete ein Brod mitbrachte, wie es die Bauern zu backen pflegten, legte Ritter Huhn ein in damaliger Zeit gebräuchliches Haferbrod vor mit der Begründung, daß im Amte Windeck alle Naturalabgaben in Hafer zu leisten seien und der Boden nur diese Fruchtart hervorbringe. Amt Windeck wurde infolgedessen niedriger als die anderen Aemter eingeschätzt, erhielt aber seit der Zeit den Spottnamen „Haferspanien".

Der Volksmund erzählt ferner von diesem baumstarken Ritter, wie er in eine Schmiede trat und einen schweren Ambos unter seinem Mantel verbarg und wie er auf dem Jahrmarkte zum höchsten Erstaunen aller Umstehenden eine Eisenschaufel wie eine Rolle Papier zusammenwickelte.

Wie so mancher Edle seiner Zeit war Ritter Huhn auch leidenschaftlich dem Spiele ergeben und liebte nicht minder ein gutes Glas Wein. In nachstehender Ballade habe ich die Sage, wie er mit seinem Jagdkumpan Kurt von Scheuren um sein ganzes Hab und Gut spielte, poetisch zu gestalten versucht; sie wird jetzt von den Studenten am

Digitized by Google

Rhein nach der Weise des Scheffel'schen Liedes: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein" gesungen:

Kurt von Scheuren.

Der Ritter Kurt von Scheuren war ein lustiger Geselle;
Beim Würfelspiele lumerdar er fehlte nicht zur Stelle.
Hat er doch gar an einem Tag sein Hab und Gut verloren,
Drum hat das Spielen er gemach auf ewig abgeschworen.

Der Ritter Kurt von Scheuren sann auf Listen und auf Tücke:
„Ward ich durch's Spiel ein armer Mann, such' ich beim Wein mein Glücke
Im Keller lagert noch genug vom Saft der roten Reben,
Dem Freunde werd' ich seinen Krug für's Glück im Spiel schon geben!"

Der Ritter Kurt von Scheuren sprach: „Ich schlage vor die Wette,
Wer Sieger bleibt beim Trinkgelag vom Abend bis zur Mette,
Deff' Hab und Gut ist wieder frei vom Spielverluste morgen!"
„Ich bin", so sprach der Freund, „dabei, so lang will ich dir borgen!"

Der Ritter Kurt von Scheuren goß voll edlen Weins die Becher,
Ha, wie das schmeckt, und wie das floß im Mund der beiden Zecher!
Und wie nun jeder Krug voll Wein macht' Freundes Kehle nasser,
That Kurt sich in den Krug hinein ganz heimlich klares Wasser.

Der Ritter Kurt von Scheuren frisch und nüchtern saß zur Stelle,
Als bald gesunken unter'n Tisch schon war sein Spießgeselle:
„Ich bin besiegt", so lallt' er noch, „zum Teufel ging die Habe
Und mein Gewinn zum Kellerloch für dieses Trankes Labe!"

Der Ritter Kurt von Scheuren dann hat's Spielen drangegeben,
Ward später auch ein braver Mann und Freund der edlen Reben.
Man schrieb auf seinen Leichenstein: „Ich geb' dem Freund vom Besten,
Thu' selbst mir Wasser in den Wein, doch nur nicht meinen Gästen!"

Nachdem der Leser die Geschichte dieser denkwürdigen deutschen Burg, ihre Sagen und Lieder kennen gelernt hat, erübrigt es noch, ihn mit den althergebrachten Gebräuchen und Volkssitten des bergischen Landes etwas näher bekannt zu machen.

In der Mainacht werden die Häuser der Dorfschönen mit grünen Maien geschmückt, vor den gefallenen Mädchen „ohne Kränzlein" werden Häcksel oder dürre Reiser gestreut. Unter dem Maibaume, jetzt in der Dorfschenke, versammeln sich die Burschen, die „Reijungen", die Mädchen werden von dem Reikönige mit Namen ausgerufen, versteigert und an den Meistbietenden zugeschlagen, dessen Tänzerin sie für das ganze Jahr wird; unter dem Maibaum, der von den Dorfschönen mit Bändern und Fähnchen geziert wird, beginnt nach dem Gottesdienste der Tanz, dessen Kosten durch das bei der Versteigerung aufgebrachte Geld bestritten werden. Wehe dem Fremden, der in seinen Aufmerksamkeiten einer Dorfschöne zu weit geht, er wird durch die eifersüchtigen Burschen bald erfahren, daß er keinen so harten Schädel besitzt, als solchen der bergische Bauer im Sprichworte besitzt. Das Volk übt zuweilen nach Art der bairischen Haberfeldtreiber die

Digitized by Google

altherkömmliche Volksjustiz des sogenannten Thierjagens wieder ungalante Ehemänner und Dirnen, die sich gegen die gute Sitte vergangen haben. Mit lärmmachenden Instrumenten, Deckeln, Peitschen, Kesseln und Pfannen ziehen sie vor das Haus des zu richtenden, das Brüllen, Heulen und Toben erinnert an das wilde Heer, weshalb man auch diesen Brauch, zu dem die Polizei gern ein Auge zudrückt, mit dem altnordischen Kriegsgott Tyr in Verbindung gebracht hat.

Wenn der Flachs gebrochen wird, begleiten die alten Volkslieder Frauen und Mädchen an den „Schwingabenden“:

„Nichts mehr thut mich erfreuen, ja ja erfreuen,
Als wenn der Sommer ankommt.
Dann blühen die Rosen im Garten, ja ja im Garten,
Husaren maschieren in's Feld.“

Munter schnurren die Räder der Spinnerinnen und dann wird aus dem großen Born der bergischen Sagen und den endlosen Gespenstergeschichten geschöpft. Beim Freien ist das „Fenstern“ noch gebräuchlich; nicht selten kommt es dabei zu eifersüchtigen, handgreiflichen Scenen der Burschen, die auch keine Kirmes ordentlich feiern können, ohne daß dabei eine derbe Holzerei stattgefunden hat. Bei dem dicken Schädel der bergischen Landleute hat der Doktor und Apotheker meist eine kleine Rechnung. Am Martinstag zieht die Jugend, wie auch sonst am Rheine dies allgemein Volksbrauch ist, in den Dörfern umher, um Holz und Reiser zu dem großen Martinsfeuer zu sammeln. Die herkömmliche Zugabe für die Jugend am Abend ist der Reisbrei. In früheren Jahrhunderten gab es auf den Höhen des bergischen Landes, wo nur der Hafer gedieh, auch nur Schwarzbrod aus Hafermehl; selbst zum Frühstück und Abendessen gab es ein festes Hafermuß. Nur bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen gab es bessere Gerichte. Abgeschieden von der sonstigen Kulturwelt des Westens führten die Landleute des bergischen Landes ein genügsames und zufriedenes Dasein, wodurch auch das Festhalten an uralten Gebräuchen seine Erklärung findet. Zäh und hartnäckig verfolgt und verficht der Bauer sein Recht, wenn es sich um „Mein und Dein“ handelt. Mit Unrecht gilt er übrigens am Rheine bei Richtern und Advokaten als Prozeßkrämer.

Die Zeit der Fremdherrschaft der Franzosen ging ohne besondere Ereignisse zu zeitigen, vorüber; nur die zügellosen Heldenthaten der „Speck- und Knüppelrussen“, wie man die Aufständischen dort nannte, sind noch in der Erinnerung der alten Bewohner des Landes geblieben.

Außer den vorchristlichen Ueberlieferungen und Gebräuchen war das bergische Land auch dem Aberglauben vielfach zugänglich gewesen. Auf manchen entlegenen Gehöften war bis auf die Neuzeit der Glaube an Hexen und Wehrwölfe nicht ganz verschwunden. Vorzeichen von Sterbefällen gewahrte man im Heulen der Hofhunde, im Rufen der Eulen, großen Maulwurfshügeln, Traumgesichtern u. s. w. und von

Digitized by Google

den heiligen Tieren der heidnischen Götterwelt, dem Pferde, Hunde, dem Raben und der Elster werden noch Vorzeichen gedeutet. In der Mainacht spielen die Katzen und Hasen die Rolle des Hexengespanns und der Elfen und Holden, die in Höhlen wohnen. Zigeuner, Heiden und Bergknappen bieten dem abergläubischen Volke manchen Phantasiestoff. Unter dem Einflusse der fortschreitenden Bildung und Aufklärung sind jedoch diese Nachklänge einer längst überstandenen Zeit verschwunden und auch heute kann sich der bergische Bauer an Aufklärung und Geistesbildung kühn mit den anderen Bewohnern des Westens messen und den Vergleich mit den Kindern der Eifel ruhig hinnehmen.

Ueberall im bergischen Lande fesselt uns der sichtbare Segen der Arbeit, der Rührigkeit, des Wohlstandes und Reichtums; nicht mit Unrecht spricht man auf dem Weltmarkte von den Erzeugnissen der bergischen Industrie, auf die der Berger mit Recht stolz sein kann.

Wir aber wollen mit dem Dichter Hans von Windeck von dem schönen Lande hier Abschied nehmen, wenn er singt:

Wer will unserm Frohsinn wehren,
Wenn er von der Heimat singt
Und von uns'rer Vorzeit Ehren
Heut ein schlichtes Lied erklingt!
Wenn zurück im Geiste schweben
Wir in alte Herrlichkeit
Und noch einmal wieder leben
In vergang'ner, großer Zeit!

Sind die Helden auch gefallen
Mit den Burgen in den Sand:
Aus den Trümmern, die verfallen,
Eine neue Welt erstand
In dem Reiche der Gedanken
Und der Forschung Lebenskraft,
Mutig tritt sie in die Schranken
Als des Geistes Ritterschaft.

Bergisch Land, Quell der Geschichte
Und der Sage stolzer Hort,
Ewig lebst du im Gedichte
Deiner treuen Sänger fort.
Brauchst den Schwestern nicht zu weichen
Deine Thaten und dein Fleiß,
Deine Burgen, deine Eichen
Künden laut von deinem Preis!

Ihre Zauberhand errichtet
Wieder auf vergang'ne Pracht,
Und wir sehen klar gelichtet,
Was die Väter einst vollbracht:
Auf den Bergen, in den Gauen
Wird's lebendig weit und breit,
Deutsche Männer, deutsche Frauen
Grüßen uns aus alter Zeit.

Bergisch Land, in deinen Marken
Stand der Geist der Freiheit auf,
Der die Väter ließ erstarken
In der Zeiten Drang und Lauf.
Was sie kämpften und gelitten,
Hat uns gold'ne Frucht gebracht,
Die bei Worringen erstritten
Ihre Hand in heißer Schlacht.

Seit gegrüßet, ihr Gestalten,
Die ihr unserm Aug' genaht,
Wollen Freundschaft stets behalten
Und benutzen eure That!
Laßt geloben euch auf's Neue,
Was uns alle stets bewegt:
Bergisch Herz in alter Treue
Für die stolze Heimat schlägt.

Im Uebrigen habe ich für den Freund der Geschichte des Landes an der Sieg die in Betracht kommende Litteratur in nachfolgender Uebersicht zusammengestellt:

Digitized by Google

Die Litteratur über die Sieg.

Arndt, E. M. Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn 1844.
Arnoldi. Geschichte der oranien-nassauischen Länder und ihrer Regenten. 3. Bände. Hadamar 1799.
Baurmann, W. Aus dem bergischen Sagenwalde. Elberfeld 1899.
Beck, F. A. Lebensbilder aus dem preußischen Rheinlande. Neuwied 1831.
Ennen, Dr. Leon. Quellen zur Geschichte der Stadt Köln. Bd. 1 u. 2. 1864.
— Geschichte der Stadt Köln. Bd. 1 u. 2. 1864.
— Führer durch das Brölthal, Siegthal und Siegerland. Bonn 1894. A. Henry.
— Führer durch das Aggerthal. Gummersbach (bei Lnyken).
Gerschagen, J. Die evangelische Gemeinde Rosbach a. d. Sieg. Solingen 1884.
Gertner, A. Sagen und Geschichten des Siegerlandes.
Günther, W. Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus. Coblenz 1822—26.
Heimatskunde des bergischen Landes. Barmen 1889.
Heinekamp, R. Siegburgs Vergangenheit und Gegenwart. Siegburg 1897.
Hölscher. Führer durch das Brölthal. Köln 1895.
— Führer durch das Siegthal. Köln 1895.
Horn, August. Das Siegthal. Bonn 1854.
Joesten, Dr. Joseph, Regierungsrat. Zur Geschichte des Schlosses Windeck. Elberfeld 1893 bei Bädeker.
Jongelini, Gasp. Notitia Abbatiarum Ordin. Cisterciensis. Coloniae 1640.
Kerst, Friedrich. Bergische Dichtung. Elberfeld 1900.
Koernicke, Dr. Arthur Zur Geschichte und Entwickelung der bergischen Amtsverfassung, Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde. Bonn 1892. A. Henry.
Kremer, C. F. Akademische Beiträge zur Jülich-Bergischen Geschichte. 1769—1776.
Lacomblet, Dr. Theod. Jos. Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins u. s. w. 3 Bände. Düsseldorf 1840—1853.
v. Mering, F. E. Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden. Köln 1836.
Montanus. Die Vorzeit der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Westfalen. 1832—1839.
Montanus-Waldbrühl. Die Vorzeit ꝛc. Elberfeld 1870/71. Ed. Lucas.
Müller, Aegidius. Siegburg und der Siegkreis. Siegburg 1859/60.
Müller von Königswinter, Wolfgang. Lorelei, Rheinisches Sagenbuch 1873.
— Rheinisches Märchenbuch 1875.
Nostiz, Chr. Der Kreis Siegen. Siegen 1874.
Schell, Otto. Bergische Sagen. Elberfeld 1897.
Schliephake, Dr. Th. Geschichte von Nassau auf Grundlage urkundlicher Quellenforschung. 1864.
Streit. Führer durch das Gebiet der Wupper, Agger, Bröl, Sülz, Wiehl, Sieg. Barmen 1889.
von Waldbrühl, Wilhelm. Die Wesen der niederrheinischen Sagen. Elberfeld 1857.
Weyden, Ernst. Das Siegthal. Bonn 1865.
von Windeck, Hans (Schriftstellername des Verfassers). Im Spiegel der Zeit. Ein heimatlicher Liederstrauß. Stuttgart 1892.
— Ruhmreiche Berge. Ausgewählte Dichtungen. Erfurt u. Leipzig. 2. Auflage 1898 bei Eduard Moos.

Digitized by Google

VIII.

Sankt Hubertus am Rhein.

Eine Jagdstudie aus dem bergischen Lande.

Nach alter deutscher Rechtsauffassung war das Jagdrecht ein Bestandteil des Grundbesitzes. Nach und nach entzogen die Landesherren den Nachbaren ihrer Forste das Recht auf Hochwild, Fasanen u. s. w., mit dem sie Herzöge und Grafen belehnten. Die adeligen Junker folgten diesem Beispiele, so daß die Bürger und Bauern fast überall von der Jagdbefugnis ausgeschlossen waren. Im 18. Jahrhundert gab es nur die Jagdgerechtigkeit der Landesherren, die der Junker und die Jagdgerechtsame einiger Gemeinden. Die Jagdgesetze (Bergisches Landrecht von 1478, bergisches Ritterrecht von 1430) schützten nur diese in ihren Privilegien, dem Wildbann — fines, intra quos venari licet. Der landesherrliche Wildbann der bergischen Herzöge am Rhein war durch Zäune, Pfähle und Hecken vielfach umfriedigt, die unter besonderen polizeilichen Schutz nach der Brüchtentaxe von 1802 gestellt waren. In der kurfürstlichen Zeit des 18. Jahrhunderts hatte sich der Wildbestand so vermehrt, daß ungezählte Saaten und Früchte der Landleute dem Wildfraß zum Opfer fielen. Das Wild durfte unter keinen Umständen durch Geräusch, Schießen u. s. w. bei großer Strafe aufgescheucht werden. Immer strenger wurden die landesherrlichen Erlasse gegen die „staatsgefährliche verstockte Bosheit der Wildschützen". Mit schweren Freiheits- und Leibesstrafen wurden die Bauern als „Kontravenienten" gezüchtigt. Daß dies den Unwillen des Volkes auf die Dauer steigern mußte, liegt auf der Hand.

Mit der Zeit wurde namentlich der Hirschbestand im Königsforste zu Bensberg so zahlreich, daß er für die Bauern eine wahre Landplage wurde. Nach Einlauf unzähliger Bittschriften bei der Hofkammer in Düsseldorf befahl der Kurfürst, den Wildstand zu zählen, und hierzu bestimmte er die Freiherren von Pfeill und von Nagel und den kurkölnischen Oberjägermeister von Weichs, der im bergischen Lande begütert war. Bei dieser Zählung wurden, wie dies wohl erklärlich, die von den Treibern aufgescheuchten und gezählten Hirsche nochmals

Digitized by Google

gezählt, so daß die Zählung 40000 Stück ausmachte, während vielleicht 4000 in Wirklichkeit vorhanden waren. Der Kurfürst befahl darauf, alles bis auf den Bestand von 100 niederzuschießen und die Wildschweine ganz zu vertilgen. Jetzt knallte und puffte man im Königsforst, daß es eine Art hatte, zum Aerger der jagdlustigen Herren zu Bensberg und zu Düsseldorf. Daß der Sträpper dabei auch auf seine Rechnung kam, liegt auf der Hand. Um Weihnachten 1790 wurde ein Dankfest der Landleute über die Erlösung vom Wildschaden abgehalten. Trotz landesherrlichen Erlasses und Einsprache des Oberschultheißen Daniels zu Bensberg kam die erste Kundgebung eines freieren Volksgeistes, der von Frankreich aus geweckt war, zum offenen Durchbruche. Alles, was Beine hatte, wanderte zum Hirschfeste nach Bensberg. Bei Hochamt, Musik und Triumphgesang, Zechgelagen und Tanz machte sich das bergische Volk lustig, man ließ sich sogar das Schloß öffnen, zog mit klingendem Spiele vor das Haus des Oberjägers, brachte ihm eine Katzenmusik mit einer kräftigen Salve aus den Steinschloßflinten. Der Oberjäger hatte sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht und sein Revier nicht mehr betreten. Anderen Tages gaben sich die Bauern an die Zerstörung des Wildbannes.

Wenn man heute durch den Königsforst birscht, so weiß man, warum der Hirschbestand so klein geworden ist, und denkt wehmütig an das Goethische Wort: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" „O quae mutatio rerum!" erwidert mir mein Jagdfreund P. J., „wie wird mir, wenn ich an die Summen denke, die heute das „Wildschadengesetz" aus meiner Jagdkasse verschlingt. Lebten wir doch noch zu den Zeiten des Wildbannes!"

Wie der Leser sieht, ist das schöne Waidwerk am Rhein schon von altersgrauen Zeiten ab gepflegt worden, besonders im bergischen Lande (der jetzige Regierungsbezirk Düsseldorf und Köln, auf dem rechten Rheinufer), dem Lande der „ruhmreichen Berge", wo Sankt Hubertus seit langen Jahrhunderten ganz besonders verehrt worden ist. Dort war es Sitte in den Familien, den Kindern außer den übrigen Vornamen auch den Namen „Hubert" beizulegen. Allgemein war der Aberglaube verbreitet, daß die also Genannten gegen die Hundswut gefeit seien. In dem Hubertus-Kloster zu St. Hubert in den Ardennen wurden die von rasenden Hunden Gebissenen angeblich geheilt durch das Mittel, das der französische Graf Hubert, ein eifriger Waidmann, gegen diese Krankheit gefunden haben sollte. Sein Geheimnis übertrug er der Sage nach dem Kloster in den Ardennen, das er, der Welt entsagend, gegründet hatte. Die Mönche im Kloster Sankt Hubert machten den Hülfesuchenden einen kleinen Einschnitt auf der Stirne, in den sie einen Faden von der Stola legten, die von Sankt Hubertus herrühren soll. Der darauf Verbundene mußte sich einer neuntägigen Andacht unterziehen; während dieser bekam er

Digitized by Google

nur geweihtes Brod zu essen. Den Hubertustag mußte er durch Gebet später feiern. So kam es, daß Sankt Hubert von den späteren Klosterbewohnern als Stifter der Rettungsanstalt in gebührendem Andenken und in Ehren gehalten wurde.

Einige Jahrhunderte später suchte der von einem Hunde gebissene Kölner Kurfürst und Erzbischof Clemens August das einsame Kloster in den Ardennen auf und ließ sich dort eine Partikel des Gewandes des heiligen Hubert in die Stirn brennen.

Die denkwürdige Schlacht bei Linnich vom 3. November 1444, in welcher der Herzog Gerhard von Jülich den geldrischen Grafen gegenüberstand, beginnt der Herzog mit dem Gebete:

„Sankt Hubertus sei uns gnädig,
Hoher, heil'ger Jagdpatron,
Gieb der Jagd, die wir dir weihen,
Heute Heil und Siegerlohn!"

Der Chronist führt den Sieg des Herzogs auf Hubertus Hilfe zurück mit den Versen:

„Ewig bleibet hold den Jägern
Er, der heil'ge Jagdpatron,
Und an seinem Ehrentage
Giebt er gerne reichen Lohn."

Zum Danke stiftete Herzog Gerhard darauf den Hubertus-Orden.

Die Jagd und das Waidwerk sind im bergischen Lande in ganz besonderem Maße auch von der Sage mit ihren immergrünen Ranken umsponnen werden. Aus dem 15. Jahrhundert stammt die Sage von dem verwünschten Hasen zu Windeck, ein Seitenstück zu dem wilden Jäger. Der Burgvogt von Windeck wollte, seinem eigenen Geständnisse zufolge, gar nicht in den Himmel kommen, wenn dort nicht gejagt würde[1]). Seine Freveltaten ließen ihn auch im Grabe nicht ruhen, und man erzählt, daß sein Geist in Gestalt eines Hasen (mit glühenden Sehern) bis zum jüngsten Tage an den Schloßberg zu Windeck gebannt sei. Es war die einzige Sühne und Rache, welche der Landmann an seinen adeligen Quälern und Tyrannen nehmen konnte, daß er ihnen die Ruhe im Grabe nicht gönnte.

Aus der Geschichte dieses Junkers geht hervor, daß es damals noch Sauen im bergischen Lande gab. Aus landesherrlichen Rechnungen von 1523—1551 ersehen wir, daß weit über hundert Wölfe dort im bergischen Lande erlegt worden sind. Noch 1655 drangen die Wölfe in die Wohnung des Richters von Windeck. Heute ist das freilich anders geworden: das Raubzeug hat sich nur in den Füchsen erhalten und vermehrt, aber der Wolf und die Sau finden sich nur noch auf den Wirtshausschildern und auf den Höfen, und für nicht selten „hasenreine" Jagd sorgt in ganz besonderem Maße der bergische

1) Vergl. S. 245 dieses Buches.

Digitized by Google

Strópper. Nach der Sage im Volksmunde zieht auch der „ewige Jäger" durch das bergische Land, zu Fuß, zu Pferde, mitunter mit einer spitzen Mütze bedeckt. Er wird gern sichtbar, wenn sich drei Frauen mit dem Namen Margarete zusammenfinden.

Auch der „wilde Jäger" zieht pfeifend durch die bergischen Wälder. Einem Bauern, der sein Pfeifen höhnisch fortsetzte, rückte er auf den Leib und pfiff ihm so ins Ohr, daß er wochenlang taub war. Auch der Jägerbursche von der Löwenburg im Siebengebirge, den eine schöne Jungfrau mit kupfernen, silbernen und goldenen Münzen bescherte, lebt noch im Volksmunde. Nicht minder die Sau des heiligen Antonius, die riesenstark emporwachsen kann und dem kühnsten Jäger Angst einjagt. Von diesem schwarzen Keiler kommt der „Tünnesspeck".

Von Interesse sind auch die Jäger-Erzählungen.

Auf der Saujagd hatte ein junges Bäuerlein dem Kurfürst Johann Wilhelm, der einen Eber angeschossen hatte und von ihm angenommen wurde, das Leben gerettet. Als Geschenk bittet er sich die Haut des Ebers aus, aus der er sich eine „hirschlederne Hose" fertigen lassen wollte. Das Bäuerlein bekam obendrein auch noch eine schön gegerbte Hirschhaut zum Geschenk.

Auch der Deutsch-Ordens-Comthur von Roll zu Morsbroich vertrieb sich die Langeweile durch allerlei Schnurren und die Jagd.

Um den ihm lästig gewordenen häufigen Besuch von Bettelmönchen los zu werden, ließ er einst einen Esel schlachten und durch seinen Koch als Hirschbraten zubereiten. Die Mönche thaten sich bei manchem Humpen Rheinweins daran weidlich gütlich und auf ihre Frage, wo der Hirsch denn geschossen und wo sein Geweih sei, ließ der Freiherr den langohrigen Kopf des geschlachteten Esels durch den Küchenmeister auf die Tafel setzen mit den Worten: „Da habt Ihr Euresgleichen!"

Derselbe Herr erlebte auf der Jagd, daß sein Kölner Jagdfreund einen angeschossenen Hirsch abfangen wollte, hierbei aber der Gewehrriemen sich in das Geweih des wieder auf und davon jagenden Hirsches verwickelte. Der Jäger hatte das Nachsehen, der Hirsch war mit der Jagdbüchse auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Herr von Roll war auch ein großer Hundefreund; die Meute wurde von ihm gepflegt und streng erzogen. Namentlich wurden die Tiere mit der Hetzpeitsche erbarmungslos verhauen, wenn sie im Zimmer „laut" wurden. Wenn bei Vernehmung des Schalles der Thäter nicht ermittelt werden konnte, wurden alle als „Thäter" angesehen und bestraft.

Eines Tages erhält der Freiherr Besuch, der im Vorzimmer eine Weile auf den Hausherrn warten mußte, wo auch die Hunde lagen. Plötzlich entfährt dem Herrn ein Ton — und sofort sprangen auch alle Hunde durch das offenstehende Fenster auf den Hof, da ein

Digitized by Google

jeder meinte, daß er der Thäter sei und demnach die Strafe auf dem Fuße folgen würde. Der darauf eintretende Hausherr wußte den ganzen Hergang dem Gaste ohne weiteres zu erklären, der hierdurch einfach „ton- und sprachlos" wurde.

Von der zweiten Gemahlin des Herzogs Johann Wilhelm II. von der Pfalz (1690—1716)[1] Anna Louise von Toscana, einem stolzen italienischen Weibe, erzählt der Volksmund, daß sie eine passionierte Jägerin war und fast täglich erbarmungslos die Saaten des Landmannes durch ihren Jagdtroß zertreten ließ. Sie erhielt den Spottnamen „die Zerrutscherin". Als sie bei einer solchen Jagdfahrt von hungrigen Bauern um Brot und milde Gabe gebeten wurde, rief sie ihrem Dolmetscher zu: „Die Leute möchten doch nur Semmel und holländischen Käse speisen".

Der Kurfürst, ein Mann von feinfühlendem Herzen, nahm sich vor, seine bessere Hälfte mit ihren eigenen Worten zu schlagen. Die Gelegenheit bot bald ein schwüler Sommertag, als sich der Jagdzug auf öder, schattenloser Haide ausruhen mußte und die Fürstin ermüdet und durstig nach einem Trunke lechzte. Sie meinte, sie müsse sterben, wenn sie nicht sofort zu trinken bekäme. „So esset denn Semmel und holländischen Käse, meine Liebe", sagte ihr fürstlicher Gemahl.

Eine charakteristische Scene aus dem freiadeligen Junkerleben zu Anfang des 18. Jahrhunderts bietet der Jagdstreit zu Diependahl, den uns der bergische Dichter und Schriftsteller Montanus (A. Wilhelm von Zuccalmaglio 1803—69) in seinem Werke „Die Vorzeit", Solingen 1829, weitläufig erzählt. Kulturgeschichtlich und waidmännisch interessant sind auch die Mitteilungen dieses kerndeutschen und urwüchsigen Schriftstellers über die Jagd und ihre Geschichte, die wir hier als Jagdkuriosum im Auszug anführen wollen.

„Die Salischen, Ripuarischen und die Westgotischen Gesetze sowie später Friedrichs I. Verordnungen, der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel und das Schlesische Landrecht erlaubten sowohl dem Bettler auf seiner Hufe Landes eine Sau, einen Bären oder ein Kaninchen zu erlegen, als auch der Gemeinde binnen ihrem Weichbild und dem Fürsten in seinen weitläufigen Bannforsten. Jagen war aber die Lust des Adels und sein Zeitvertreib. Es bildete sich nach dem 13. Jahrhundert die Ansicht, daß die Jagd so edel sei, daß Unadelige sie durch Ausübung schändeten. Man entriß in den folgenden beiden Jahrhunderten allen Unadeligen das Recht zu jagen. Man zählte das Wildpret nach römischem Rechte zu den herrenlosen Sachen, und dann nach einer Voraussetzung des deutschen Rechtes zog der Landesherr die Jagd als ein Hoheitsrecht an sich und gab sie teilweise an adelige Vasallen zu Lehen.

Nun gab es eine Menge teils lächerlicher, teils schauderhafter Jagdgesetze, Pechwolken einer finsteren Zeit. Nur der Adel durfte jagen, der unadelige Gutsbesitzer, der doch das Wildpret ernährte, durfte es weder zu seinem Nutzen töten, noch aufschrecken zum Nutzen seiner Felder. Während die Gesetze dem Hausherrn erlaubten, den nächtlich eindringenden Dieb zu erschießen,

1) Sein Denkmal steht in Düsseldorf auf dem Marktplatz.

Digitized by Google

durfte er das Wild, das ihm das Getreide (oft mehr wie Hausrat) raubte, nicht schädigen. Der Genius der Menschheit weinte. Doch damit nicht genug. Die sinnreichsten Todesstrafen, oft zur Belustigung der rohen Jagdherren, trafen den Wildfrevler. Selbst der, welcher ein Wild auf eigenem Acker aufscheuchte, wurde härter bestraft, als ein Mörder. Rechtslehrer des vorigen Jahrhunderts, noch Karpzow, Kramer, Estor und Konsorten verteidigen die Todes- und sonstigen Lustürafen der Wilddiebe mit einer Saftigkeit, als ob sie gegen Brudermörder oder Landesverräter redeten, ja als ob das Wohl des Reiches und die Volkskraft hauptsächlich in Hasen und Sauen gefußt hätte. Statt, wie früher, das Wild zum Nutzen des Ackerbaues und zur allgemeinen Sicherheit zu vertilgen (der einzige vernünftige [1]) Zweck der Jagd), war man nur auf Vermehrung dieses schädlichen Großungeziefers bedacht, damit man desto baß seiner adeligen Mordlust und Hundelust frönen könne. Das Wild wurde gehegt, und im Winter fuhr man ihm Fourage zu in den Wald, ganz Deutschland wurde eine Menagerie. Uebrigens preiswürdige Fürsten setzten ihr Land dadurch in Not; die Saaten des armen Ackermannes, von welchen alle Staatslasten zu bestreiten, wurden erst vom Wilde abgeweidet und dann von ungetümem Hatzschwarme mit Rossen und Hunden verheert. Der Bauer selber, als Jagdfröner, mußte seine eigene Ernte zerstören helfen. Das raubte ihm Zeit und Möglichkeit zum Broterwerbe, Thatkraft und Arbeitslust erstarben, wie ein Verzweifelter im Schiffbruche schaute er in ein Meer von Dürftigkeit, und erst als Wildfrevler, dann als Räuber versank er in einen Abgrund von Verbrechen und Lastern. Solche waren die deutschen Jagdgesetze, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu ihrer höchsten Ausbildung gelangten.

Also trieben es die Fürsten, und der niedere Adel äffte ihnen im Kleinen nach, und sogar Bischöfe, Weltgeistliche, Weiber und Mönche frönten der Jagdlust wie Unsinnige. Besonders die adeligen Domherren und Pfründeverzehrer waren leibhaftige Nimrode, und von ihren schellenbehangenen Falken und Hunden vermochten sie sich selbst in der Kirche nicht zu trennen. Im Chor saßen die Falken (das Federspiel) neben ihnen und auf ihren Schultern, und sie spielten mit den Schellen aus Langeweile im Gottesdienste; die Hunde des Junkers heulten in den Gesang der Gemeinde, es war ein großer Unfug, von dem ein damaliger Dichter sagt:

„Man darf nit fragen, wer sie sei'n,
Bei denen die Hund' in der Kirche schrei'n,
So man Meß hält, predigt und singt,
Oder bei dem der Habicht schwingt,
Und thut sein Schellen also erklingen,
Daß man nit beten kann, noch singen."

Die Territorialherren, sagt ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, legen den Klöstern und Weltgeistlichen die Verpflichtung ob, ihre Hunde und Falken zu ernähren, und machen die geistlichen Herren zu ihren Hundejungen. Ein deutscher Bischof aber hielt so viele Jagdhunde, daß er sie in Scharen teilte und ihnen Ober- und Unterbefehlshaber gab. Manchem Fürsten kosteten Jagdapparate mehr als alle Verwendungen für das Landeswohl.

---

1) Merkwürdig! Montanus ist indes entschuldbar, da er die Verse des später auf die Welt gekommenen Wilhelm Busch in Max und Moritz:

„Zweitens, weil man dann und wann
Einen Braten essen kann"

noch nicht gelesen hat.

Digitized by Google

Der Landjunker lebte und dachte nur in Jagd und Jagdlust. Mit Verachtung aller wahren wissenschaftlichen Bildung, die solchen edlen Waldmenschen zu niedrig und bloß bürgerlicher Canalje zusagend, trieb er sein Waidwerk nach eigenen Jagdregeln, die sich vom Aufsuchen des Wildprets bis auf das Abhäuten und Auswaiden desselben erstreckte. Die Schriftsprache war nicht edel genug, die hochadelige Jagdkunst zu bezeichnen, es mußte noch eine eigene Kunstsprache erfunden werden, die sich noch bis jetzt mit all ihren Barbarismen bei vielen Busch- und Tiermenschen forterbte und den Namen Waidmannssprache führt, sowie es auch eine damals entstandene Gauner-, Schinder-, Handwerksburschen- und Studentensprache giebt. Nicht genug! Bei jedem Sprunge des Wildes mußte der ausgebildete Edelmann ein Kernsprüchlein zu sagen wissen. Unsinniger giebt es nichts, es giebt keine größere Chikane auf Menschenverstand und Sprache als diese Jagdverslein, von denen man noch Foliobände voll findet, und mit denen ehemals die hochadeligen Köpfe gefüllt waren

So hatte der Adel die Courtoisie von den Turnieren auch in die Jagd übertragen, und wie man früher der Minne zu Lieb einen Speer brach, so that man jetzt zum Ergötzen der Holdseligen eine Sau oder ein Hirschkalb ab.

Wie früher die jungen Edelleute zur Heeresfolge und zur Ausbildung in ritterlicher Uebung als Edelknappen an die Fürstenhöfe zogen, so sah man sie jetzo (im 16., 17. und 18. Jahrhundert) dort das Waidwerk regelrecht erlernen, und dort stiegen die Adepten dieser edlen Geheimnisse vom Hundejungen bis zum vollkommenen Jagdjunker und Jägermeister empor. Es ist besonders ergötzlich zu vernehmen, wie die Edelknaben oft Bekanntschaft machten mit der Hetzpeitsche des Oberjägers, wenn sie fehlgeschossen, einen Jagdspruch zu sagen vergessen oder sonst einen Verstoß gegen die Jagdregeln gemacht hatten, und endlich ein fertiger (fermer) Waidgesell zu werden und als solcher auch vom Handwerk kunstgerecht zu plaudern, war ein so hoher Gipfel aller junkerlichen Vollkommenheiten, daß man sich solche hündische Erniedrigung unter Hunden willig gefallen ließ, während man alle wahre Geistesbildung für pöbelhaft hielt[1]) Hatte nun ein solcher Junker seine Jagd-Stage an irgend einem Hofe glorreich vollendet, so machte er erst seine sogenannte Junkerreise nach Wien oder Paris oder gar nach Italien und zog dann heim auf seine freiadeligen Güter, dort sein edles Waidwerk mit Stolz und Selbstgefallen zum Schaden seiner armen Bauern und zum Untergange seines eigenen Hauswesens zu üben[2]). Des Ovid Metamorphose des Aktäon (sagt Hans Sachs) war eine Prophezeiung für den deutschen Strauch- und Jagdjunker, der, selber zum Tier geworden, von seinen eigenen Hunden und seinem Federspiel (Falken) recht im eigentlichen Sinne des Wortes aufgefressen wurde.

Weil aber die Jagd für so hoch, hehr und heilig gehalten wurde und jeder Edelmann von echter Art so eifersüchtig war auf die Erlegung eines Stückes Wildpret, so kam es, daß häufige Jagdstreitigkeiten vorfielen, nicht allein mit Bürgerlichen und Ackerslenten, die das ihnen zum Schaden gehende Wildpret verletzt oder getötet hatten[3]), sondern auch mit edlen Jagdnachbarn.

---

1) Der Edelknabe mochte unter der Hetzpeitsche des Oberjägers nicht selten Jammerslaute wimmern und daher das plattbergische Wort junkern für wimmern, welches junkern auch einen Grad von Fäulnis bedeutet, in welchem Junker das Wildpret zu speisen pflegten.

2) Um Oekonomie kümmerte sich der Adelige nicht, Jagd und Vogelfang ließen ihm keine Zeit. Seine von ihm so genannten Bauernkümmel, Bauernrekel oder das Bauernvieh besorgte die Bewirtschaftung.

3) Nicht einmal mit oben zugespitzten Pfählen durften die Felder umwehrt sein, damit sich das Wild daran nicht verletze.

Digitized by Google

Wildfolge, Koppel- und Vorjagd [1]), sowie auch nicht genugsam bestimmte Jagdgrenze gaben hier des Streites Anlaß, und selten sind Schlägereien so blutig, selten Prozesse so erbittert geführt worden, als um ein lumpiges Stück Jagd oder um ein erlegtes unschuldiges Häslein. An jedem Bergischen Amtsgericht lagen Haufen von Jagdprozeßakten, und die Düsseldorfer Hofkammer, das Reichskammergericht in Wetzlar mußten bei jeder Generation aufräumen. Viele Adelsfamilien sind um so läppischer Dinge willen verarmt."

Wenn man mit unbefangenem Blicke auf die vergangenen Zeiten zurückschaut und heute das Waidwerk der sogenannten „Aasjäger" und das lichtscheue Treiben der immer mehr überhand nehmenden „Strópper" dabei in Betracht zieht, dann weiß man nicht recht, ob das Handwerk Nimrods in früheren Jahrhunderten lohnender und reizvoller gewesen sein muß, als jetzt.

„Montanus ist sicher kein Jäger gewesen", meinte mein Jagdfreund P. J.

„Und doch war er ein echter Sohn des bergischen Landes. Er war eben ein Dichter!"

„Seine Eltern haben es jedenfalls unterlassen, ihm in der Taufe den Vornamen „Hubert" beizulegen", entgegnete mein Freund.

„Du heißt ja auch nicht Hubert!"

Aber auch heute sind die Worte des alten Jägerliedes bei den veränderten Verhältnissen wahr geblieben:

„Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen,
Wem sprudelt der Becher des Lebens so reich?
Beim Klange der Hörner im Grünen zu liegen,
Den Hirsch zu verfolgen durch Dickicht und Teich,
Ist fürstliche Freude, ist männlich Verlangen." —

Heiliger Hubertus!

---

1) Ein dem jus primae noctis ähnliches Institut.

Digitized by Google

IX.

Der Humor im Gerichtssaal.

Ein alter rheinischer Richter.

In Folge des im Jahre 1879 eingeführten „Deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes" ist bekanntlich eine große Anzahl preußischer und deutscher Richter in den Ruhestand getreten, deren langjährige Rechtfindung und Rechtsprechung auf anderen Prozeßvorschriften und Instanzenbildungen der Gerichte fußte. In der Rheinprovinz namentlich ist ein Richtertypus dahin gegangen, der „juge de paix" der französischen Gerichtsorganisation, der rheinpreußische Friedensrichter, der „als Freund, Schiedsrichter und Vater mehr, als Richter seiner Mitbürger, durch seinen Rat die Prozesse verhindern und durch seine Wachsamkeit den Verbrechen vorbeugen sollte".

Nach der konstituierenden Versammlung von 1790 in Frankreich sollte jeder „rechtschaffene Mann, wenn er auch nur ein wenig Erfahrung und Uebung hat, Friedensrichter sein können". (Am Rhein waren es Juristen, die als Referendare oder Assessoren zum Friedensrichter ernannt wurden.) Enthalten die dabei gehaltenen Reden auch vielfach schöne Verheißungen, die nicht in Erfüllung gegangen sind, so hat der volkstümliche Beruf der Friedensrichter am Rhein, namentlich durch das ihnen unterstehende Vergleichs-Bureau in Civilprozessen, manche Sühne in jeder Lage des Prozesses unter den Parteien wirksam herbeigeführt. Der heutige Amtsrichter steht dem Volke vollständig fern, und wäre es überaus wünschenswert, wenn nach dieser Richtung einiger Wandel geschaffen und der Richter dem Volke etwas näher gebracht würde. Die alten Zeiten und Einrichtungen hatten ihr Gutes und möchte ich den Leser heute mit einem alten rheinischen Friedensrichter bekannt machen, der mir im Leben nahe gestanden und der durch seine gutherzige, überall Vertrauen erweckende Persönlichkeit das Ideal eines preußischen Richters in der rheinischen Stadt war, in der er lange Jahrzehnte seines Amtes waltete und im wahren Sinne des Wortes eine allgemein beliebte und geschätzte Erscheinung war.

Digitized by Google

Der Volksmund erzählt daher noch heute von manchen humoristischen Vorkommnissen am Gerichte und knüpft manche Anekdote an dessen Person mit Vorliebe an.

In den öffentlichen Audienzen (Sitzungen) saß der Friedensrichter in derselben Amtstracht, wie der heutige Amtsrichter, die Advokaten der Landgerichte wetteiferten mit den ebenfalls zugelassenen Rechtskonsulenten, den „Ferkelstechern" in juristischen, spitzfindigen Deduktionen und Anträgen. Die Referendarien, die dem Richter zum Einfuchsen zugegeben waren, vervollständigten mit dem Gerichtsschreiber und Amtsanwalt (in kriminellen Sachen) und dem laut die Parteien ausrufenden Gerichtsvollzieher das Milieu des Gerichtssaales. Der Zuschauerraum war durch die Parteien, Kriminalstudenten, Bauern und Frauen meist dicht gedrängt besetzt.

In einer solchen Sitzung, die von 9 Uhr ab bis spät in die Mittagszeit hinein dauerte, wurde nach Erledigung von über 50 Prozessen am Schlusse von einem Advokaten der Thatbestand eines Civilprozesses mit folgenden Ausführungen vorgetragen:

„Es handelt sich hier um eine durch das Verschulden des Beklagten herbeigeführte Tötung eines Kalbes. Das Kalb war an den Metzger abgesandt und als Frachtgut auf der Eisenbahn verladen; auf dem Bestimmungsorte angelangt, sollte es entladen werden, das Kalb sträubte sich, der Zugführer pfiff zur Abfahrt, der Zug setzte sich in Bewegung — das Kalb wurde herausgerissen und da — wurden ihm die Beine überfahren."

Der Richter, der, durch die langen Vorträge übermüdet, vielleicht anderen Gedanken nachging, fragte in gewohnter technischer Art der Instruktion:

„Wem? dem Kläger oder dem Beklagten?"

„Nein, dem Kalbe, Herr Justizrat!" war die Antwort des Advokaten.

Man kann sich leicht vorstellen, wie der Saal von herzlichem Lachen erzitterte.

Mit stoischem Gleichmut nimmt der Richter die Sache wieder auf mit den Worten:

„Ueberfahren wollen wir also nicht weiter, sondern fortfahren!"

Nun hatte er die Lacher wieder auf seiner Seite.

Ein ander Mal stehen die Parteien wegen Schlägerei und groben Unfugs vor den Schranken, den sie gelegentlich der Kirmes in einem Dorfe verübt hatten. Daran schloß sich eine Civilklage wegen Entschädigung eines bei dieser Gelegenheit den Musikanten auf dem Tanzboden kurz und klein geschlagenen Basses.

Die Parteien stritten um den Wert des Basses und namentlich dessen Größe — ob Baß oder Cello — hin und her. Des vielen Redens müde endet der Richter den Streit mit dem Urteilsspruch:

Digitized by Google

„Ob kleiner Baß, ob großer Baß, ich spiele sie beide, 20 Thaler Entschädigung und damit punctum! Nun haben wir genug Musik!“

In einer Sitzung sieht der Richter, daß im Zuschauerraum ein Mann vor den anderen Zuhörern durch Haupteslänge hervorragt. „Wollen Sie wohl da von der Bank herabkommen!“ Der Angeredete bleibt auf wiederholte Ansprache stehen. Nachdem der Gerichtsvollzieher sich in den Raum begeben hatte, stellte er fest, daß der Mann gar nicht auf einer Bank stand, sondern auf dem Boden — er war eben so groß — es war der Riese Murphi, der sich auf dem Jahrmarkt sehen ließ und gegen seinen Budenbesitzer Prozeß führte.

Ein andermal stand ein Gastwirt aus Herfel unter der Beschuldigung vor Gericht, an einem Sonntage zur Kirchenzeit in seinem Lokale geistige Getränke ausgeschänkt zu haben. Der Richter kommt zu folgendem salomonischem Urteil.

In Erwägung, daß der Beschuldigte zugiebt, an dem betreffenden Sonntage morgens zur Kirchenzeit Wein an seine Gäste verabreicht zu haben, daß nach der Verordnung von so und so das Ausschänken von geistigen Getränken verboten ist — —

In Erwägung, daß dem Herseler Landwein die Eigenschaft eines geistigen Getränkes nicht zukommt, — aus diesen Gründen spricht das Gericht den Beschuldigten von Strafe und Kosten frei.

Es scheint, als ob dieser schon damals zutreffende Erwägungsgrund verhängnisvoll für den dortigen Weinbau geworden ist, heute kennt kein Mensch mehr den Herseler Landwein, er ist von der Weinkarte verschwunden und der Weinbau in diesem Dorfe nur noch Sage.

In dem Zuschauerraum ging es manchmal gemütlich zu; so wurde einst eine dort stehende junge hübsche Engländerin von ihrem Nachbar ohne weiteres geküßt. Die Sache wurde auf der Stelle gesühnt und der Kußräuber wegen „Ungebühr“ mit drei Tagen Haft bedacht. Ein teurer Kuß!

Nicht immer war es den Parteien möglich, als Kläger oder Angeklagte in einem passenden Anzuge zu erscheinen und bot das Milieu des Zuhörerraumes manchmal ein buntes Trachtenbild; es ereignete sich sogar der Fall, daß Gevatter Storch bei einer hoffnungsvollen Bäuerin erschien, die von dem Gerichtsvollzieher in die angrenzende Amtsstube gebracht, dort unter Assistenz des Richters eines gesunden Knäbleins genaß.

In einem anderen Falle sollte der Richter an seinem eigenen Leibe erfahren, wie gefährlich es mitunter ist, in der Rechtsprechung den Parteien Ratschläge zu geben. Eine Anzahl junger Leute, die bei Tage eine fidele Kneiperei gefeiert hatten, standen vor Gericht unter der Beschuldigung „groben Unfug“ verübt zu haben. Gott Bachus hatte nämlich derart gewirkt, daß sie sich auf der Straße

Digitized by Google

seiner flüssigen Gaben entledigten, da in dem betreffenden Lokale ein Tempel der Bequemlichkeit nicht oder zu weitläufig zu erreichen war.

Der Richter hält den jungen Burschen das Unschickliche ihrer Handlungsweise vor und sagt: „Wenn Sie ein Bedürfnis hatten, so hätten Sie in das nächstbeste Nachbarhaus gehen können und gerne hätte man Ihnen dort gestattet, zu verrichten, was Sie in dem Festlokal nicht konnten". Frau Themis waltete ihres Amtes, die Angeklagten wurden zu Strafe verurteilt.

Am Abend nach der Sitzung klingelt es gegen 11 Uhr an der Hausthür des Richters, der mit den Seinen schon im tiefen Schlafe liegt. Nach mehrmaligem Klingeln wird der Richter wach und vom Fenster aus fragt er nach dem Begehren des nächtlichen Ruhestörers.

„Ich muß Sie dringend sprechen, Herr Justizrat!" Der Richter öffnet und der Eintretende bittet um gefällige Erlaubnis des Besuches eines gewissen Ortes, da er sich in höchster Verlegenheit befinde. Mit saurer Miene heißt der Richter in den sauren Apfel und läßt den Eingetretenen gewähren. Nach einer viertel Stunde klingelt es wieder und es wiederholt sich dieselbe Scene, kurz darauf wieder. Unwillig schließt der Richter die Thüre und von unten hört er noch die Worte seines vor wenigen Stunden bei Gericht gegebenen Ratschlages, „das nächstbeste Nachbarhaus zu besuchen".

Ein Bauer stand mit seinem Nachbar in Streit wegen Eindringens der Senk- und Mistgrube in sein Grundstück. Der Richter hält nach längerem Vortrag der Parteien die Vertagung des Spruches für angemessen, da bei dem Bestreiten des Beklagten eine Besichtigung des Inhaltes der Mistgrube an Ort und Stelle vorgenommen werden müsse.

Nach acht Tagen bemerkt der Richter während der Verhandlung einen übeln Geruch aus dem dichtgedrängten Zuhörerraum zum Gerichtstische hervordringen. Selbst die von dem Advokaten angebotene Prise verscheucht den teuflischen Gestank nicht. Nach einigem Nachsuchen entdeckt der Gerichtsvollzieher einen Bauer auf einem Eimer sitzend. Vorgerufen erklärte er: „Härr Richter, ich hann dä Addel (flüssigen Mist) us dä Sänk glich metgebraht, do künnt er et glich selvs ruche. Ich wollt' gän de Koste spare!"

Heutzutage würde ein solcher Eau de Cologne-Kläger von dem gestrengen Herrn Amtsrichter wegen „Ungebühr" eingelocht werden; der alte Friedensrichter machte gute Miene zu dem übelriechenden Spiel, ließ die Sache plaidieren und die Zeugen vernehmen und hätte auch noch den Beklagten verurteilt, den lieblichen Inhalt des Eimers als Prozeßgegenstand und Andenken mit nach Hause zu nehmen, wenn er nicht mittlerweile mit den meisten Anwesenden im Zuhörerraum vor dem „Duft" Reißaus genommen hätte.

Noch viele derartige humoristische Vorgänge würde ich dem

Digitized by Google

Leser verraten, wenn nicht die Amtsverschwiegenheit bei demselben eine Rolle spielte. Aus dem Vorstehenden dürfte indes hervorgehen, daß es bei Frau Themis unbeschadet ihres Ansehens auch manchmal gemütlich hergehen darf.

Der Friedensrichter war ein Richtertypus, der heute leider selten geworden, wenn nicht ganz ausgestorben ist. Bei allen Recht suchenden Parteien war er gleichmäßig angesehen und beliebt; nur eine Klasse von Menschen scheute ihn gleichmäßig und das waren die Droschkenkutscher und die Priesterinnen der Venus, die meist „hoch genommen wurden". In letzteren Fällen endete das Urteil nicht selten „und nach Brauweiler", ein Zusatz, der die davon Betroffenen vor Schreck meist in Ohnmacht fallen ließ, aus der sie in den Armen des Gerichtsvollziehers in frischer Luft wieder bald erwachten.

Ich könnte noch manche schöne Züge aus dem Leben des biederen rheinischen Friedensrichters erzählen — vielleicht ein anderes Mal.

Das steht fest: in segensreicher Weise haben die rheinischen Friedensrichter zeitlebens ihres hohen Richterberufes gewaltet, sie kamen aus dem Volke, gingen mit dem Volke und waren allgemein vom Volke geliebt, geachtet und geschätzt. Ihr Humor trug nicht wenig zur Erheiterung der an und für sich trockenen schematischen Rechts- und Gerichtsverhandlungen bei, sie trafen meist den Nagel auf den Kopf. Und das ist doch die Hauptsache. Was nutzt uns eine dem Volksempfinden völlig fremde Rechtsprechung?! Auch die heutigen schneidigen Herren Amtsrichter können sich die alten Richter in mancher Hinsicht unbeschadet ihres Ansehens zum Muster nehmen und nicht nur von ihrem praktischen Sinne, sondern auch von ihrem Humor manches lernen.

X.

Der Humor bei dem Verfasser.

1. Alt- und Neu-Bonn.

„Wer will dem heitern Ernste wehren,
Wenn er das Lob der Heimat singt,
Von Bonna's Anmut, Bonna's Ehren
Erschall' ein Lied, das würdig klingt!"

Karl Simrock.

Bonn! Und wieder Bonn, so klang es mir freundlich entgegen, als ich nach langen Jahrzehnten als ein Fremder den Bahnsteig verließ und den Boden meiner lieben Heimat im Jahre 1899 wieder betrat.

„Mauern siehst Du und Paläste stets mit andern Augen an", sagt Altmeister Goethe, fremd sahen mich die altbekannten und ehrwürdigen Paläste an, fremd war ich den Blicken der Leute, die mir auf den Straßen begegneten, und doch war ich selbst in der Jugendzeit hier heimisch wie nirgends in der Welt gewesen, hier, wo ich die schönsten Tage als Knabe, Jüngling und junger Mann zuzubringen den Vorzug hatte. Mich trieb es, wie Wolfgang Müller von Königswinter in der Rheinfahrt sagt:

„Fort in die Eb'ne! Welch ein laub'rer Ort,
Der sich am Fuße des Gebirges hebet!
Sieh' das ist Bonn, es raget wonnig dort,
Von Villen, Gärten und Alleen umwebet.
Wir wandern allwärts mit Begeisterung,
Kölns Krummstab herrschte hier vor Zeit, es lebet
Rings in den Schlössern die Erinnerung
An seine Pracht, jetzt ist hier aufgeschlagen
Ein Sitz der Wissenschaft. Er trage jung,
Gesund und frisch die Frucht in künft'gen Tagen!"

Ja, das ist das alte Bonn, ich kenne es allmählich wieder. Freilich hatte es in meiner Jugendzeit wenig über 20000 Einwohner gehabt, und an 800 Studenten säugten hier an den Brüsten der alma

Digitized by Google

mater, während heute Bonn 50000 Einwohner hat und der 2000ste Student schon der Geschichte angehört.

So eilt die Zeit davon mit Riesenschritten. Um mich einigermaßen als Fremder zu orientieren, werfe ich einen Blick in das Bonner Adreßbuch, das mich belehrt, daß in Bonn 18 Kirchen und Klöster, 56 Staats- und öffentliche Gebäude, 7 Banken, 9 Bahn- und 7 Friedhöfe sind. Aus diesen beredten Zahlen ergiebt sich mit Notwendigkeit, daß die Menschen hier im Verhältnis an Frömmigkeit gewachsen, das öffentliche Staats- und Gemeindeleben Riesenfortschritte gemacht hat, der Reichtum und die Zahl der Gründer und Couponabschneider, der Rentner und Apotheker zugenommen, die Vergnügungssucht und Reiselust erheblich gesteigert ist und leider auch bei der Unsterblichkeit vieler Bonner die Sterblichkeit nicht abgenommen hat. Ich nehme daher meinen ersten Weg in früherer gewohnter Weise durch den Hofgarten, wo mich der Zustand der Wiesen und Anlagen geradezu in Erstaunen setzt. Wie war es doch zu meiner Zeit hier so graulich und wüst und leer, als der Pedell Opitz noch die Hofgartenpolizei ausübte und der preußische Staats- vulgo Universitätsfiskus die Erträgnisse der Heuernte der Ober-Rechnungskammer alljährlich in einigen hundert Mark in Einnahme pflichtgetreu melden konnte. Ohne dieses Heu wären die Ochsen Ostelbiens sicherlich verhungert. Ein Herr, dem ich begegne und der mir neugierig folgt, sagt mir, das sei alles anders geworden, seitdem der Geist der Neuzeit, Spiritus[1]) novus, in die Mauern des alten Bonn eingezogen sei. Obschon ich im allgemeinen kein Freund von Spiritus, auch in verfeinertem Zustande bin, so muß ich doch sagen, daß dieser Spiritus für Bonn geradezu eine Notwendigkeit gewesen ist und es Pflicht jeden Bürgers ist, ihm dafür zu danken, daß die Erträgnisse der Heuernte nunmehr dem Gemeindevieh zu Gute kommen. Auf dem „alten Zoll" angelangt, sehe ich den guten alten Vater Arndt noch in unveränderter Haltung die Hand über den „Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" halten; er ist mittlerweile nicht müde geworden und wollen wir hoffen, daß er auch weiter den Deutschen den Daumen hält. Aber was sehe ich da, die alte fliegende Brücke ist nicht mehr da, das alte Wahrzeichen Bonns, mit seinem Schutzpatron, dem heiligen Nepomuk, und seinem alten Brückenmeister Emmerich, der sich zur Bekräftigung seiner Ehrlichkeit jedesmal die inneren Handflächen vor den Passanten aneinanderschlug, um zu zeigen, daß beim Einwurf des Geldes, das er eingesammelt hatte, kein Zweipfennigstück an seinen Fingern mehr klebte. Ist die „Fliegende" etwa weggeflogen? — „Nein, mein Herr", belehrte mich der Herr aus dem Hofgarten, „das verdanken wir alles unserem Spiritus. Im übrigen erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen bekannt mache, ich bin

1) Der Name des Oberbürgermeisters.

Digitized by Google

der Apotheker Doktor Kaspar Schmitz; wenn ich nicht irre, so habe ich Sie in der Jugend auch gut gekannt, wir sind zusammen beim alten Kneifel in die Schule gegangen". — „Ganz recht, jetzt erkenne ich Sie auch wieder. Haben Sie denn hier eine Apotheke?" — „O nein, mein Herr, die Bonner Apotheker haben meist keine Apotheken, alle meine Rezepte sind bereits in den großen Ocean gewandert, ich habe meine Apotheke mit Nutzen verkauft, und das genügte, um mir hier im Süden der Stadt eine Villa zu kaufen und mich nach Herzenswunsch einzurichten". — „Hätten Sie mir doch auch das Rezept gegeben, dann brauchte ich nicht von morgens bis abends in der Tinte zu liegen und darauf zu warten, bis mir die Musen einen vernünftigen Gedanken eingeben, den ich meinen Lesern aufs Papier bringen könnte". — „Mancher lernt's nie, so sage ich und meine Kollegen, deren Zahl sich seit Ihrem Weggang von Bonn wohl verdoppelt, wenn nicht verdreifacht haben wird". — „Wie lange üben Sie diesen angenehmen Beruf?" — „O, schon seit zwanzig Jahren. Er bekommt mir außerordentlich, ich leide weder an den Nerven noch an Podagra und, was die Hauptsache ist, auch nicht an Langweile. Morgens stehe ich um 10 Uhr auf, trinke Kaffee, lese die Bonner Zeitungen, gehe spazieren, trinke meinen Frühschoppen, esse zu Mittag, mache ein Schläfchen, darauf einen Spaziergang und trinke meinen Abendschoppen. So geht ein Tag nach dem andern hin".

„Ganz wie der alte Spaziermajor a. D. Gräff seligen Angedenkens", entgegnete ich, „der nach der Mitteilung unseres hochverdienten Gymnasial-Professors Remacly bei dieser angestrengten Thätigkeit und Beschäftigung noch nicht einmal Zeit fand, einen „Brief" zu schreiben".

Unter diesen lokalgeschichtlichen Gesprächen strahlten mir die entzückenden Bilder vom Rheine entgegen: das Siebengebirge mit seinen symmetrischen Berglinien, nur hier und da unterbrochen von der Habgier der Königswinterer, die, um Geld zu machen, den Bergen das schöne grüne Kleid abrissen und in ihr Fleisch und Blut drangen, um ihnen ihr Rückgrat und ihre Knochen wegzunehmen und sie so eines langsamen Todes umkommen zu lassen. Aber da kam wieder der Spiritus und sagte: „Halt, ihr Königswinterer habt genug Kirmes, und sogar das Wolfgang Müller-Denkmal hat man Euch dorthin gebracht, — wir veranstalten hier in Bonn einen Jahrmarkt und ein Glücksspiel „zur Rettung des Siebengebirges" ". Bravo den Edlen, die durch ihr Interesse an der Lotterie bekunden, daß ihnen der Anblick des Siebengebirges nicht ganz gleichgültig ist! Im Scheidegruße der sieben Berge, im Angesichte der ehrwürdigen Abtei Siegburg, an deren Fuße die Sieg ihre Fluten vorüberwälzt, grüßt von ferne das alte „schwarzrheindorfer Kirchlein", das früher den Blicken des Beschauers durch eine langgestreckte Pappelallee entzogen war. „Die hat

Digitized by Google

der Graf Mirbach abhauen lassen", sagte mein Begleiter, der Apotheker. — „Meines Erachtens ein Mann, der für Kunst und Natur und das öffentliche Wohl einen weiten Blick hat?" — „Ich habe nichts dagegen", meinte der Apotheker, „die 9000 Mark, die er aus dem Holze der Pappeln erzielt hat, haben ihm nicht geschadet". Bei diesen Worten hatte ich die Empfindung, daß der Apotheker doch etwas Realist sein müsse, sonst hätte ihn der Anblick der schönen Bogenlinien der neuen Rheinbrücke etwas poetischer stimmen müssen. Mir gaben die (außer in Düsseldorf) angewandten größten Bogenspannweiten auch einen großen poetischen Schwung. Ich dachte an die vielen Heldenfahrten, die hier gerüstet wurden, an das viele blühende Leben, das hier vorübergangen und gefahren ist und an die mannigfachen Belagerungen und Stürme, die die jetzt gesprengten Stadtmauern ausgehalten haben; einem friedlichen, durch den Zar gesicherten Zeitalter brauchen sie nicht mehr zur Wehre zu dienen. Welche Bedeutung diese Stelle in der Geschichte unseres Vaterlandes und insbesondere in der Geschichte des Rheinlandes gehabt hat, geht vornehmlich aus den Wechselbeziehungen der Orte Bonn und Beuel hervor: Hier sind die alten Ubier von dem rechten nach dem linken Rheinufer auf Veranlassung des römischen Feldherrn Agrippa übergesiedelt, hier haben Karl der Große, Heinrich der Vogler, König Karl, Kaiser Friedrich von Oesterreich, Ruprecht von der Pfalz, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg den Rhein überschritten, in den Wellen des Rheines haben die Hohenzollernkönige Wilhelm der Große, Friedrich und Wilhelm II. mit Vorliebe sich schaukeln lassen. Mit Notwendigkeit mischte sich in dies bewundernde Betrachten der Landschaft immer wieder der Gedanke an die geschichtlichen Gestalten und Begebenheiten, an denen gerade Bonn so reich ist. „Und um dem Humor auch Rechnung zu tragen", sagte der Apotheker, „hat man an der Bonner Seite den Julius Caesar und auf der Beueler Seite das Brückenmännchen in Stein hauen lassen, der Nachwelt zum Gedächtnis, daß der alte Römer (nach der Bonner Geschichte?) den Bonnern gehört, das Brückenmännchen den hochherzigen Beuelern. Nun will ich Sie aber auch nach der „neuen Lese" führen, wenn Sie die sehen, dann werden Sie staunen und begreifen, daß Alt-Bonn auf dem Kopfe steht. „Da Sie mir so vieles zur Erläuterung mitteilen, will ich nicht unterlassen, als Freund der Bonner Geschichte, Sie auf einiges Bemerkenswerte aus der Geschichte dieser Gesellschaft hier aufmerksam zu machen: Diese Lesegesellschaften bezweckten im vorigen Jahrhundert, ähnlich unseren heutigen Bildungsvereinen, die Vermehrung der Interessen ihrer Mitglieder auf litterarischem und politischem Gebiete. In Elberfeld 1775, in Mainz 1785, Koblenz 1785 und Bonn 1787. Die Bonner Lesegesellschaft vereinigte die Liebhaber der schönen Litteratur und Wissenschaften zu einer litterarischen Vereinigung. Jedem Litteraturfreunde stand damals der Besuch frei. Bei der Auf-

Digitized by Google

stellung des Bildnisses des Kurfürsten (am 2. Dezember 1789) hob der Sekretär der Gesellschaft, von Mastiaux, in seiner Rede hervor, „daß dieses Institut durch gemeinschaftliche Kräfte unterstützt, Litteratur, nützliche Kenntnisse unter den Gliedern verbreite und seinen wohlthätigen Einfluß durch Geselligkeit und wissenschaftliche Kultur auf das Wohl des ganzen Landes ausgieße". Professor van der Schüren hob hervor: „Um den Fortschritt der Wissenschaften in unserem Vaterlande bewirken zu können, haben sich hier die Litteraturfreunde verbrüdert". Im Laufe der Zeit hat die Gesellschaft auch in den Kreis ihrer alljährlichen Vorlesungen vorzugsweise die Disziplinen der Oinologie gestellt. Manch edler Tropfen rheinischen Rebenblutes ist durch die Adern der weinverständigen Trinker mittlerweile geflossen, der sie zu immer neuen Thaten begeisterte und nach mannigfachen Umzügen vor Jahren schon an die Ufer des rebenumkränzten Rheines auswandern ließ". „Der Wein hat nicht darunter gelitten, und wenn man die Schätze der Bibliothek der Gesellschaft durchforscht", entgegnete der Apotheker, „so muß man bedauern, daß man eine Leihbibliothek daraus gemacht hat".

Man sieht, daß sich auch hier ein reicher Schatz künstlerischer und litterarischer Befähigung erhalten hat und namentlich die Bonner Bürger das schlummernde Feuer des rheinischen „Weingeschäftes" treu bewacht haben. Tempora mutantur!

Nach dieser geschichtlichen Abschweifung, die bei meinem Freund ersichtlich Interesse hervorgerufen hatte, meinte er, es sei am Platze, sich ein wenig zu stärken, um sich für die weiteren Streifzüge zu rüsten. Da war jedoch die Wahl schwer.

„Wo gehen wir hin?"

„Bonn hat augenblicklich 74 Gastwirte und Pensionsinhaber, 90 Restaurationen, 30 Bierhandlungen und 88 Weinhandlungen, da kommt auf je zehn Studenten eine Kneipe."

„Dann werden die Kneipen wohl alle leer sein?"

„Sie werden sich wundern, weder die Hörsäle noch die Kneipen sind leer, man versteht es hier, das utile cum dulci meisterhaft zu verbinden."

Und mein Freund hatte recht, alle Biere fanden wir vertreten, Münchener, Pilsener, Dortmunder, Kölner „Wieß", Berliner Weiße und wie sie alle heißen mögen. Und dafür, daß das Bier läuft und zu jeder Zeit frisch und kühl ist, sorgt der Durst der Studenten, und dafür muß ihm der Philister auch dankbar sein.

Und was werden in diesen Kneipen für geistreiche Bierreden gehalten, abgesehen von den gelegentlichen causeries eines Rector magnificus emeritus, bei denen leider das Bier fehlt. Freilich hatte er nicht zu fürchten, daß man ihm nachsagte: „si tacuisses philosophus", denn er gehörte der philosophischen Fakultät nicht an.

„Nun wollen wir einmal die Straßen Bonns durchwandern."

Digitized by Google

„Es giebt deren rund hundert, sämtlich sauber und gepflastert, nur einige wenige erinnern wegen ihres fortwährenden unsauberen, staubigen und bei regnerischer Witterung nassen Zustandes an das alte Bonn des achtzehnten Jahrhunderts."

„Gott sei Dank, daß wir nur eine „Nasse Straße" haben, mein Freund, die anderen Straßen sind daher doch alle trocken?!"

Auch in der Benennung der Straßen liegt ein gut Teil Geschichte aus dem alten Bonn: Die Dichter und Komponisten Arndt, Bach (?), Beethoven, Joachim, Liszt, Mozart, Schumann, Schiller, Gluck, Goethe, Simrock, Lessing sind in ihnen verewigt; leider fehlen die Dichter, die Bonn in der Litteraturgeschichte so berühmt und bedeutend gemacht haben, Gottfried Kinkel und sein Kreis, Alexander Kaufmann, Wolfgang Müller, Christ. Joseph Matzerath, Gustav Pfarrius, Emanuel Geibel, Ferdinand Freiligrath und Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes. Sie bildeten den Maikäferbund in Bonn in den vierziger Jahren und haben daher ein Anrecht darauf, von der Stadt bei neuen Straßenanlagen berücksichtigt zu werden.

Vielleicht sind die Namenserben der vielen Privatstraßen damit einverstanden, daß der Name dieser Dichter ebenbürtig an ihre Seite gesetzt wird.

„Da kennen sie die Bonner schlecht, mein Freund, der Mensch denkt und — das Rathaus lenkt."

„Wir wollen daher es den Herren überlassen, die dies besser wissen müssen, und weitergehen und einmal die Universität, das ehemalige kurfürstliche Residenzschloß, ansehen. Was sehe ich: die abgebrannten Dachreiter der beiden ruinenartig in die Luft starrenden Türme sind genau nach dem Stile des 18. Jahrhunderts wieder aufgebaut! Das lasse ich mir gefallen, das spricht für einiges Kunstverständnis und Anhänglichkeit an die schönen Zeiten des vorigen Jahrhunderts, die man vielfach so verkannt und geschmäht hat[1]). Ja, man hat sogar die Frage nach der Bildung der Bonner im vorigen Jahrhunderte vielfach mit Voreingenommenheit behandelt. In Wahrheit hatte sich ein reicher Schatz von künstlerischer Befähigung und gelehrten Kenntnissen in Alt-Bonn erhalten. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bahnen ein und erreichten teils durch die Zerstörung und Bekämpfung verjährter Irrtümer, Vorurteile und falscher Ansichten, teils durch geniale Schöpfungen eine nicht unbeträchtliche Höhe der Bildung und des Kunstgeschmacks. In der Residenz der kölnischen Kurfürsten zu Bonn wurde namentlich der Musik eine Pflanz- und Pflegestätte bereitet, Kurfürst Max Friedrich gründete die Universität, „um reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Köln zu verbreiten", und Maximilian Franz machte es sich zur Aufgabe, dem freien Geiste in der Universität Bonn, im Gegensatze zu dem im alten

1) Vergleiche Abschnitt II dieses Buches.

Digitized by Google

Köln, eine neue Wohnstätte zu bereiten. Die Domherren und der Adel waren nicht minder als die Fürsten mit dem Gedanken der Aufklärung und Freiheit befreundet. Auf den neuerbauten Palästen in Bonn sah man allegorische Bilder und Büsten Voltaires und Rousseaus, deren Werke sogar die Dombibliothek ausleihen mußte. Ich erinnere auch hier an die freundliche Aufnahme des Dichters Aloys Blumauer, des Verfassers der Travestie von Vergils Aeneide, am Hofe Max Franz' in Brühl, und die Zwillingsbrüder, Maler Gerhard und Karl Kügelgen. Die wirtschaftlichen und sozialen Zustände waren im alten Bonn nicht mehr veraltet und zerrüttet als in weltlichen Staaten von gleicher Bedeutung. Der freidenkende Verfasser des im Jahre 1784 erschienenen Buches: „Malerische Reise am Niederrhein" spricht sich sogar bei der Beschreibung des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn dahin aus, „daß er in den reichvergoldeten Schränken des kurfürstlichen Schlosses die besten Schriftsteller unserer Nation in jedem Fache der Litteratur ganz ohne Vorurteil gesammelt gefunden habe".

Nach diesen geschichtlichen Rückblicken meinte mein Begleiter, daß man zweckmäßig dem städtischen Museum einen Besuch abstatten könne, um sich von dem Kunstsinn der Gegenwart in Bonn zu überzeugen. Die bekannten Bilder des Stifters des Museums kannte ich schon von Jugend auf, neu waren für mich die Anschaffungen, die die Stadt der Sammlung einverleibt hat. Das Bild aus dem Kirchenleben Spaniens, das ich schon in Berlin auf der Ausstellung gesehen hatte, ist ein Beweis für den Kunstsinn und den Kunstgeschmack der Bonner, die hoffentlich weitere ähnliche Erwerbungen folgen lassen werden.

In dem oberen Stockwerk wurde ich aber geradezu überrascht. Hier heimelte es mich wie goldener Jugendtraum an, fast alles bekannte Gestalten und Dinge. Hier hat der Verein Alt-Bonn, der Verein für Sammlung Bonner Altertümer, das vorige Jahrhundert in seiner Pracht und Herrlichkeit auferstehen lassen, die jedem Freunde der heimatlichen Geschichte Achtung und Bewunderung abgewinnen muß. Ehre den Männern, die diese längst empfundene Lücke wacker ausgefüllt haben! Unter den 146 Vereinen, die hier sind, möchte ich „Alt-Bonn" an die erste Stelle setzen.

Wir werden hier spielend in die glückliche Zeit der Bonner unter dem Krummstab geführt: Joseph Clemens, Clemens August, Max Friedrich und Max Franz, die Kölner Kurfürsten, treten in Bild und Schrift vor unser Auge. Ihr Andenken lebt noch im Volke fort; die Zeiten des reichen, freigebigen, beliebten Landesfürsten Clemens August sind stets hier gepriesen worden, nicht nur im Sprichwort:

„Bei Clemens August trug man blau und weiß,
Da lebte man wie im Paradeis,
Bei Max Friedrich trug man sich schwarz und rot,
Da litt man Hunger wie die schwere Not."

Digitized by Google

Clemens August war mit einem Wort ein Lebemann, der auch für schöne Frauengestalten empfänglichen Sinn an den Tag legte und dem der Umgang mit italienischen Sängerinnen besonderes Vergnügen machte. Leider finden wir in der Sammlung Alt-Bonn keines dieser Conterfeis, wohl aber das vorzüglich gelungene Oelbild, das den kleinen Zwerg[1]) darstellt, den der Kurfürst an seinem Hofe hatte erziehen lassen und den man häufig mit einem großen Hute auf dem Kopfe, einen langen Degen an der Seite im bönnischen Schlosse umhergehen sah. Er war so groß, daß der Kurfürst ihn bei einem Prunkmahl in eine große Pastete versteckten ließ zur Ueberraschung der Domherren und der Sängerinnen. Der kleine süße Mann schaut mich aus dem Bilde so traulich an, daß ich nicht umhin kann, seiner in gebundener Form zu gedenken:

Klein und groß.

Kurfürst Clemens August, der Erzbischof,
Hatte in seiner Umgebung am Hof
Einen Zwergen, der war ein Franzos,
Der machte Späße für klein und groß.
Man sah ihn täglich allerwegen
Mit großem Hute, langem Degen,
Mit Spitzjabot und breitem Kragen
Und in der Hand sein Naschwerk tragen.
Bei keiner Feier im Bonner Schlosse,
Bei keiner Fahrt in der Staatskarosse
Fehlte der kleine, stolze Mann,
Er saß meist bei dem Kutscher dann.
Einst äußert' ein Domherr an dem Hof
Sein Mitleid, jedoch der Erzbischof
Nahm für das kleine Männchen Partei,
Das wahrlich nicht zu bedauern sei:
„Der kleine Mann ist von uns beiden
Im Gegenteil sehr zu beneiden!"
Der Domherr staunt' drob den Kurfürst an,
Der jenem das Rätsel löste dann:
„Er braucht vor keinem sich zu bücken
Und kriechen gar mit krummem Rücken,
Wie es den Großen wohl mag frommen,
Um ehrlich durch die Welt zu kommen!"

Clemens August hatte auch einen Hofnarren, der den Rang eines Hofkammer-Rats genoß und durch seine launigen Einfälle dem Hofe und den Bonnern viel Spaß machte.

Da ich nun vorhin den Zwergen dem Leser im Liede vorgeführt habe, so will ich Gerechtigkeit walten lassen und von einer uns überlieferten Begebenheit erzählen, in welcher der Hofnarr eine nicht unbedeutende Rolle spielt und die ihm die Würde eines Doktors der Philosophie mit Recht zuerkennt:

---

1) Vergleiche Abschnitt I dieses Buches.

Digitized by Google

Die Lateiner.

Der Kölner Kurfürst und Erzbischof
Hatte in seiner Umgebung am Hof
Zur Kurzweil einen gelehrten Narren,
Wie man sagt', mit einem großen Sparren,
Der war zwar Doktor der Philosophie,
Doch philosophisch meistens noch nie.
Bei einem Gewitter an der Ahr
Der Hofnarr im Walde begegnet war
Dereinstens einem jungen Prälaten,
Der wollte durch das Wasser waten
Und fragte barsch: „Sagt mir, Geselle,
Ist das der Durchfahrt beste Stelle?"
Der Hofnarr fragte drauf den Pfaffen:
„Versteht Ihr Latein?" „Was hat zu schaffen
Das mit der Frage, mein bester Mann,
Obschon ich Lateinisch verstehen kann!
Ich möchte nur wissen, ob die Furt
Dem Gaule da reicht bis zum Sattelgurt!"
Der Doktor sagte: „Versteht Ihr Latein,
Dann braucht ihr gar nicht ängstlich sein,
Reitet in Gottes Namen von dort,
Dann seid Ihr geborgen nach dem Wort
Meines Herrn, mir möchte wohl frommen,
Zu steh'n für gutes Ueberkommen!"
Der Reiter setzt mit froher Geberde
Vom Ufer ins Wasser mit dem Pferde,
Doch bald verlor er allen Grund —
Zu Hülfe eilten zu rechter Stund'
Die Bauern und zogen ihn aus der Flut.
Der Gottesmann geriet in Wut,
Die Auskunft hat ihm nicht behagt,
Den Doktor hat er gleich verklagt
Und ging nach Bonn drauf an den Hof
Zu Clemens August, dem Erzbischof.
Der fuhr den Doktor unsanft an:
„Wie kannst Du täuschen so den Mann
Und bringen ihn noch in Gefahr?"
Der Hofnarr nicht verlegen war:
„Zu Gnaden, Durchlaucht, Euer Wort,
Das selbst Sie führten immerfort
Im Munde, das war es ganz allein!
Sie sagten: „Wer verstehet Latein,
Der kommt auch durch die ganze Welt."
So hab' ich zuerst die Frage gestellt,
Als mich der Kläger hat gefragt,
Und, als er dies bejahte, gesagt:
Dann braucht Ihr gar nicht ängstlich sein,
Hochwürden, wenn Ihr könnt Latein,
Dann kann ich Ihnen freundlich raten
Hier durch die Furt der Ahr zu waten,
Reitet in Gottes Namen von dort,
Dann seid Ihr geborgen nach dem Wort

Digitized by Google

Meines Herrn, mir möchte wohl frommen,
Zu steh'n für gutes Uebereinkommen.
Ich habe niemand je belogen
Und auch den Kläger nicht betrogen,
Das Sprichwort oder gar das Latein
Kann hier nur der Betrüger sein!"
Ob dieser Antwort erstaunt' der Hof,
Und es sprach der Kölner Erzbischof
Und Kurfürst gnädig drauf mit Huld:
„Latein und Sprichwort war dran schuld!"

Auch heute der Hofnarr recht behält,
Man kommt mit Latein nicht durch die Welt,
Auch kann das Sprichwort und das Latein
Noch heute manchem gefährlich sein.

Auch das künstlerische Zeitalter unter Max Friedrich, dessen Denkmal die Bonner Bürgerschaft auf dem Brunnen am Markt in dankbarer Pietät erneuert hat, wird uns in der Sammlung in gewählten Darstellungen vor Augen geführt. Endlich macht als fin de siècle Max Franz den Schluß. Leider vermissen wir das Bild der schönen und geistreichen Babette Koch, deren Wiege in dem heute bereits abgebrochenen Hause zum „Zehrgarten" auf dem Markt stand, und in dem sie nach den Schilderungen Wolfgang Müllers von Königswinter am Stammtisch der Bonner Bürger Beethoven, Fischenich, Belten, Dereser, Gebrüder Kügelgen, von Breuning, „Eulogius Schneider sel. Angedenkens" so manchen Schoppen kredenzt hat. Das hinderte sie nicht, die zweite Gemahlin des Grafen von Belderbusch für kurze Zeit zu werden. Man sieht, daß auch alle Herrlichkeit der Welt ein Ende hat, und daß Babette Koch bei ihrem Einzuge in das gräfliche Haus in der Burgstraße ein so schnelles Ende ihrer schönen Tage und ihrer bestrickenden Reize nicht geträumt haben wird.

Immerhin verdient Babette in der Sammlung auf der Koblenzerstraße verewigt zu werden als ein beredtes Zeugnis, daß es auch in dem damaligen Bonn an schönen Bürgertöchtern nicht gefehlt hat. Und daß es auch an populären Gestalten aus diesem Jahrhundert nicht fehle, hat der Verein die ehrwürdige Gestalt des Bonner Lumpensammlers in Oel vortrefflich malen lassen, der in meiner Kindheit von Bonns Straßenjugend wie ein flüchtiges Wild verfolgt und mit Gejohle begleitet wurde, wenn er, von seinem nächtlichen Lager in einem leerstehenden Möbelwagen aufgescheucht, seines Amtes waltete und, in der Hand den leeren Sack haltend, mit Würde einherschritt, um die Müllkästen an den Häusern nach Forscherweise zu leeren, um Papier und Lumpen zu sammeln, die dann des Abends in brennenden Fusel umgesetzt wurden. Armer Isel, der du uns so manche Freude bereitet hast, der du nach unsäglichen Freuden und Entbehrungen vor Jahren als Leiche in einem Stadtgraben zu Köln aufgefunden worden bist

Digitized by Google

und der hiesigen Anatomie noch nach deinem Tode zur Belehrung der studierenden Jugend gedient hast, hättest du das geahnt, daß man dich hier in Bonn nach deinem Tode noch in Oel malen lassen würde, daß man dich so naturgetreu mit deiner ganzen Habe der Nachwelt übermitteln würde?! Du würdest jauchzen und singen und sagen: „Wär' ich noch am Leben!"

Auf das höchste befriedigt und angeregt schied ich von dem Museum und meinem Begleiter: ich empfand einen freudigen Stolz über die Fortschritte, die dieses Alt-Bonn gemacht hat und freute mich, wieder dessen Bürger mich nennen zu dürfen. On revient toujours à ses premiers amours!

Als ich nach Beendigung meiner Wanderung nach Hause zurückkehrte, da konnte ich aber in Erinnerung an all die lieblichen Bilder nicht umhin, an die schöne Sage zu denken, die ich schon in meiner Kindheit gehört hatte und die also lautet: Als das erste Menschenpaar durch den Engel des Herrn wegen des sündhaften Apfels aus dem Paradiese vertrieben und zur Erde hinabgestoßen wurde, fiel Mutter Eva zu seinen Füßen nieder und bat um Fürsprache bei Gott. Hierbei benetzte sie die Klinge des Schwertes mit ihren Thränen, die an diesem vier Edelsteine lösten, sodaß die letzteren auf die Erde fielen. Der blaue Saphir fiel auf das meerumgürtete Capri, der rote Rubin auf das Ampezzanerthal und die Dolomiten, der weiße Diamant auf den Gornergrat und das Matterhorn, der grüne Smaragd aber fiel auf das rebenumkränzte Rheinthal.

Hier am grünen Rhein will ich daher bleiben und — schreiben von seiner entzückenden Pracht und seinen treuherzigen Menschen.

Alaaf Bonn, auch du bist „ein croin, boven allen steden schoin!"

„Et cum spiritu tuo!" meinte mein Jugendfreund, der Apotheker. „Die Philister sind uns gewogen meist", singen die Studenten, und da auch wir mit der Zeit Philister geworden sind, wollen wir nach der Sitte der Väter handeln!"

Und so möchte ich denn mit den Worten des Grafen Friedrich von Schack vom Leser Abschied nehmen:

„Glücklich, wenn in der Jugendzeit der Schritt
Fern von der Heimat durfte schweifen; sei's,
Daß er geschaut, wie um des Nordens Eis
Der Sonne mitternächt'ge Strahlen sprüh'n,
Sei's, daß gebettet unter Lorbeerrosen,
Er durch das meerhauchfeuchte Grün
Empor zum Himmel sah, dem wolkenlosen,
— — — Ewig jung
Zieht des Genossenen Erinnerung
Mit ihm durchs Leben hin; im spätsten Alter
Ihn noch umflatternd wie ein Frühlingsfalter."

Digitized by Google

2. Der Kohlenfeldzug im Jahre 1889.

Es war im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1889, als ich meinen Bureaurock an den Nagel hing und zu einer achtwöchentlichen, alljährlich gewohnten militärischen Dienstleistung nach dem lieblichen Düsseldorf meine Schritte lenkte, um dort bei Gott Mars das zu finden, was Hermes mit seiner eisengepanzerten Faust mir versagte. Allein der Mensch denkt und — der Bergarbeiter lenkt. Kaum hatte ich den Boden Düsseldorfs betreten und meine Kompagnie einigermaßen kennen gelernt, kaum hatte ich Zeit gehabt, im Kreise der Kameraden einen gemütlichen Skat zu spielen, als auch schon die Wetterwolke aus dem Ruhrkohlengebiet aufzog. — Im ganzen westfälischen Bergarbeiter-Gebiet waren große Unruhen ausgebrochen: Achtstundentag und Erhöhung der Löhne waren die Parole, die die Arbeiterführer Bunte, Schröder und Siegel ausgegeben hatten, es war ein allgemeiner, die öffentliche Ruhe und Sicherheit bedrohender Streik ausgebrochen, der in der Geschichte der Streiks einzig dasteht: 80000 Bergarbeiter waren ausständig geworden.

Am Abend des 11. Mai lag ich müde und schlafbedürftig in meinem Bette, als durch die Straßen Düsseldorfs gegen 10 Uhr der mir seit 1888 nicht unbekannte Alarmruf ertönte. Aufstehen, ankleiden und das Nötigste mit meinem Burschen einpacken, war das Werk eines Augenblicks, gegen 12 Uhr hatte ich schon die Kompagnie feldmarschmäßig gepackt und marschbereit auf dem Kasernenhofe stehen, gegen 1 Uhr dampfte der Extrazug mit einem Bataillon des Regiments in das Ruhrkohlenrevier ab. Gegen 4 Uhr in der Dämmerung langten wir in Bochum an. Schon am 9. Mai abends hatte sich dort am Bahnhofe eine größere Menschenmenge angesammelt, welche von einer Kompagnie des 13. Regiments in die Bahnhofsstraße gedrängt wurde. Da die Menschenansammlung nach mehrmaliger ruhiger Aufforderung des betreffenden Offiziers nicht auseinanderging, ließ der Leutnant eine Salve abgeben, wodurch zwei Personen getötet und mehrere, vom Bahnhof kommende Leute, darunter zwei Kinder, erhebliche Verletzungen erhielten. Ich sah noch am Bahnhof die Spuren dieser Salve, deren Kugeln tief durch das Holz und die Balken des dortigen Weichenstellerhäuschens durchgeschlagen waren. Man kann sich denken,

Digitized by Google

mit welchen Gefühlen wir in diese Stadt im Morgengrauen einzogen und mit welch ängstlicher Spannung die noch schlafende Bevölkerung an die Fenster eilte, um die mit klingendem Spiel durch die Straßen ziehenden Truppen neugierig zu mustern. Ich erhielt vom „Abschnitts-Kommandeur" den Befehl, mit meiner Kompagnie nach Langendreer zu marschieren, welchen Ort ich erst abends über Marten erreichte. In letzterem Ort standen die Arbeiter zu Tausenden auf der Straße, die Frauen lagen in den Fenstern, Kinder und unreife Burschen zogen vor der Kompagnie, die mit den Spielleuten an der „Tête" marschierte, mit Pfeifen und Gejohle einher. Allerhand laute Bemerkungen wurden vernehmbar: „Die schießen mit Watte", „Die haben nur Blechpatronen". Ich ließ die Kompagnie halten und fragte den Feldwebel mit lauter Stimme: „Wie viel scharfe Patronen hat der Mann?" „Achtzig Stück, Herr Hauptmann". Dies wirkte, von da ab war die Haltung der Einwohner eine veränderte.

Die Ortschaften waren sonst öde und leer, nur hin und wieder sah man mißvergnügte, blasse Gesichter aus den Schnapskneipen kommen und gehen. Erst abends gegen 10 Uhr hatte ich meine Leute in Massenquartieren untergebracht, 10 Husaren waren mir zu Patrouillendiensten beigegeben. Endlich froh, zur Ruhe gekommen zu sein, erhielt ich vom Bataillon den Befehl, sofort mit der Kompagnie nach den Zechen Amalie und Heinrich Gustav zu marschieren, um dieselben gegen einen geplanten und den Behörden verratenen Ueberfall in der Nacht zu schützen. Man plante dort, das Kesselhaus zu zerstören und das Bergwerk durch Vernichtung des Pumpwerkes unter Wasser zu setzen. Gegen halb 11 Uhr marschierte ich in den Zechenhof und, von dem überraschten Zechendirektor empfangen, sorgte ich zunächst für Unterkunft und Speisung meiner Leute durch Butterbrote und Bier. Im Direktionsgebäude saßen schon gegen acht Gensdarmen, die der Landrat zur Verfügung gestellt hatte. Mit den Worten: „Die Sie riefen, die Geister, werden sie nun nicht los", machte ich es mir bequem und setzte mich zu der Familie des Direktors, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Gegen 1 Uhr nachts ruft der Posten vor Gewehr mich ab mit der Meldung, daß hunderte Arbeiter im Dunkel herangeschlichen seien und dieselben mit Eisenstangen, Brecheisen und Knütteln bewaffnet wären. Meinen Revolver umschnallen und hinauseilen mit dem Kommando: „An die Gewehre! Gewehr in die Hand! Das Gewehr über, Bataillon soll chargieren, geladen! Mit Sektionen rechts schwenkt, ohne Tritt marsch!" war ein Augenblick. Kaum hatte ich vor dem Hofthore den Befehl zum Schwärmen gegeben, als ich auch einer dichten Menschenwolke gegenüberstand. Den Soldaten schärfte ich nochmals ein, unter keinen Umständen ohne Kommando zu schießen, noch viel weniger auf fliehende Personen. Als ich das Kommando „Magazin" gab (in diesem Jahre waren gerade die Magazingewehre eingeführt worden), stob der

Digitized by Google

dichte Menschenhaufen in wilder Flucht auseinander und nahm das Hasenpanier. Eine Kompagnie schußbereiter Soldaten hatten die Kerle nicht hier vermutet. Ich selbst stand, freilich aufgeregt durch die Situation, mit meinem Revolver schußbereit da. Es war glücklicherweise gut gegangen und statt der Fanfare Chamade vom Gegner geblasen worden, der im Dunkel der Nacht vor den verfolgenden Füsilieren ängstlich in Winkeln sich verkroch. Nichtsdestoweniger versuchten die Streikenden noch in der Nacht an zwei Stellen des Maschinenhauses einzubrechen, was jedesmal durch die als „Schleifen" von mir abgesandten ständigen Patrouillen bemerkt und rechtzeitig verhindert wurde. Hundemüde legte ich mich gegen 3 Uhr, nachdem ich noch mit dem Direktor der Zechen ein gutes Glas Rheinwein getrunken, zu Bette und träumte von der gewonnenen Schlacht, die unblutig verlaufen war und zog schon 6 Uhr morgens mit meiner Kompagnie wieder ab.

Ich dankte Gott, daß der miles ferrarius[1]) als „miles gloriosus" abziehen durfte, ohne daß er nutzloses Blut der verführten und blinden Bergarbeiter hatte fließen lassen müssen.

Das Leben gestaltete sich nun mehrere Wochen nicht so schön, wie in Düsseldorf. Tag und Nacht toujours en vedette, detachierten die Befehlshaber der „Unterabschnitte" (in Bochum saß der „Abschnitts-Kommandeur", Oberst von Michaelis von den Husaren), wo es nötig war, Züge Infanterie und auf diese eine bestimmte Anzahl von Zechen zur Beobachtung. Die ganze Gegend war militärisch organisiert, Patrouillen zogen von Zeche zu Zeche. Alarmzüge erschienen von Zeit zu Zeit auf den Wegen, die zu den Zechen führten, kurz vor dem Schichtwechsel, wo die Arbeit größtenteils ruhte.

Der Abschnitts-Kommandeur wies uns darauf hin, daß es unsere Aufgabe nicht sei, für die eine oder andere Partei einzutreten, sondern daß wir berufen seien, „über den Parteien stehend nur im wirklichen Notfalle mit unserer Macht einzuschreiten, etwaige Ruhestörungen, Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten zu unterdrücken". Der Polizei überließen wir, was ihr gebührte: die Ueberwachung von Versammlungen, das Abnehmen von aufreizenden (roten) Plakaten, Zetteln und roten Fahnen an den Fabriken und Schornsteinen. So lief der Tag in steter Unruhe und Sorge um die öffentliche Sicherheit dahin; machten auch die Arbeiter vielfach nur Fäuste in den Taschen, so gebot doch die Vorsicht, nicht ohne Revolver die Ortschaften und Belegschaften zu passieren.

Ein Soldat auf Posten erkennt in einem vorübergehenden ehemaligen Arbeitskollegen, einem Bergarbeiter aus dem Gelsenkirchener Revier, den Mann, welcher ihm vor seinem Eintritte in das Heer

1) Militärischer Schriftstellername des Verfassers.

Digitized by Google

Uhr, Kleider und Geld entwendet hatte. Er besinnt sich nicht lange, arretiert ihn und führt ihn, „den Geständigen", in polizeiliche Sicherheit.

Eine andere Freude des Wiedersehens hatte im schönen Lichte der Waffenbrüderschaft ein Kamerad. Ein Hauptmann der 39er, der bei dem Sturm auf die Spicherer Höhen am 6. August 1870 als Leutnant einen Zug geführt und an einer schweren Verwundung sieben Jahre gelitten, erfährt, daß ein in den Verlustlisten als tot bezeichneter Soldat seiner Kompagnie in seinem Standorte wohne. Sobald es sein Dienst gestattet, reitet er zu dem wiedergenesenen Krieger hin und begrüßt denselben unter kräftigem Händeschütteln mit einem herzlichen „Guten Morgen, Kamerad!" Gerührt ob dieses, den Hauptmann so ehrenden kameradschaftlichen Sinnes, konnte sich der wackere Vaterlandsverteidiger von 1866 und 1870 der Thränen nicht erwehren. Einer freundlichen Einladung zu einem Gegenbesuch nachkommend, wurde bei einer Flasche guten Rheinweines manche schöne Erinnerung wachgerufen und der „auch Streikende" von dem Hauptmann zur Wiederaufnahme der Arbeit bekehrt.

Die allgemeine Lage besserte sich nur langsam; mit Spannung wurden die Nachrichten aus Berlin über die Audienzen der Arbeiter Ludwig Schröder, Friedrich Bunte und August Siegel, und der Arbeitgeber mit den Verhandlungen des Herrn Dr. Hammacher beim Kaiser verfolgt. Die Bergleute setzten achtstündige Schicht, Erhöhung ihrer Löhne unter Berücksichtigung der stattgehabten Steigerung der Kohlenpreise und Indemnität der Streikenden in dem Protokolle vom 15. Mai durch. In dieser Voraussetzung versprachen sie Wiederherstellung des dauernden Friedens und Wiederaufnahme der Arbeit. Dessenungeachtet gab es eine Masse von Arbeiterführern, die durch Verbreitung von unwahren Plakaten die Wiederaufnahme der Arbeit verhindern wollten und denen der Friede unbequem war. Erst am 22. Mai fuhr von der Belegschaft der Zechen Heinrich Gustav und Amalie, deren Ueberwachung mir anvertraut war, der größere Teil der Arbeiter (906) wieder an.

Eines Tages wurde mir gemeldet, daß auf einer großen Zeche mehrere Maulhelden und Wortführer die Arbeiter zum Niederlegen der Arbeit wieder bewegen wollten. Morgens gegen 4 Uhr rückte ich mit der Kompagnie und meinen grünen Husaren auf einem unbeobachteten Seitenwege aus und gelangte im Dämmerlichte auf den Zechenhof, den über tausend Arbeiter lärmend und schwatzend füllten. Der Obersteiger erklärte mir, daß jetzt Schichtwechsel sei und die an und für sich willigen Arbeiter von den Wortführern bedroht würden. „Still gestanden, das Gewehr über!" kommandierte ich und rief mit weitschallender Stimme in die lautlose Menge hinein: „Ich bin gekommen, um hier die Arbeiter, welche einfahren wollen, vor denen zu schützen, die nicht arbeiten wollen. Diejenigen, die einfahren wollen, stellen

Digitized by Google

sich hier auf, die anderen dort; binnen fünf Minuten ist mir der Platz von den letzteren geräumt. Wenn nicht, so mache ich Ernst und derjenige, der von Euch Soldat gewesen ist, weiß, daß die Uniform des Königs keinen Spaß versteht!"

Die Wirkung war eine überraschende, alle Arbeiter gingen in das Lampenhaus, um sich die Grubenlampe zu holen und fuhren lautlos ein; nur einige Rädelsführer zogen enttäuscht mit Fäusten in der Tasche vom Zechenhofe ab. Anderen Tages erfuhr ich, daß die Eingefahrenen im „Hangenden" doch nicht gearbeitet, sondern dort einen „Meeting" abgehalten hatten. Immerhin hatte ich Ruhe und Ordnung geschafft und das war die Hauptsache. So lief die Zeit unter manch interessanten Erlebnissen dahin.

Am 30. Mai schlug meine Erlösungsstunde: an Stelle der 39er rückte das 1. Bataillon des 16. Regiments aus Köln in Langendreer ein. Ein solennes kameradschaftliches Festessen in Bochum vereinigte zum Abschied die sämtlichen Offiziere aus dem Kohlenfeldzuge. Freudig und stürmisch begrüßt zog das Bataillon in Düsseldorf mit klingendem Spiel wieder ein. Noch mehr war ich überrascht, als ich nach einigen Monaten eine von Seiner Majestät besonders bewilligte „Zulage" erhielt, die den Besoldungszulagen für den Kriegsfall gleich gehalten war; mit Recht kann ich daher von dem „Kohlenfeldzug" reden. Freilich war das Geld sauer und schwer verdient. Immerhin denke ich an diese Zeit mit voller Genugthuung zurück, da es mir doch vergönnt war, auch ein Stück sozialer Arbeit für das Vaterland gethan und an der Lösung der sozialen Frage, soweit es in meinen Kräften stand, mitgeholfen zu haben. Aus dem Verlaufe dieses Feldzuges dürfte die Regierung wohl die Lehre geschöpft haben, daß die soziale Frage weder vom grünen Tische aus, noch mit Bajonetten gelöst werden kann.

Nun ging es wieder an die Ausbildung der Truppe und ihr sommerlicher Führer sollte zeigen, was er mittlerweile gelernt und — vergessen hatte. Zu einer Felddienstübung im großen Gelände war mir im Bataillonsverhältnis eines Tags die Aufgabe zugefallen, eine Feldwache auszusetzen. Nachdem ich die ausgesetzten Doppelposten einzeln abgeritten hatte, kam ich an den Posten des linken Flügels, dessen Stellung ich als zweckmäßig zu erachten im Begriff war, als auch schon die Stimme eines dort im Felde arbeitenden Landmanns mich eines anderen belehren sollte: „Da dürft Ihr dä Poste net hinsetze! Der Major hätt letz' geschännt!" Gewohnt, jeden guten Rat, von wo er auch kam, zu benutzen, sah ich mir das Gelände etwas näher auf Grund der Generalstabskarte an und entdeckte im Nebel, daß einige hundert Schritte weiter der Rhein floß, dessen Thal von dem Standort genau zu übersehen war. Schnell pflanzte ich den Doppelposten des linken Flügels an dieser Stelle auf. Als der gestrenge Herr Major kam und dort meinen Posten fand, war er des Lobes voll und erlebte ich

Digitized by Google

nachher bei der Kritik die freilich unverdiente Anerkennung meines „militärischen Weitblickes". Wenn der Landmann zugegen gewesen wäre, hätte ich mich freilich schämen müssen. Später beim Liebesmahl habe ich indessen Veranlassung genommen, den Herrn Major über mein Soldatenglück aufzuklären.

Dafür, daß der Tag nicht zu lang wurde und der Nachmittagsskat möglichst selten zu stande kam, sorgte im übrigen der damalige gestrenge Herr Divisionskommandeur, der Schrecken der Garnison, der sogenannte „Entfernungs-Herrgott". Besagter General hatte sich in das Studium des Distanzeschätzens besonders vertieft, es war sein Steckenpferd, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Truppen und die Offiziere auf „diese wichtige Materie" hinzuweisen. Am Rheine stellte er mir bei einer Felddienstübung die Frage, mit wie viel Armeekorps- und Divisions-Brückentrain ich den Rhein überbrücken könne. Ich konnte natürlich den Herrn Examinator nicht durch mein Wissen befriedigen, da ich weder Pionier war, noch auf der Kriegsschule (wo diese wichtige Lehre mitunter behandelt wird) gewesen war; auch die übrigen Kameraden wußten die Frage nicht zu beantworten, was mich einigermaßen wegen meiner militärischen Unwissenheit beruhigte. Ich dachte, du könntest den General auch noch manches fragen und freute mich in Gedanken, wenn er gelegentlich auch einmal abgeführt werden würde. Dies geschah bald darauf. Ich hatte jenseits des Rheines eine Felddienstübung im Gelände angesetzt. Der Führer einer anderen Kompagnie bemerkte beim Ausmarsch des Morgens um 6 Uhr den gestrengen General, wie er auf der anderen Rheinseite, bei dem Brückenwärter haltend, in längerem Gespräche sich befand. Der Hauptmann ließ die Kompagnie eine Zeitlang halten und ritt erst, als der General das jenseitige Ufer erreicht hatte, in derselben Richtung weiter. Den Brückenwärter fragte er nach der Unterhaltung des Generals. „Er fragte mich, wie breit der Rhein hier sei". „Was haben Sie da gesagt": „480 Meter". Die Felddienstübung war gegen 10 Uhr beendet, mittlerweile war der Herr Major, dann auch der Stabsoffizier und der Oberst und endlich auch der gestrenge „Entfernungs-Herrgott" erschienen. Die Kritik des Majors fiel wider Erwarten gut aus und gegen Ende nahm der General Veranlassung, auf die Wichtigkeit des Distanzeschätzens nochmals hinzuweisen. „Man müsse dies immer an praktischen Beispielen erproben — beispielsweise, wie weit schätzen Sie die Entfernung des einen Rheinufers von dem anderen?" Der Oberst meinte: 600 Meter, der Major 350 — und als er die Frage an den Hauptmann richtete, war dessen Antwort: „480 Meter". „Ganz genau, auf ein Haar, woher wissen Sie dies aber so genau?" Und sofort war dessen Antwort: „Ich habe *auch* den Brückenwärter gefragt". Die niedliche Geschichte ist seiner Zeit mit vortrefflichen Illustrationen in die Münchener „Fliegenden Blätter" gewandert.

Digitized by Google

3. In gebundener Sprache.

Ein seltener Gast.

Grillen fangend sitzt der Dichter
Heute wie gewohnt am Schreibtisch,
Nicht will folgen ihm die Feder,
Kein Gedanke ihm gelingen.
Und verzweifelnd aus dem Fenster
Schaut er, wie mit g'raden Schritten
Auf sein Haus ein Männlein zugeht,
Das schon gleich auch zieht die Klingel.
„Wer mag's sein, woher des Weges?
In der Arbeit mich zu stören,
Die nicht mal vom Flecke geht.
Heute soll ich Verse machen,
Froh und heiter sein gestimmt!"
Also denkt verstimmt der Dichter.
Und herein, bedächt'gen Schrittes
Tritt in's Haus das ernste Männlein,
Grüßt mit heit'rer, trock'ner Miene.
Und der Dichter fragt: „Wer sind Sie?"
„Ich, mein Herr, — bin der Humor!"
„Paß, Humor, dich jetzt vernehmen!"

Der unbequeme Herrgott.

Morgens, wenn der Tag kaum graute,
Geht die Jungfer Anna pünktlich
Heiter'n Sinnes in die Frühmeß.
Brav und fromm sein war ihr erstes
Und ihr heiligstes Gebot.
Andachtsvoll und weltentrücket
Kniet sie stundenlang vor'm Altar,
Wo die Gottesmutter gnädig
Mit dem Jesukind herabschaut.
Müde ward nicht Jungfer Anna
Hier um Alles fromm zu bitten,
Was allein sie glücklich macht.
Ist es doch des Volkes Vorrecht,
Daß es ausspricht vor dem Herrgott,
Was sein Herz und Haus bewegt!
Wohlgefallen am Gebete
Hatte wohl die Mutter Gottes:
Einem nur gefiel das lange
Beten an dem Bildstock nicht,
Und das war der Kirche Küster,
Der die Pforte gern mocht' schließen,
Wenn die Messe war zu Ende.
Eines Tags stellt er sich hinter
Den Altar und hört die Jungfer
Also schließen ihre Andacht:
„Und dann sorge, Mutter Gottes,
Daß ich jeden Abend habe
Eine gute Flasche Wein!"
Ander'n Tags versteckt der Küster
Seinen Sohn gleich hinter'm Altar.
Als die Messe war zu Ende,
Betet weiter Jungfer Anna,
Und am Schlusse der Betrachtung
Stößt sie aus den alten Seufzer:
„Und dann sorge, Mutter Gottes,
Daß ich jeden Abend habe
Eine gute Flasche Wein!"
Da vom Altar klingt des Kindes
Stimme hell und vorwurfsvoll:
„Ein Glas Wein wär' auch genug!"
Gleich begegnet Jungfer Anna,
Die nicht auf den Mund gefallen,
Solchem Rat des Jesukind's:
„Bist du still, du kleiner Vorlaut,
Was verstehst du von dem Weine,
Deine Mutter weiß es besser,
Was mir alten Frau zukommt!"

Digitized by Google

Der schlagfertige Vater.

Mit seinem Sohn ein biedrer Landwirt fuhr
Vom Hofe in die Stadt im neuen Wagen,
Hoch auf dem Bocke saß vergnügt der Junge
Und lenkt' die Pferde mit dem sichern Zügel
So, daß sie schlugen mit dem Huf die Steine
Und bei der Wendung kamen in Gefahr.
Der Vater hatt' dies zweimal schon gerügt
Und wandte ungeduldig sich zum Sohne:
„Wenn ich so meinen Vater hätt' gefahren,
Dann hätt' er mit der Peitsche mich verhauen!"
Und schnell der Sohn verachtungsvoll erwidert:
„Dann mußt du einen raren Vater haben!"
Als Antwort ruft dem Sohn der Vater zu:
„Lausbube du, 'nen besseren, als du!"

O Ihr Rechtgläubigen!

(Ja Mu menin.)

Wie lebt' so froh das Volk in Ispahan
Im Perserland, so glücklich und zufrieden,
Als noch die Sucht, die Menschen zu bekehren,
In jeden Erdteil nicht gedrungen war!
Hier lebt das Volk nach des Propheten Lehre,
Kennt keinen Wein und liebt den Duft der Rosen,
Der aus den Gärten in die Straßen strömt,
Und fastet streng im Ramasan und eilet
Fünfmal zum Minaret und zur Moschee,
Sobald Muezzin zum Gebete ruft,
Wie es der Koran und die Sunna will.
Da kam nach Ispahan ein Europäer,
Der wohl den Wein, nicht Schiras Rosen liebte,
Und trat zum Perser Mirza Mehmed hin:
„Du bist mein Freund! Wenn Du ein Christ willst werden,
Entsagst Du Allah jetzt und dem Propheten,
So gebe ich Dir zwanzig Golddukaten
Und Du kannst trinken Wein, so viel Du willst!"
Das ließ sich Mehmed wohl nicht zweimal sagen
Und warf die Lammfellmütze auf den Boden,
Hing an den Nagel auch den bunten Kaftan
Und setzt' aufs Haupt sich einen runden Hut,
Trug Rock und Hosen nach pariser Mode:
Er war, mit einem Wort, nach außen Christ.
Und ging zur Schänke, statt in die Moschee,
Wo er in philosophischen Gesprächen
Bei Fatima vertrank die Golddukaten.
Der saure Wein hat ihm doch nicht gemundet.
Kaum hatt' der Stadt den Rücken zugewendet
Der Europäer, als auch schon der Perser

Digitized by Google

Den Hut mit seinem Lammfez bald vertauschte
Und Rock und Hosen mit dem Kaftan, ging
Gewohnten Schrittes wieder zur Moschee.
Als Das erfuhr darauf der Europäer,
Hat er den Mehmed beim Gericht verklagt.
Die Richter waren keineswegs verlegen
Und schlugen nicht einmal den Koran auf.
Sie kamen alsobald zu diesem Spruch:
„Du gabst dem Mehmed zwanzig Golddukaten,
Dafür ist er drei Monat Christ gewesen.
Sei Du dieselbe Zeit Mohammedaner,
So schuldet Mehmed Dir die Golddukaten!"
Der Europäer machte gute Miene
Zum bösen Spiel und beugte sich dem Spruch,
Wie ihn gefällt das persische Gericht.
Er fastet' streng im Ramasan und eilte
Fünfmal zum Minaret und zur Moschee,
Sobald Muezzin zum Gebete rief,
Wie es der Koran und die Sunna will.
Drei Monat' hat ers doch nicht ausgehalten,
Zu leben nach der Lehre des Propheten,
Zu fasten und fünfmal am Tag zu beten
Und zu enthalten sich dabei des Weines.
Drum warf er bald die Lammfellmütze weg,
Hing auch den bunten Kaftan an den Nagel
Und zog zur Schänke, statt in die Moschee,
Um abzuschwören des Propheten Lehren
Und sich zum alten Glauben zu bekehren:
„Was nützen mir die zwanzig Golddukaten,
Wenn ich dabei soll keinen Wein mehr trinken!?
Mögt Ihr den Koran und die Sunna lieben:
Ich bleibe, was ich war, ein braver Christ,
Und darf die Frauen lieben und den Wein!"
Als ihn der Perser so hat angetroffen,
Sagt' Mirza Mehmed drauf: „Ja Mu menin,
Trink' Deinen Wein, sei treu der Bibellehre,
Ich bleib' dem Koran treu. Was recht dem Christen,
Ist auch dem Perser hier zu Lande billig.
Sei glücklich bei der Bibel und dem Wein,
Laß michs beim Koran und den Rosen sein!"

Die Fabel von den drei Ringen.

Vor alten Zeiten lebt' ein Perserkönig [1])
So glücklich wie kaum einer auf der Welt,
Ging doch der Tag ihm dreifach sonnig auf,
Da er drei Frauen hatt' sich zugesellt
Von gleicher Anmut, gleicher Schönheit Zier.

---

1) König Djaudhars. Vergl. die arabisch geschriebene Geschichte **der Perserkönige** aus den Jahren 1017—1022 n. Chr., veröffentlicht und **übersetzt von dem** französischen Orientalisten Zotenberg. Paris 1900.

Digitized by Google

Sie teilten alle drei mit ihm das Mahl
Und freuten sich auch alle gleicher Gunst,
Da jede hatte für ihn neuen Reiz.
Einst hatten alle drei den Schah bestürmt
Und ihn gefragt, wen er am meisten liebte?
Der Schah war durch die Fragen ganz verlegen
Und bat sich aus zur Antwort eine Frist.
Drauf schenkt' er jeder einen schönen Ring
Mit Perlen und mit funkelndem Rubin,
Dabei ließ er von jeder sich versprechen,
Das Kleinod Niemand im Pallast zu zeigen,
Nichts zu verraten auch den ander'n Frau'n.
Und wieder saß der Schah vergnügt zu Tisch,
Als Fatime, Cahira und Chadidscha
Ihn fragten, wer ihm wohl die liebste sei.
Und schnell erwidert drauf der Perserkönig:
„Die Liebste mein besitzt mein Ringelein".
Und Fatime, Cahira und Chadidscha
Sie glaubten alle, daß er sie gemeint
Und hielten treu ihr großes Glück geheim
Und schlossen's ein in ihres Busens Schrein.
So kam's, daß alle drei in Ruhe, Frieden
Und Eintracht lebten, bis der alte Schah
Das Zeitliche nach Jahren hat gesegnet.
So wußte keine um der andern Glück:
Und wie die drei könnt' Mancher glücklich sein,
Wenn er behielt' sein Glück für sich allein!

Pegasus und Asinus.

Feth Ali Schah, der Perserkönig, wollte
Als Fürst zugleich auch Allah's Dichter sein:
So las er einstens seinem Hofpoeten
Die Verse der gekrönten Feder vor.
Und als der Hofpoet darauf vermessen
An seinem Herrn gar strenge Kritik übte,
Da rief er zu den Häschern zornentbrannt:
„So führt mir diesen Esel in den Stall
Und bindet ihn an eine Krippe an!"
Die aber thaten nach des Herrn Befehl.

Nach langer Zeit da ward der Perserkönig
Schon wieder heimgesucht von Gott Apoll:
„Was meinst Du jetzt, lorbeergekrönter Dichter,
Zu diesem Lied, ist es nicht formvollendet?"
Der Hofpoet der hatte stumm, geduldig
Dem strengen Herrn schon lange zugehört,
Als flugs er sich auch hin zur Thüre wandte.
„Wohin, mein Sohn, eilst Du so plötzlich denn?"
Rief Ali Schah; doch jener kreuzt' die Arme,
Und sprach: „Zurück zum Stalle, Majestät!"

Digitized by Google

Die Geschichte vom Hauptmann von Sobbe.

Im Dienst des großen Preußenkönigs stand
Vor Zeiten einst ein Offizier von Adel,
Der als ein eitler Geck in ganz Berlin
Bei Alt und Jung war überall bekannt.
Sein ledern Angesicht trug er geschminkt
Und — sah er auch dem Pavian fast gleich —
Hielt er sich dennoch gar für int'ressant
Und nahm entgegen auch der Frauen Huld
Mit gnäd'gem Blick als stolzer Kavalier.
Der Hauptmann fiel dem Großen König auf,
Der ihn bei einer Wachtparade fragte:
„Kann er wohl spanisch?" Als er dies verneint:
„Das ist doch schade!" sagt' die Majestät.
Der Hauptmann grübelte dranf täglich nach,
Was wohl der König sich dabei gedacht:
„Vielleicht hat er dich gnädig ausersch'n
Zum spanischen Gesandten an dem Hof!"
Gedacht, gethan. Und fleißig lernte er
Das Spanische in seiner freien Zeit.
Und wiederum begegnet' er dem König,
Der ihn vom Kopf bis zu den Zehen maß:
„Sag' er, kann er wohl spanisch sprechen jetzt?"
Und als der Hauptmann dieses stolz bejaht,
Klopft auf die Schulter ihm der alte Fritz:
„Im Urtext kann er lesen, sapperlot,
Den Kameraden jetzt den Don Quixote!"

General Jussefowitsch.

Im Jahre Dreizehn da zogen mit Macht
Zum Rhein die verbündeten Heere,
Im bergischen Lande zu schlagen die Schlacht
Der Entscheidung und Waffenehre.
Jussefowitsch war's, der russische Held,
Der kam mit schweren Kanonen,
Und hatte die Festung Neustadt umstellt
Mit Fußvolk und mit Schwadronen.
Auf gen Neustadt!

Der Boden knirschte im Eis und im Schnee
Von der Last der Höllenmaschinen,
Und als er kam an die Festung — o weh —
Da sah er nur kleine Ruinen!
Zum Teufel, wer hielt zum Narren denn mich,
Und täuschte so meine Standarte,
Der Ort, als Festung bezeichnet er sich
Auf meiner Generalstabskarte!
Auf gen Neustadt!

Digitized by Google

So tobte der Russe vor Wut entbrannt,
Vor seinen erstaunten Soldaten,
Die aber nahmen die Karte zur Hand
Und sah'n, daß sie übel beraten;
Die Karte war noch von Anno Tobak,
Wo Neustadt gehört zu den Festen,
Der Russe marschierte mit Sack und Pack
Drauf siegreich wieder gen Westen.
Auf gen Neustadt!

Kloster Altenberg.

(Virtus asinaria.)

Zu Altenberg im Kloster war
Der Esel ein Orakel,
Den Mönchen zu gefallen gar
That öfter er Mirakel.
Beim Rufe: „Es'lein strecke dich"
An einer kühlen Quelle
Das kluge Tierchen streckte sich
Und fand des Klosters Stelle.

Der Esel war ein kluges Tier,
Daß er den Ort gefunden,
Und seiner Kunst verdanken wir
Erinn'rungsfrohe Stunden.
Wir rufen nicht mehr: „Strecke dich!"
Denn müde sind die Geister,
Beim Rufe: „Tischlein, decke dich!"
Erwacht der Küchenmeister.

Er bringt das Beste, was er hat
Aus Küche und aus Keller
Und sorgt, daß zum Conveniat
Gefüllt sind Krug und Teller.
Hei, wie das blitzt und wie das blinkt
Und wie die Becher schäumen,
Der Bruder Kellermeister winkt,
Erwacht von seinen Träumen.

Er spricht: „Von Herzen geb' ich gern
Den Wein, den wir verwahren,
Wenn ihr Geschichte schreibt, ihr Herrn,
Und forschet nach dem Wahren.
Doch wer von Euch Geschichte macht
Und fälscht, beim Schopf ich packe,
Für diesen hab' ich mitgebracht
Den Knüppel aus dem Sacke!"

Der Mönch von Heisterbach.

Mel.: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein."

„Wer stört in meiner Ruh' mich heut'
Mit Hörnern und Trompeten?
Wer sind die fremden Kriegersleut',
Die hier mein Reich betreten?
Im Jahre Dreizehn durft ich noch
Der Berge Landsturm schauen —
Der kann's nicht sein, seh' ich ja doch
Die Männer gar mit Frauen!
Valleri, vallera, valleri, vallera,
Die Männer gar mit Frauen!"

So spricht der Mönch von Heisterbach
Dort unter alten Bäumen,
Wir riefen ihn vom Schlafe wach
Und seinem finstern Träumen.
Sein grübeln nützte nichts der Welt,
Das hat er längst erfahren,
Der Landwehrmann ihm drum gefällt
Dahier in frohen Schaaren.
Valleri ꝛc.

Digitized by Google

„Mein lieber Freund, wir zogen weit
Zum schönen Rheinesstrande,
Wir sind das Kriegerhandwerk leid,
Woll'n Frieden hier im Lande.
Wir möchten alle gar zu gern
Beschaulich thuen Buße,
Das Leben möchten diese Herrn
Verbringen jetzt in Muße."
Valleri ꝛc.

„Da kann ich Euch ein Führer sein,
Drum folget mir nur alle,
Kommt hurtig nur zu mir herein
Hier in die Säulenhalle:
Cäsarius, mein Herr und Abt,
Barg hier 'nen alten Tropfen,
Den Ihr noch nie gekostet habt,
Braucht nur an's Faß zu klopfen.
Valleri ꝛc.

Ich war ein Thor, mein Leben lang
Zu grübeln und zu denken,
Ich wußte nichts von Becherklang,
Von Frauenlieb' und Schenken.
Hätt' man mich seiner Zeit gelehrt
Die Weisheit früh im Leben,
Ich hätte nicht des Tranks entbehrt
Vom Safte unsrer Reben!"
Valleri ꝛc.

Als kaum geendet er, verschwand
Er an der Kellerpforte,
Die Krieger sind ihm nachgerannt,
Zu halten ihn beim Worte:
Sankt Petri Wirt, schenk ein, schenk ein
Und laß den Becher schäumen,
Vom Heisterbacher Mönch beim Wein
Woll'n hundert Jahr' wir träumen![1])
Valleri ꝛc.

---

1) Der Mönch Cäsarius von Heisterbach († 1240) hat in seinen Schriften, welche eine wertvolle Fundgrube für die deutsche Mythologie und Sittengeschichte bilden, von dem Mönche uns erzählt, der grübelnd über Zeit und Ewigkeit in den Wald gezogen war und nach Jahrhunderten zu seinem Kloster, in welchem man ihn nicht kannte, zurückkehrte. — Vergl. auch V 7 dieses Buches Seite 162.

Digitized by Google

XI.

Aus der napoleonischen Zeit:

Die Feldflasche von Auerstädt.

Die günstige Aufnahme, deren sich der vorliegende Einakter bei seiner erstmaligen Aufführung in Düsseldorf zu erfreuen hatte und der wiederholt ausgesprochene Wunsch, denselben auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu sehen, veranlassen mich, mit der „Feldflasche von Auerstädt" hier meine Leser bekannt zu machen.

Meine kulturgeschichtlichen und militärischen Studien hatten mich in früheren Jahren vielfach auf bemerkenswerthe Zeitabschnitte und Begebenheiten in der Geschichte unseres Heeres geführt, und es gab mir die genaue Durchsicht der mir zur Verfügung gestellten Regimentsacten Anlaß, mich in die kulturellen und militärischen Seiten des Stoffes zu vertiefen und die gewonnenen Gestalten poetisch zu formen auf rein geschichtlichem Hintergrunde unter möglichster Festhaltung der Charaktere dieser Personen.

Die poetischen Gestalten führen uns in die Zeit zurück, als Preußen nach den Freiheitskriegen das napoleonische Joch glücklich abgeschüttelt hatte und der an die Spitze der Civilisation und der Heeres-Ausbildung tretende preußische Staat an die Arbeit ging, sein Heer durch Um- und Neubildung von Regimentern schrittweise zu organisieren.

Die vorhin erwähnten Regimentsakten handeln von der Bildung des 7. und 8. Reserve-Infanterie-Regiments im Jahre 1818, die im Laufe der Zeit den Namen Niederrheinisches Füsilier-Regiment Nr. 39 und Hohenzollernsches Füsilier-Regiment Nr. 40 erhielten und die beide in gleichem Maße mit Ruhm bedeckt, ihren Namen mit unvergänglichen Zügen in die Geschichte Preußens eingezeichnet haben. Beide Regimenter erhielten in Personal-Union einen Regimentskommandeur, der die Uniform des 39. Regiments trug und der von 1818—1828 sie führte, den damaligen Major von Beaufort, der seine Dienstzeit

Digitized by Google

in dem Regiment Schimonsky, das die Nr. 40 trug, begonnen hatte. Er entstammte einer ursprünglich im Herzogthum Modena begüterten Familie, welche aus konfessionellen Gründen ihr Vaterland mit der Dauphiné vertauschte und später in Neufchâtel einwanderte, als in Frankreich mit der Aufhebung des Edikts von Nantes die Verfolgung des reformirten Bekenntnisses begann. Seine militärische Ausbildung erhielt er auf der Militär-Akademie zu Berlin. In der Schlacht bei Auerstädt wurde er verwundet und kriegsgefangen. Als Neufchâtel Frankreich einverleibt wurde, wies er die ihm gemachten Anerbietungen zum Eintritt in die französische Armee zurück. Für sein tapferes Verhalten in der Schlacht bei Dennewitz, Wartenburg und Leipzig wurde er öffentlich belobt. In der Schlacht bei Belle-Alliance erwarb er sich das eiserne Kreuz I. Klasse.

Als Garnisonort wurde für beide Regimenter die Festung Luxemburg bestimmt, die in den Befreiungskriegen den Franzosen wieder abgenommen war. Nach der 3. Coalition der Mächte im Jahre 1805 hatten englische Staatsmänner schon dem Gedanken Ausdruck verliehen, den Eroberungsgelüsten Frankreichs durch Bildung größerer Staatengruppen an dessen Ostgrenze einen Damm entgegenzusetzen. Man sah ein, daß das Luxemburger Land in eine dieser Staatengruppen hineingezogen werden mußte im Hinblick auf seine besonders günstige strategische Lage, dessen Bundesfestung die Straßen vom Nordosten Frankreichs nach Rheinpreußen nördlich des Hunsrückens fast sämtlich unmittelbar oder als Flankenstellung beherrschte.

Meine Dichtung hat den Zweck, das innige Band, das unser ruhmbedecktes preußisches Heer mit dem deutschen Volke von jeher verknüpft, in einem getreuen Geschichtsbilde poetisch zu verklären. Alle Personen des Schauspiels sind streng historisch festgehalten, die Regimentsbefehle wörtlich wiedergegeben.

Der genannte Oberst, zuletzt Kommandant der Festung Cosel, und 1853 aus dem Leben geschieden, erscheint nach den Regimentsacten als eine so vornehme und ritterliche Persönlichkeit, daß es als eine dankbare Aufgabe für den Dichter erscheinen mußte, diesen einzigen Mann und Soldaten in der Dichtung getreu wiederzugeben.

Personen:

Baron von Beaufort, Major und Regiments-Kommandeur.
Josef Becker, Unteroffizier.
Katharina Becker, dessen Schwester.
Knuffke, Sergeant.
Jean Schmitz, Festungs-Approvisionnements-Magazin-Rendant.
Wirtin, Gäste, Rekruten, Soldaten, Marketenderinnen, Soldatenfrauen, Spießbürger und Volk. Ort: Bundesfestung Luxemburg. Zeit 1818.

Digitized by Google

Erster Aufzug.

(Die Scene stellt den Platz vor einer Kaserne dar; im Hintergrunde Festungsmauer; vorn links Estaminet, vor demselben Tisch und Stühle.)

(Schmitz, aus einer Zeitung lesend). „Ich habe bestimmt, daß ein neues Infanterie-Regiment in Luxemburg errichtet werden soll und übertrage die erste Zusammenstellung desselben hierdurch Ihnen mit dem Bemerken, daß ich mir die Ernennung des Regiments-Kommandeurs noch vorbehalte —"

(Ein Gast, die Zeitung wegnehmend). Ach was, monsieur! Lasse Sie doch die chosen, mir wolle keine Soldat prussiens, haben assez von die Camerad —

(Ein anderer Gast). Oui monsieur Provisor, — pardon! wie heißt doch Ihre Rang und Etat, wollte sagen Stand —

(Schmitz). Für euch Limburger Käsehelden bin ich der Festungs — Approvisionnements — Magazin — Rendant!

(Gast einfallend). Ah! a Provisor — Raisonnements — Rendant.

(Schmitz). Ja, guter Mann, laßt das raisonnieren und nehmen Sie gefälligst raison an! Wir leben in zu ernsten Zeiten, als daß man so dumme Witze machen könnte.

(Erster Gast). Was ist denn mit dem nouveau régiment, wollte sagen mit den Füsilier prussiens?

(Schmitz). So hört! Was ich Euch da so eben vorgelesen habe, ist die Allerhöchste Kabinetsordre, mit welcher unser erhabener König von Preußen die Bildung eines neuen Regiments hier befohlen hat. Das Herz lacht mir im Leibe vor Freude, wenn ich daran denke, wie unser liebes deutsches Vaterland immer stärker und größer geworden ist und das Ausland zu immer größerem Respekt zwingt. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie unsere deutschen Brüder endlich wieder einmal sich ihrer Kraft und ihrer Stärke bewußt geworden sind und dem alten deutschen Michel der Zopf abgeschnitten worden ist.

(Erster Gast). Sie wollen sagen die Perrücke, très bon monsieur.

(Schmitz). Nix bon monsieur!

(Zweiter Gast). Racontez Sie doch weiter schön!

(Schmitz). Ja, Kinder, wenn ihr, wie ich, unser großes deutsches Land von den sansculottes so zertreten und niedergedrückt gesehen hättet, ihr würdet die Freude und den Stolz mit mir verstehen, den ich immer habe, wenn ich einen deutschen Bruder in des Königs Rock sehe. (Bewegt.) Ich war dabei, als die Franzosen an den Rhein kamen und einst stand ich in meiner Heimat am Rhein, an der Stelle, wo der große Napoleon — so nennt ihr ihn — einzog; wir standen

Digitized by Google

da und mußten selbst erleben, daß brave Deutsche dem Kartätschenkaiser ihre Reverenz und Honneurs machten! Das Blut kochte mir im Leibe, als ich das sah und ich schämte mich. Ja, dachte ich da, wie weit sind wir gekommen. In der Schlacht bei Auerstädt —

(Erster Gast). Da habt ihr prussiens ordentlich Schläge gekriegt —

(Schmitz). Ja, Schläge! Wer siegte bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz? Die Preußen, immer die Preußen!

Bei Culm, Wartenburg, Möckern und Leipzig? Die Preußen! Wer führte uns zum Sieg und freudigen Tod? Ihr wißt es selbst und ich brauche es euch nicht nochmal zu sagen. „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", so sang unser Fouqué —

(Zweiter Gast). Wohl auch ein Franzos, den ihr euch von der grande nation verschrieben habt?

(Schmitz ärgerlich). Ein Preuße durch und durch und kein Franzos! Avez-vous compris monsieur? Verstande — vous? Mein Herr?

In der Schlacht bei Auerstädt, da war ich in dem dichten Kugelregen, wo uns der Leutnant von Beaufort mit Heldenmut geführt hat —

(Erster Gast). Ist wohl a Luxemburger Kind der Beaufort?

(Schmitz). Da habt ihr schlecht gerathen! Ich kenne den Leutnant ganz genau, denn ich stand in seiner Compagnie, er stammt aus der Schweiz und wenn er auch einen französischen Namen trägt, so war er doch ein preußischer Soldat durch und durch! Ich sah ihn in der Schlacht von einer feindlichen Kugel getroffen fallen und hatte das Glück, selbst stark verwundet, ihm meine Feldflasche zu reichen; „Bruder", sagte er da, „ein Schluck aus Kameradenhand ist Balsam für meine Wunde!" Wir wurden beide nach Magdeburg transportiert; leider kam mein guter Leutnant dann als Kriegsgefangener nach der Kapitulation auf die Festung Schweidnitz. Als seine Heimat Neufchâtel in der Schweiz vor 10 Jahren französisch wurde, hat mein Leutenant stolz alle Anerbietungen zum Eintritt in das Franzosenheer abgelehnt. Das war ein Charakter! Das ist das letzte, was ich von ihm gehört habe.

Ja, ihr Leute, die ihr nicht Soldat gewesen seid, versteht nicht, was es heißt, in's Feld ziehen und Weib und Kind und Vater und Mutter verlassen und in dem Getöse der Schlacht und im Kanonendonner sein Leben lassen —

(Erster Gast). Da sprecht ihr gar von Weib und Kind und bedenkt gar nicht, wie ihr euch schämen sollt, daß ihr noch Junggesell und ledig seid; die Luxemburger Mädchen haben sich in euch getäuscht; erst thut ihr schön und macht ihnen die Cour, wollte sagen den Hof,

Digitized by Google

und dann ist's aus mit der amour, mein Herr Approvi—si—on—nements—Rendant!

(Schmitz verlegen und nachdenklich). Was glaubt ihr gar? Meint ihr, ich sei auf Luxemburger Weiberjagd gezogen? Das fehlte noch — wenn einen (für sich) der Schuh drückt an ganz anderer Stelle.

(Zweiter Gast). Was seh' ich, wird der Mann pensif und incroyable!

(Schmitz). Es war einmal! Ein Traum ist's nur gewesen und ich darf nur denken noch an jene schöne Zeit. Und wenn ihr es hören wollt, so hört. In Köln war's, jener schönen Stadt am Niederrhein, wo lebensfrohe Menschen durch die Gassen ziehen. Ein Jüngling war ich noch von 18 Jahren — da sah ich sie — die meine Sinne ganz berückt. Ich wohnte in der Schildergasse und Trina — meinetwegen könnt ihr auch den Namen wissen — die wohnte Am Neumarkt. Ha, war das eine Freude und eine Seligkeit, wenn wir Sonntags Nachmittags nach Deutz zum Tanzen gingen, ein jeder Bursch beneidete mich und sah uns an mit scheelen Augen, wenn er das schöne Paar im Polka lustig fliegen sah. O, schöne Zeit, die nur so kurz gewesen! (wird melancholisch). Dies letzte Angedenken hat sie mir an den Finger gesteckt, als ich zum letzten Male sie sehen durfte: „Auf ewig Dein!" steht auf dem Ring geschrieben. Noch seh' ich sie, wie wir durch die Gassen zogen und der Waibel die Trommel wirbelte zum Ausmarsch in den blutigen Krieg — ein letzter Gruß und dann auf Nimmerwiedersehen! (schluchzt).

(Zweiter Gast). Auf Nimmerwiedersehen? Wo seid ihr denn nach Auerstädt geblieben?

(Schmitz). Mein erster Schritt galt, als ich von meiner schweren Wunde geheilt war, dem Haus, das meiner Liebe Schönstes barg. Man sagte mir, die Eltern seien in schwerer Kriegszeit verarmt und weggezogen, — wohin, das wußte Niemand mir zu sagen. So kam ich denn nach langem Irren hierhin in diese Festungsstadt, die all mein Sehnen, all mein Hoffen wohl nun begraben soll. — — — —

(Von der Ferne erschallt Musik, welche immer näher kommt; die Rekruten des neuen Regiments ziehen vorbei.)

Das klingt wie mir bekannte Weisen!

Zweiter Aufzug.

(Die Scene stellt einen Kasernenhof dar.)

Erster Rekrut (singend).

„Und sterbe ich noch heute,
Dann bin ich morgen todt."

Digitized by Google

Zweiter Rekrut (singend).

„Ueb' immer treu Parademarsch
Bis an die Knie' im Dreck,
Und weiche keinen Finger breit
Von grader Richtung weg."

Ein anderer Rekrut (singend).

Gestern noch bei vollen Flaschen,
Heute schon mit leeren Taschen —
Morgen fängt das Borgen an.

Ein Bürger (singend).

Darum still! In Civil
Trinken wir noch 'mal so viel!

Feldscheer (singend).

„Schrumheidi, Schrumheida,
Schnaps ist gut für Cholera!"

(Sergeant Knuffke von rechts kommend).

Zum Donnerwetter, mit eurem Schrumheidi, stört hier nicht den Dienst, ich habe jetzt die dummen Kerls da einzukleiden und in die Camisöler zu stecken.

Stillgestanden! Zum Kreise rechts und links schwenkt, marsch!

Zunächst muß ich noch das Nationale von euch dummen Maulaffen feststellen.

(Zum ersten Soldaten) woher? aus Wittenberg?

(Soldat) Zu Befehl, Herr Sergeant.

(Knuffke). Woher du? (Antwort) Aus Torgau. — Und du? Aus Mühlberg. — Und du? Aus Minden. — Und du? Aus Wesel. — Und du? Aus Jülich. — Und du? Aus Saarlouis. — Und du? Aus Cöln. — Und du? Aus Düsseldorf.

(Knuffke). Da hat man ja die ganze Herrlichkeit des deutschen Bundes jetzt zusammen. Das wird 'ne schöne Wirthschaft geben mit solchem Kraut und Rüben. Da wär' ich doch lieber in der Hasenheide zu Berlin geblieben.

(Zum Rekruten, der beim Anpassen der Sachen sich ungeschickt benimmt.)

Zum Teufel, Sapperment, du dämlicher Mostertpott, du wirfst ja den ganzen Mostert in den Salat, krummer Windbeutel — nu — wird's bald? Also aufgepaßt!

Ihr habt jeder mitgebracht: 1 ausgetragene Uniform, 1 Paar Tuchhosen, 1 Paar dito, 1 Mütze, 1 Paar Handschuh, 1 ausgetragene Jacke, 1 Paar Socken.

(Zu einem Soldaten). Da seh' ich, da hat der Kerl wahrhaftig Ohrringe in den Ohren. (Ihn anherrschend). Wißt ihr denn nicht, daß das streng durch Regimentsbefehl verboten ist, Ohrringe zu tragen?

Digitized by Google

Die mögen die Rheinrabauen tragen, ein ordentlicher Soldat trägt so'ches Firlefanzzeug nicht.

Ihr dürft auch keine Bärte an den Unterlippen und um das Kinn herum tragen; der Soldat trägt den Bart vorschriftsmäßig, d. h. der Backenbart muß mit seinen Spitzen nach den Mundwinkeln laufen und über die Linie vom Ohrläppchen zu den Mundwinkeln nicht hinausgehen. Verstanden? Wie hab' ich gesagt?

(Erster Rekrut). Die Mundwinkel sollen mit den Ohrläppchen zusammenlaufen —

(Knuffke). Unteroffizier Becker, schreiben Sie 'mal den Kerl auf, der erscheint heute zweimal vorschriftsmäßig feldmarschmäßig gepackt, dann wird er es wohl lernen! Der Kerl hätte alle Veranlassung aufzupassen und wieder gut zu machen, was das Montirungs-Depot versäumt hat, uns die Czakot-Cordons rechtzeitig zu liefern. (Zu den übrigen Rekruten). Sind die Kerls nun endlich angezogen? Dann merkt euch folgenden Regimentsbefehl:

> „Alles weiße am Soldaten muß blüthenweiß, alles schwarze blankschimmernd und alles metallartige spiegelfunkelnd dem Auge des prüfenden Kenners entsprechen!"

(Zum zweiten Rekruten). Verstanden? Wie hab' ich gesagt?

(Zweiter Rekrut). Alles weiße am Auge des Soldaten muß spiegelfunkelnd und der Prüfung entsprechen.

(Knuffke). Unteroffizier Becker, schreiben Sie auch diesen geistreichen Farbenklekser auf, eine Stunde nachexerzieren. (Fortfahrend). Nun komme ich zum Traktament in der Garnison Luxemburg. Unteroffizier Becker merkt wohl auf: Die Natural-Verpflegung des Gemeinen besteht aus 2 Pfd. Brod, $^1/_2$ Pfd. Fleisch, $^1/_{20}$ Quart Branntwein, $^1/_4$ Pfd. Gemüse und 2 Loth Salz; alle drei Tage wird gefaßt. Den Mostert könnt ihr euch selbst dabei denken. Die Soldatenfrauen und Kinder erhalten außerdem eine außerordentliche Unterstützung von 4 Broden monatlich für die Frau, 2 für das Kind. Hierfür erleidet der Soldat den monatlichen Abzug mit 1 Thaler 20 Silbergroschen; außerdem erhält der Soldat die für die Festung Luxemburg von Sr. Majestät dem Könige bewilligte Gemüse-Zulage von 12 Groschen monatlich —

(Unteroffizier Becker). Der Herr Hauptmann haben befohlen, die Mannschaften mit der Allerhöchsten Kabinets-Ordre bekannt zu machen.

(Knuffke). Ach so (sein Portefeuille hervorziehend). Zum Commandeur des 7. und 8. Reserve-Regiments ist der Herr Major von Beaufort ernannt worden, der mit dem heutigen Tage das Regiment übernehmen wird.

Ich erwarte, daß ihr heute bei der Vorstellung laut und deutlich

Digitized by Google

euren Namen sagt und kerzengerade aus die Nase haltet. Kehrt! Wegtreten! (rechts ab).

(Schmitz von rechts kommend). Was sprach der da? Das klingt so heimatfroh in meiner Brust! Und einen Namen nannte er, der mich mit Stolz und Wehmut gleich erfüllt!

Dritter Aufzug.

(Vor dem Estaminet, Rekruten, Soldaten, Gäste.)

(Verschiedene Stimmen rufen): Sommelière — Sommelière, flacon, flacon!

(Wirtin derb). Silence, mes garçons, ich komme schon.
Quel tapage sacre papier
Ça crie comme des perroquets —

(während sie die Gäste bedient, thun die Soldaten schön mit ihr. Sieht sich um).

Ik sehen viel neuen visagen 'ihr!

(Unteroffizier Becker). Für mich und meine Schwester ein Glas Bier! Was habt ihr denn für Sorten? Wir sind vom Rhein und sind verwöhnt etwas im Gaumen, deux carafons, madame!

(Schmitz aufsehend). Was hör ich oder habe ich nur geträumt, der Mann da ist vom Rhein? Das ist doch gar zu spaßig. (Zur Wirtin). Gebt dem Herrn Unteroffizier nur von dem besten Lagerbier. (Zu Becker). Hier ist noch frei ein Plätzchen, darf ich zu einem Glase Wein den Landsmann einladen? Ein Tropfen aus dem Weinkeller der Magazin-Rendantur!

(Unteroffizier Becker). Ein Landsmann? Woher wißt Ihr denn, wo ich zu Hause bin?

(Schmitz). An Eurer Sprache habe ich Euch gleich erkannt, als Ihr zur Wirtin sagtet: „wir sind vom Rhein!" Seid wohl ungern aus dem schönen Lande am Rheine in dieses holländische Gerberneſt gezogen?

(Unteroffizier Becker). O nein, mein Herr, ich bin Soldat und kenne nur die Pflicht und ist es mir egal, wo ich mein Bett nach meinem Dienste finde. Am Rhein, da giebt's auch andere Menschen, als man sonst dort meistens zu finden glaubt. Mein Vater sagte oft zu mir: „Höre nicht auf deine Freunde, wenn sie auf „die Prüßen" raisonnieren: keine schönere Freude ist es, als für seinen König zu leben und zu sterben!"

(Schmitz). Was Ihr da sagt, das habt Ihr ganz mir aus der

Digitized by Google

Seele gesprochen; auch ich habe keine schöneren Erinnerungen, als an die Zeit, wo ich dem Vaterlande gedient habe und für meinen König in dem Kugelregen meine Brust dem Feinde entgegensetzen durfte.

(Trina Becker zu ihrem Bruder). Nun ist's bald Zeit für mich! Ich habe noch viele Einkäufe für die Küche zu besorgen und wenn nachher der Herr Major nach Hause von der Regimentsvorstellung kommt, dann muß alles schön und fertig sein. Wir decken heute zum ersten Mal den Tisch, der Möbelwagen und die tausend Sachen sind alle hübsch ausgepackt. (Hat Schmitz inzwischen beobachtet, für sich). Der kommt mir doch so bekannt vor, mein Herz wird ganz beklommen.

(Schmitz). Merkwürdig, was mag das Frauenzimmer doch nur haben? Mein Herz ist ganz beklommen, die hab' ich doch irgendwo in der Welt gesehen? (Zu Becker) Wer ist denn das, wohl Ihre Frau?

(Becker). Da habt ihr schlecht geraten, das ist meine liebe Schwester, die mich hierhin begleitet hat und bei unserem Herrn Major als Köchin engagiert ist. Nach dem Tode unserer Eltern ist sie treu an meiner Seite geblieben; sie trauert tief im Herzen um den Liebsten, der seit dem Tag von Auerstädt verschollen ist. Doch sprechen wir nicht weiter davon, wir reißen sonst eine alte Wunde bei ihr wieder auf.

(Schmitz immer aufmerksamer, auf Trina zugehend). Ist es ein Traum oder darf ich meinen Augen trauen? Ein solcher Blick kann nur aus ihrem Antlitz stammen. Wo bin ich, lieber Gott, — vor mir erstrahlt der Jugend Zauberwelt?!

(Trina Becker schluchzend). Ja, Jean, du kannst es nur sein, obgleich ich dich längst verstorben glaubte. Bin ich's — oder bin ich's nicht? Ich kenne mich kaum wieder!

(Schmitz sie umarmend). Ja, du bist es, Trina, mein süßer Schatz, mein Alles, meine einzige Seligkeit! Kennst du das Ding hier an meinem Finger, das du zum Abschied mir dereinstens gegeben hast?

(Trina Becker). Wohl kenn' ich diesen Ring, der unsere Liebe auf dieser Welt nicht hat ersterben lassen. O laßt uns dem Himmel dankbar sein, an diese Stunde hätte ich nimmermehr geglaubt. Erzähle mir doch, wie es dir seit unserm Abschied ergangen ist.

(Schmitz). Dein letzter Brief erreichte mich kurz vor der Schlacht von Auerstädt. Von meiner schweren Wunde geheilt und als Invalide entlassen, war mein erster Schritt in die Heimat. Bangenden und freudigen Herzens trat ich in das Haus deiner Eltern und mußte dort die traurige Nachricht erhalten, daß ihr verzogen wäret — wohin, wußte Niemand zu sagen.

(Trina Becker). Uns ist es schlecht ergangen; wir mußten Alles, was wir besaßen, verkaufen, mein Vater starb vor Gram und meine Mutter folgte ihm bald in's Grab nach. Mein Bruder blieb allein an meiner Seite und haben wir uns gelobt, nicht von einander zu gehen.

Digitized by Google

(Schmitz). Herr Major, ich kann doch nicht dafür, daß wir für einander bestimmt sind —

(Beaufort einfallend). Scherz, Scherz, mein lieber Schmitz, ich habe nichts dagegen; was mich anbetrifft, so werde ich mich wohl nach einer neuen Köchin umsehen müssen, von mir habt ihr allen Segen und den besten Wunsch für eure Zukunft. Nochmals meine Gratulation! (Im Weggehen). Wie könnt' es auch anders sein, der Schmitz hat ja immer zur richtigen Zeit sein Pulver auf der Pfanne gehabt!

Der Vorhang fällt.

Digitized by Google

(Unteroffizier Becker Schmitz umarmend). Sei du der Dritte in unserm Bund! Mein Bruder und mein treuer Freund! Kommt, laßt uns trinken auf dieses schöne Wiedersehen.

(Im Begriffe wegzugehen, begegnet ihnen Major Beaufort.)

(Trina Becker). Zwölf Jahre sind's nun her, daß wir zum letzten Mal uns sahen, eine lange Zeit, ich glaubte immer, du wärest längst gestorben.

(Major Beaufort in das Gespräch einfallend). Unteroffizier Becker, was sind das für Geschichten, kaum sind wir hier im neuen Hause und da fängt ihre Schwester auch schon an zu freien.

(Becker). Zu Gnaden, Herr Major, meine Schwester hat ihren Bräutigam wiedergefunden, nachdem derselbe bei Auerstädt schwer verwundet war und nichts mehr von sich hatte sehen lassen.

(Beaufort). Was, bei Auerstädt verwundet? Den Kriegskameraden möcht' ich seh'n. (Beim Anblicke Schmitz's stutzig für sich). Mir ist, als ob ich trinken müßte noch einmal einen Schluck aus der Feldflasche von Auerstädt!

(Schmitz zu Beaufort gewendet). Herr Major, hier steht ein Unteroffizier, den müßt Ihr kennen, er stand mit Euch im dichten Kugelregen und durfte Euch, die Ihr vor Durst beinahe vergangen waret, seine Feldflasche geben. Da sagtet Ihr: „Bruder, ein Schluck aus Kameradenhand ist Balsam für meine Wunde!"

(Beaufort bewegt). Du bist's? Schmitz, — mein treuer Kamerad von 1806? O sei mir tausendmal willkommen! Ist das eine wunderbare Fügung des Schicksals. Hier hast du meine Hand! Kennst du die Feldflasche noch?

(Schmitz). Ob ich sie wohl noch kenne! Trina, meine Braut, gab sie mir als Abschiedsangedenken.

(Beaufort). Ich habe sie stets als Andenken bei Märschen und im Dienst bei mir geführt. Hier geb' ich sie dir wieder. Als wir in Magdeburg uns trennten, wo du so treu mir stets meine Wunde verbinden halfest, da kam noch manche trübe Zeit für mich heran. Ich wurde, noch nicht geheilt, auf Ehrenwort nach Schweidnitz entlassen und mußte auch noch die Capitulation dieser Festung erleben. Dann aber durfte ich bei Dennewitz, bei Wartenburg und Leipzig wieder mitfechten, war 1814 auch in Paris mit eingezogen. Unvergeßlich ist mir der Augenblick, wo unser Stein und Gneisenau am Tage nach der Schlacht bei Leipzig sich die Hand gaben. Und als ich auf dem Rückzug die Kosacken fröhlich rufen hörte: „Pascholl, Franzos kaput!", da dachte ich, wenn das dein treuer Unteroffizier Schmitz mit anhören dürfte, wo mag der Kerl stecken? Und du bist hier und freist um meine Trina, die mir hier die Küche führen soll; da soll dich doch — —

Digitized by Google

XII.

Aus Preußens großer Zeit:

Die Schlacht bei Spicheren.

(Biwak-Szene.)

(Die Füsiliere liegen zum Teil auf ihren Tornistern, zum Teil stehen sie in Gruppen im Gespräche. Im Hintergrunde der Fabrikhof der Eisenhütte. Die Landschaft ist schwach beleuchtet; ein kleines Wachtfeuer brennt. Zeit: 11 Uhr Abends).

Schwer verwundeter Freiwilliger Joesten[1]).

War das ein heißer Tag! Des Krieges Wolke
Gewitterschwer am hohen Himmel stand,
Die Schwerter blitzten und die Fahnen führten
Zum frohen Siege uns den Berg hinan.

Leutnant (ihm die Feldflasche reichend).

Da, trinkt mit mir, den heißen Durst zu löschen,
Ihr habt's verdient, ich sah Euch wacker kämpfen
Und bluten, nach der Arbeit ziemt's zu ruh'n.

Freiwilliger Joesten.

Habt Dank für diesen Schluck! O, hätt' ich können
Dem Hauptmann fühlen seine schwere Wunde
Als er am „Roten Berg" uns angeführt.
Ich hätte gerne weiter mögen bluten —
Ich that nichts als die Schuldigkeit und Pflicht.

Leutnant.

Les't uns jetzt vor das feurige Gedicht,
Das bei der Kriegserklärung hat verfaßt
Ihr Vetter von der Sanitätskolonne!

Freiwilliger Joesten.

(ein Schriftstück aus dem Brodbeutel hervorholend liest vor:)

„Hoch stürmt der West im Flug daher vom morschen Korsenreiche
Zu fällen mit den Blitzen schwer die alte deutsche Eiche,
Die Eiche, die der Zahn der Zeit verschont und nicht benaget,
Und die in steter Festigkeit vor keinem Feinde zaget.

Der Adler schwingt die Flügel hoch, zu warnen und zu mahnen,
Wie er vor fünfzig Jahren flog voran den deutschen Fahnen.
Am Rhein da hemmt er seinen Flug auf hoher Felsenwarte
Und pflanzt zum Hohn dem welschen Trug jetzt auf die Feldstandarte.

---

1) Derselbe erlag einige Wochen später im Lazareth zu Saarbrücken seiner schweren Verwundung.

Digitized by Google

Auf steilen Felsen thronet dort Germania am Rheine,
Der deutschen Freiheit stolzer Hort, die hohe, hehre, reine,
Gen Himmel hat sie sich gewandt in festem Gottvertrauen
Und ruft vom Fels herab in's Land der deutschen Friedensauen:
„Frei sind wir bis zur Stunde noch in steter Kraft geblieben,
Wenn auch der Zeiten Wogen hoch gen unser Schiff getrieben,
Frei sind wir deutschen Brüder und in Eintracht fest umschlungen,
Wo deutsche Worte sind zur Stund im Vaterland erklungen.
So weit die deutsche Zunge klingt und deutsche Herzen schlagen
Und man begeistert sagt und singt von deutscher Hoheit Tagen,
Da sammelt euch und traget kühn das Banner jetzt zum Streite,
Und lasset euren Zorn entsprühn', das alte Schwert zur Seite!
Nicht gilt es unf'rer Freiheit, nein! es gilt der deutschen Ehre!
Und eure Losung möge sein: „Gott ist mit unserm Heere!"
Der alte Gott, der lebt und webt in unserer Geschichte,
Drum auf! Ihr tapf'ren Söhne hebt die Herzen auf zum Lichte!"
„Germania! Wir sind bereit, und wär' es auch Verderben!
Wir wollen jetzt und alle Zeit für deine Ehre sterben!
Wie in der Brandung eine Burg, stell'n wir uns in die Wellen,
Wir dringen durch den Feind hindurch, an uns soll er zerschellen!
Des Vaterlandes Zier und Schild, die alten Siegesfahnen,
Die mahnen uns wie Sonnenbild an unj're tapf'ren Ahnen,
Ein Zauberspruch ist unser Band, der kann den Teufel bannen:
„Mit Gott für König, Vaterland!" So zogen wir von dannen."

(Die Füsiliere rufen begeistert Hurrah und den letzten Vers nach.)

Füsilier Meyer.

Nun hört, wie's weiter ging! Im Hohlweg sah
Ich heute Brandenburger Kürassiere,
Bei ihrem Zuruf dacht' ich kaum, daß uns
Ein solcher heißer Tag noch werden sollte.
Ich sah vom Stiftswald und vom Höhenkamm
Die Kameraden folgen ihren Führern.
Major von Wichmann brach gar bald zusammen,
Als er den Feind geworfen aus dem Wald.
Die Kugeln schlugen pfeifend um uns ein,
Sie streiften unsern Leutnant an dem Kopfe.
Noch sehe ich, wie Willems, der Sergeant
Im Kugelregen mit den Kameraden
Stets in dem Vordertreffen mutig stand.

Unteroffizier Peters.

Am Stiftswald waren wir vom Feind umringt,
Da rief beherzt zum Walde Sergeant Leist:
„Avant la troisième pour soutien!"
Der Franzmann wurde durch den Ruf getäuscht
Und wich im Feuer feige dann zurück.
Im Walde trat ein Sansculott hervor
Und that, als wollt' er sich ergeben gar:
War kaum zehn Schritte nah gekommen,
Da legt er an sein Chassepotgewehr,
Doch gleich schlug ich's ihm aus den Händen
Und stach ihn nieder mit dem Bajonett.

Digitized by Google

Gefreiter Obermanns.

Ihr hättet sehen sollen, wie vom Blute
Bedeckt war Leutenant Beaulieu!
Am Waldesrand da sprang ich rasch herbei —
Im Kugelregen die Granaten sausten —
Und legt ihm an den stillenden Verband:
Nicht lange mehr wird er wohl leben kaum!
Die Fahne kam mir dabei aus den Augen.

Sergeant Winter.

Mit Overlack gelang es mir, zu retten
Vor'm Feind das Zeichen unf'rer Ehre.
Wir hatten unser Pulver bald verschossen
Und mußten, von dem Feind gedränget, weichen
Und zogen uns zum Winterberg zurück.
Hier brachen durstig und ermattet ganz
Zusammen viele Kameraden bald,
Wir führten manchen auf den Berg hinauf:
Acht Stunden standen wir im dichten Feuer,
Da sammelte der Oberst Eskens schnell
Das erste und das zweite Bataillon.

Füsilier Jacobs.

Im dritten Bataillon da ging es heiß
Auch her. Ich sah, wie unserm Leutnant bald
Die Kugel hatt' den Unterarm zerschmettert
Und Leutnant Piedmont, im Unterleib
Getroffen, fiel. Als ich die Kameraden
Jetzt rings bedrohet, retiriren sah,
Nahm ein Signalhorn ich vom Boden auf
Und blies d'rauf lustig: „Avanciren!"
Und mutig stürzten sich wie Löwen wild
Die Füsiliere wieder auf den Feind.

Vicefeldwebel Eimermacher.

Hei! wie der Franzmann da behende
Gab feige bald darauf sein Fersengeld!
Nicht nötig war da ein Kommandowort
„Fällt das Gewehr!" Wir machten selbst Attaque,
Geachtet hab' ich nicht der eig'nen Wunde.

Unteroffizier Stricker.

So hat denn Gott uns treu beschützet,
Ihm sei die Ehre, unf'res Herzens Dank,
So dachte ich beim Sturme auf die Hütte,
Die mutig hielt in seiner Hand der Feind.
Hier lernt' er kennen unf're Nummer bald,
Marsch, marsch, Hurrah, war unser Ruf allda
Mit Gott für's Vaterland und unsern König!

Füsilier Acker.

Als wir im Sturm die Eisenhütte nahmen,
Zum schnellen Rückzug blasen ließ der Feind,
Da schoß er feig aus Winkeln und Verstecken,
Wie feiger wohl sich zeiget kein Soldat.

Unteroffizier Stricker.

Ihr habt die Antwort wohl darauf gegeben?

Digitized by Google

Füsilier Acker.

Wir rächten uns're Kameraden bald
Und stießen nieder, was sich setzt zur Wehre
Und sühnten so den Tod des Generals.

(Weist auf die Leiche im Hintergrunde.)

(Die Leiche des General von François wird, auf Reisern gebahrt, in's Biwak gebracht).

Tambour Wüstefeld.

Da liegt der Held und unser bester Führer!
Ich seh' ihn noch, wie wir den Berg erklommen,
Am Höhenrande mit gezog'nem Degen:
„Vorwärts!" rief er, „ihr braven Füsiliere!
So führte er die neunte Compagnie.
Der Trommelstock entfiel da meinen Händen,
Als ich getroffen sah den General.
Er gab mir seinen Orden in die Hand,
Darauf geschrieben steht: „Pour le mérite!"
Und unserm Leutenant gab den Trauring er —
Vier Mitrailleusenkugeln trafen ihn,
Im Todeskampfe hauchte er die Worte:
„Ein schöner Tod ist's doch hier auf dem Feld,
Ich sterbe gern, da ich hier selber sehe,
Wie das Gefecht noch immer vorwärts geht!"

(Die Umstehenden nehmen die Helme ab zum Gebet, während die Musik hinter der Scene das Gebet aus dem großen Zapfenstreich spielt.)

O ruhe sanft! wir werden nicht vergessen
Des Helden Namen in dem Regiment!
Du fielest, wie im Jahre Sechsundsechszig
Gefallen der Brigade-Commandeur
Auch an der Spitze uns'res Regiments,
An Schulter und an Händen stark verwundet.
Wir werden Eurer immerdar gedenken,
Und Euer Blut vergoßt Ihr nicht umsonst!

Freiwilliger Joesten (vortretend).

Der Krieger steht im blut'gen Schlachtgewühl
Fest wie der kalte Fels im tiefen Meer,
Die Pflicht ist nur sein einziges Gefühl,
Sein höchstes Gut des Vaterlandes Ehr'.
Vergebens hält um ihn sein streng' Gericht
Der grimme Tod gepaart mit dem Verderben,
Den Krieger zwingt der finst're Schrecken nicht,
Sein Erdenloos ist „siegen oder sterben!"

Doch wenn aus seiner Mitte das Geschick
Den besten seiner Führer ihm entreißt,
Dann füllt mit Thränen sich sein stolzer Blick
Und ernste Wemut lähmet seinen Geist,
Gar bange schlägt ihm dann das eig'ne Herz,
Das Wort versaget bald dem blassen Munde,
Und tief ergreift den Sieger auch der Schmerz
Nach Kampf und Sieg in bitt'rer Trennungsstunde.

Digitized by Google

Druckfehler-Berichtigung.

Seite 104, dritte Zeile von unten, muß es heißen: 28. August statt 18. August. Ebenso Seite 150, zweite und fünfzehnte Zeile von unten.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google